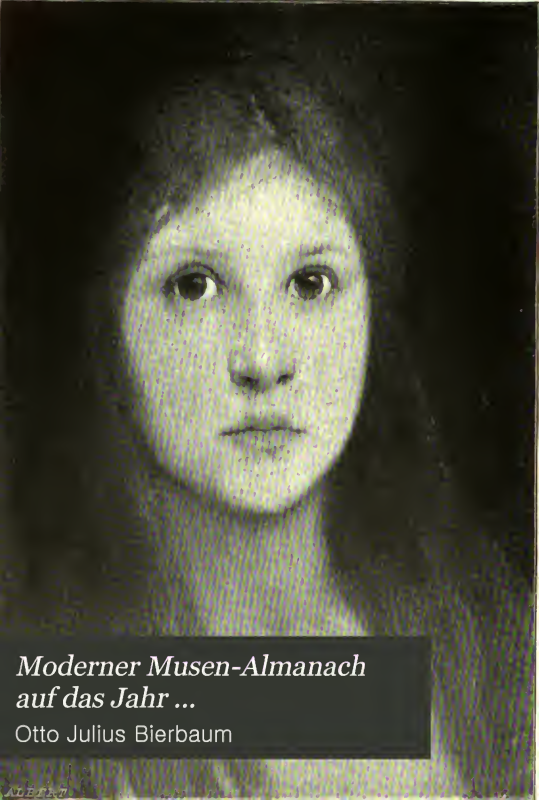


*Moderner Musen-Almanach auf das Jahr ...*

Otto Julius Bierbaum

Moderner

# Musen-Almanach.

Moderner

# Musen-Almanach

auf das Jahr

**1894.**

Herausgegeben

von

**Otto Julius Bierbaum.**

---

## Ein Jahrbuch deutscher Kunst.

**Zweiter Jahrgang.**

Mit Beiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums; mit sechzehn Autotypien nach Werken von Fidus, L. v. Hofmann, Graf Leop. Kalckreuth, Max Liebermann, Gabriel Max, Rudolf Maison, Carl Strathmann, Franz Stuck, Fritz von Uhde, Hans Thoma; und mit den Bildnissen von Hermann Bahr, Richard Dehmel, Gustav Falke, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Karl Henckell, Graf Leopold Kalckreuth, Max Liebermann, Rudolf Maison, Oskar Panizza, Heinz Tovote.

München.
Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.

# Vorwort.

Die Ziele des Modernen Musen-Almanachs sind dieselben geblieben, die in den zur Einführung des ersten Jahrganges geschriebenen Worten niedergelegt worden sind. Er will eine palästra musarum der aufsteigenden künstlerischen Generation in Deutschland sein, will, soweit dies möglich ist, einen Überblick über das vielgestaltige Leben bieten, das sich im Schaffen der Jüngeren und jener Älteren zeigt, die im Streben mit der neuen Generation eins oder verwandt sind.

Eine palästra musarum ist kein Fechtboden für kritische Gänge. Auch dem Herausgeber muß es versagt bleiben, das Schauspiel, das schaffende Künstler hier bieten, mit kritischen Bemerkungen einzuleiten. Er überläßt es gerne und getrost den Kritikern, die Kunst und Wissenschaft des Scheidens und Ordnens an dem reichen Stoffe zu üben, der hier geboten wird. Auch das Gebiet der Antikritik läßt er beiseit, so viel Anlaß dazu sich auch in der großen Menge kritischer Äußerungen zum Musenalmanach auf 1893 fände. Er glaubt, daß dieses Sammelbuch deutscher Kunst durch Beweisstücke des Schaffens besser für den Geist des heutigen Kunststrebens spricht, als es kritische oder antikritische Kundgebungen aus den Reihen derer, die an ihm beteiligt sind, vermöchten.

Man wird in diesem Bande die modern-realistische Gegenwartsdramatik vermissen, in der die „Modernen“ in Deutschland bislang die stärksten Erfolge hatten. Dieser Mangel liegt in der Natur der Sache. Der Versuch, durch Proben moderner Dramatik wenigstens in Bruchstücken ein genaues Bild dieses Schaffensgebietes zu geben, da Raumrücksichten den Abdruck ganzer Dramen verbieten, ist im vorigen Jahrgange des M. M. A. gemacht worden, und es muß zugestanden werden, daß

dieser Versuch nicht geglückt ist. Man muß Dramen dieser Art ganz geben können oder völlig darauf verzichten. Zudem hat sich diese Dramatik bereits die Bühnen erobert und ihre Art siegreich vor der Öffentlichkeit durchgesetzt. Dem Herausgeber des M. M. A. gereicht es zur ganz besonderen Genugthuung, daß es gerade ein Drama, von dem der erste Akt im 93er Jahrgange erschienen ist, war, das einen der stärksten Erfolge des vergangenen und jetzigen Theaterjahres bedeutet: Max Halbes „Jugend“.

Ein Sammelbuch wie der Moderne Musen-Almanach wird sich in der Hauptsache immer auf Lyrik und Novellistik zu beschränken haben und dramatische Bruchstücke nur ausnahmsweise bringen dürfen. Ein solcher Ausnahmsfall scheint dem Herausgeber bei dem in diesem Bande abgedruckten ersten Akte des Bahrschen „Bonaparte“ vorzuliegen, von dem reinlyrischen Fragmente aus Julius Harts Christustragödie ganz zu schweigen.

Ein Vergleich der Autoren-Tafel des 93er Jahrganges mit der des hier vorliegenden Bandes zeigt, daß die Namen der Mitarbeiter an beiden Bänden nicht durchweg dieselben sind. Man wird auch dies in der Natur eines derartigen Sammelbuches begründet erachten, das sich bestrebt, möglichst alle Autoren zu Worte kommen zu lassen, für deren Kunst es eine Art freie Bühne sein will, das aber nicht über soviel Raum verfügt, um jedesmal Alle zugleich zu vereinigen. Der nächste Jahrgang wird Namen wie M. G. Conrad, Max Halbe, Arno Holz, Ompteda und andere, die heuer fehlen, hoffentlich wieder aufweisen können. Eine lückenlose Vollständigkeit wird in einem Sammelbuche indeß kaum jemals erreicht werden können, zumal dann nicht, wenn es, wie der M. M. A., in der Hauptsache nur bisher ungedruckte Beiträge bringen will. Leider mußte der Herausgeber diesen Grundsatz diesmal gerade bei so hervorragenden Dichtern wie Liliencron und Falke umstoßen, weil beinahe gleichzeitig mit dem Almanach neue Sammlungen von Poesien dieser Dichter erschienen.

O. J. B.

# Autoren-Tafel.

(Den mit * bezeichneten ist ihr Bildnis beigegeben.)

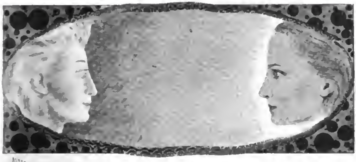
# Künstler-Tafel.

(Den mit * bezeichneten ist ihr Bildnis beigegeben.)

Fidus (Steglitz-Berlin):
Sämmtliche Leisten und Vignetten.
Lust.
Hofmann, Ludwig von (Charlottenburg):
Paradies.
*Kalckreuth, Leopold Graf von (Hoeckricht bei Wansen, Schlesien):
Zur Sommerszeit.
Auf dem Heimwege.
*Liebermann, Max (Berlin):
Geertje.
Altmännerhaus in Amsterdam.
Hamburger Bürgermeister Petersen.
Schafheerde.
*Maison, Rudolf (München):
Der Eselreiter.
Neger.
Max, Gabriel (München):
Studienkopf.
Strathmann, Carl (München):
Der Findling.
Der Tyrann.
Stuck, Franz (München):
Die Sinnlichkeit (nach einer Radierung).
Thoma, Hans (Frankfurt a. M.):
Schlußcapriccio.
Uhde, Fritz von (München):
Bildnis Liebermanns (nach einem Pastell).



Gabriel Max: „Studienkopf"



## Ernst Rosmer.

(München.)

# Das Märchen vom Leid.

Er war ein König. Seine jungen kraftmächtigen Glieder, seine sonneentströmenden Augen waren schön. Er wußte es. Sein Herz war gut, sein Geist klar und sein Wille edel. Er wußte es. Er liebte sein Volk. Gerechte Liebe dem Freund, gerechten Haß dem Feind. Auch sein Volk liebte ihn. Denn er war ein guter König. Und er wußte es.

Er hatte ein Sommerfest gegeben und die Armen beschenkt. Der Dankesjubel ließ seine weiße Stirne in schönem Stolze erröthen. Den stillen Waldpfad mit gedankenallmähligen Schritten abmessend, empfand er noch einmal die Königswonne des beglückenden Gebens. Auf einem moosverwachsenen Stein saß eine gebückte Bettlergestalt. Ein graues Weib in grauem Gewand und grauen fließenden Schleiern. Der König blieb stehen.

Was machst du hier, arme Frau? Bist du nicht beim Feste des Königs gewesen?

Das Weib schaute auf. Unter dem dichten Schleier war das Antlitz nicht zu erkennen. Die Stimme war dunkel und ernst, wie eine nächtlich ertönende Glocke.

Ich gehe zu keinem Fest. Ich gehe nicht zu dir, König.

Wer bist du?

Ich bin das Leid.

Der König erschrak.

Das Leid? Wie kommst du her? Ich will die Freude und das Glück in meinem Lande, nicht dich.

Das Weib schüttelte den Kopf.

Du bist thöricht. Ich bin schöner als die Freude. Ich bin stärker als das Glück. Ich mache den Menschen groß.

Ein Sinnen kam über den König.

Bin ich groß?

Nein.

Aber mein Volk sagt es.

Die Glücklichen. Hast du die Unglücklichen gefragt? Armer König. Bettler kannst du beschenken. Nicht Elende trösten.

Wer kann das?

Das Weib erhob sich langsam. Die Gestalt war mächtig und ragend. Das Abendrot wand einen goldenen Reif um die grau verschleierte Stirne.

Wer mich kennt.

Wer kennt dich?

So wenige. Zu den meisten komme ich nie. Viele stoßen mich von sich. Oder verlassen mich unterwegs.

Ich will dich kennen lernen.

Ich bin dir nicht bestimmt. Ich habe kein Recht an dich. Ich kann nicht zu dir kommen.

Dann gehe ich mit dir.

Dazu hast du nicht die Kraft.

Ich will die Kraft haben.

Das Weib faßte den König an der Hand.

Siehst du dort drüben den Berg? So hoch, daß die untergehende Sonne auf seinem Gipfel zu ruhen scheint?

Dort ist meine Heimath. Ich kehre zu ihr. Der Weg ist steil, die gestürzten Felsen sind mit Dornen umwunden. Nur an drei Stellen darfst du Rast machen. An der ersten wohnt das Unglück, an der zweiten die Verzweiflung, an der dritten der Gram. Nie dürften sie dir nahen. Wenn du freiwillig kommst, werden sie über dich herfallen. Besinne dich. Willst du mit mir gehen?

In des Königs Auge grüßte der sonnenbeschüttete Berggipfel.

Ich will.

Der Himmel dunkelte. Sanftes, schweigendes Sternenlicht begleitete die beiden Wanderer. Der schwere Wiesenthau näßte die seidenen Schuhe des Königs. Die kühle Nebelluft bleichte seine Wangen. Ungekannte verlassene Wege führte ihn das Weib. Ueber fruchtarme Sandfelder, über braunwelliges Moorland, vorbei an niederen traurigen Hütten. Er fragte.

Ist das auch mein Reich?

Ja.

Sind die Bewohner der Hütten nicht bei meinem Fest gewesen?

Nein. Arbeit und Noth verzehrt ihnen Zeit und Kraft. Krankheit schleicht in ihren Gliedern, früh tödtend oder verkrüppelnd. Das sind die Aermsten deines Volkes. Du mußt zu ihnen gehen, wenn du helfen willst.

Der König nahm die Kette mit Edelsteinen vom Hals.

Laß mich hineingehen. Das will ich ihnen bringen.

Das Weib hielt die rasche Wendung seines Fußes zurück.

Geh nicht hinein. Sie schlafen. Für sie ist der Schlaf kostbarer als dein Gold. Am Tage mußt du kommen.

Weiter gingen sie, weiter.

Vor einem blumenumwachsenen Häuschen stand das Weib still.

Hörst du nichts?

Der König lauschte.

Ich höre leises Weinen. Wer weint?

Das Weib führte ihn ans Fenster. Es war offen. Der Mond stand hell in der Stube. Da saß eine Frau und hatte ein todtes Kind auf dem Schooß. Sie redete.

Mein kleines Mädchen. Mein einziges. Wach auf. Sieh mich an. O du böser Tod, du unbarmherziger!

Und sie weinte und küßte den starren Mund der kleinen Leiche.

Das graue Weib flüsterte: Tröste sie doch.

Der König pochte sacht ans Fenster.

Erschrick nicht, arme Frau. Ich bin der König. Du sollst nicht mehr traurig sein. Ich will dich in mein Schloß nehmen. Du sollst heiteren Gesang hören und fröhliche Tänze sehen, wenn du mir versprichst, nicht mehr zu weinen.

Aber die Frau machte ein finsteres Gesicht.

Ich will keinen Gesang und keine Tänze. Ich will weinen um mein kleines Mädchen, Tag und Nacht. Du hast kein Herz, König.

Er fühlte sich rathlos. Das graue Weib zog ihn fort: Was bist du für ein schlechter Tröster.

Kannst du es?

Wohl kann ichs. Aber bei dieser Frau darf ich noch nicht einkehren.

Bist du nicht schon bei ihr? Hat sie nicht Leid genug?

Bei ihr ist nicht das Leid. Bei ihr ist das Unglück.

Weiter gingen sie, weiter.

Sie kamen in einen schwarzen Wald. An eine einsame verfallene Herberge. Weit war die Thür aufgerissen. Verwilderte bärtige Männer saßen um den weinbegossenen Tisch. Gelächter und Fluchen taumelte von ihren Lippen. Zwischen ihnen lehnte eine schöne bruſtentblößte Dirne mit vermüdeten Wangen. Sie sprach, und ihre Stimme klang wie erfrorenes Weinen.

Ein Fest hat der König gegeben? Ja wohl! Alle Armen dürfen kommen, wenn sie gut sind und rein. Warum hat er euch für geringe Vergehen ausgestoßen von den Guten

und Reinen, bis ihr rauben mußtet? Warum hat er mich so lange hungern lassen, bis ich schlecht wurde? Er trägt eine goldene Krone. Wir wollen sie ihm herunterreißen und uns Brod dafür kaufen!

Schmerzlich sagte die Stimme des grauen Weibes: Nun, willst du denen deine Krone geben?

Der König bebte vor Zorn.

Nie, nie! Ich werde sie töten lassen.

Willst du nicht versuchen, sie zu bessern?

Sie sind es nicht werth.

Sie sind es werth. Auch der Verworfenste ist es werth. Aber du kannst es nicht.

Du?

Vielleicht. Jetzt ist die Verzweiflung bei ihnen.

Weiter gingen sie, weiter.

Nun sind wir an der Grenze deines Reiches. Da ist ein Haus, wo ich einkehren werde.

Wie traurig mag das aussehen! Wohl das kleine da drüben mit dem verwitterten Strohdach?

Das ist nicht das rechte. Niemand wohnt darin. Einst hat ein weiser stiller Mann in ihm gelebt. Er ist lange todt. In das große Haus mit der breiten Marmortreppe, da gehe ich hinein. Ich weiß, daß mein Bruder es schon verlassen hat.

Wer ist dein Bruder?

Der Gram.

Sie traten in ein schönes Zimmer mit buntem Getäfel an den Wänden und gestickten Polstern auf den Bänken. Aufrecht im Bette saß ein junges Mädchen. Sie hatte die Hände in das dicke sonnenfarbige Schläfenhaar vergraben und war ganz regungslos. Der König staunte.

Ach ist sie schön! Warum spricht sie nicht zu uns?

Sie sieht uns nicht. Sie ist blind.

Das graue Weib setzte sich auf die Kante des Bettes.

Ich bin wieder da, Mädchen. Vor drei Monden hast du mich fortgeschickt. Und heute?

Das Mädchen suchte mit tastenden Händen den Arm des Weibes.

Bleibe bei mir.

Erst muß ich wissen, was du thun wirst.

Ich werde nicht mehr weinen um das verlorene Licht. Ich werde nicht mehr klagen um den verlorenen Lebensgenuß. Ich werde nicht mehr verzweifeln um meine verlorene Liebe.

Liebst du ihn nicht mehr?

Nur ihn.

Dann wirst du sterben, wenn er eine Andere in die Arme schließt.

Ich werde nicht sterben. Er soll meine junge Schwester zum Weibe nehmen. Denn ihre Stimme zittert, wenn sie seinen Namen nennt. Und ich werde ihm so oft, so lange mit weichen Worten von ihr sprechen, daß er sie lieben muß. All mein Gut werde ich ihnen geben. Ich werde lächeln, wenn sie Hochzeit halten. Ich werde ihnen danken, wenn sie glücklich sind.

Das Weib küßte das Mädchen auf die Stirne.

Ich bleibe bei dir. Du bist werth des Leides. Nun schlafe, nun ruhe, mein stillgewordenes Kind.

Wiederum standen sie draußen in der Nacht. Unzufrieden sprach der König: Ist das alles, was du kannst? Nur zu schweren Opfern hast du das arme Geschöpf gezwungen. Hättest du ihr lieber das Augenlicht zurückgegeben.

Aber das Weib antwortete nicht, und sprach auch nicht mehr, bis sie am Fuße des Berges ankamen. Der König verwunderte sich.

Was hast du mir von dem Wege gesagt? Er ist sanft ansteigend. Ueberall duftende farbige Blumen. Laß mich einen Strauß pflücken.

Das Weib warnte.

Thu' es nicht. Das Bücken ermüdet.

Allein die von biegsamen Stengeln lebendig gewiegten Kelche lockten zu sehr. Der König achtete es nicht, daß sein blauer Gürtel sich löste und ins Gesträuch fiel. Ein heißer

Wind blähte das nicht mehr zusammengehaltene Gewand. Schwarze Wolkenhunde jagten um die brennende Mondesscheibe. Dem König fieberten die Augen. Er bückte sich nicht mehr nach den spärlichen Blumen. Steiler wand sich der Pfad nach oben. Das Geröll glitt unter dem mühsam schleppenden Fuße hinweg. Angstvoll war die Luft, wie der Athem eines Pestkranken. Staubregen wirbelte verdichtend durch das Dunkel. Geier schlugen mit rauschenden weit gebreiteten Flügeln um die Schultern des Königs. Das Herz klopfte ihm in die vertrockneten Lippen, als sie stehen blieben. Vor einem schwarzen Felsenpalaste. Feuer brach aus dem Boden und verschwand. Die Blumen in seiner Hand zerfielen in kleine hüpfende Flammen. Vergeblich suchte er sie von sich zu werfen. Sie krochen gierig fressend in den Saum seines Mantels. Das graue Weib pochte an das eiserne Thor. Es krachte auf. Eine ungeheure Gestalt trat heraus. Die nackten erwürgenden Arme hielten eine schimmernde Geisel.

Was rufst du mich?

Ein König kommt freiwillig mit mir.

Was will er?

Er will das Leid kennen lernen.

Das Unglück schaute mit den weißen spiegelnden Steinaugen nach ihm.

Der? Er wird nicht bis zu dir gelangen. Aber mir werde ich ihn beugen.

Die geballte Faust schlug auf das Haupt des Königs.

Die Krone zerbrach. Ein Splitter stach in die Stirne. Blut quoll über das Gesicht. Der König brach in die Kniee, lautlos. Da riß ihm das Unglück den brennenden Purpurmantel vom Nacken.

Meinen Fuß trete ich in dein Land, stolzer König. Die Empörer werden in dein Schloß brechen. Dein Reichthum wird in mordendem Feuer untergehen. Die rauchenden Trümmer begraben dein Königthum. Zieh weiter!

Und er erhob sich. Trotzeskräftig, mit geklemmten Zähnen, um Schweigen und Beherrschung zu wahren. In den Augenwimpern trockneten die Blutthränen der Wunde. Seine Hände klammerten sich in die Brust. Aber er wollte nicht weinen. Längst hatte er die zerrissenen Schuhe verloren. Mit nackten verwundeten Füßen strebte er vorwärts. Hinauf, hinab. Schwindelnd vor Schmerz und Anstrengung. Eine Schlucht that sich auf, zwischen himmelgethürmten Felsenwänden. Kreisender Sturm riß den Athem der Menschenbrust hinweg. Auf einem lebendigen Schlangenthron mit weithin wehendem Gifthaar saß die Verzweiflung. Sie lachte, aber unaufhörlich fluthete das Weinen aus ihren Augen.

Willkommen, König! Das Unglück hat mir schon seinen Boten gesandt. Der Krieg tobt in deinem Lande. Deine herrliche Stadt ist zerstört. Die Freunde sind ermordet. Die Pest wächst unter dem Volke, denn ich habe quellenden Todtensamen ausgestreut. Du bist rechtlos verjagt, rechtlos verflucht!

Da schrie der König. Schwer stürzte er zu Boden. Sein Herz brach entzwei. Das graue Weib faßte ihn gewaltsam.

Steh auf, steh auf! Hier darf ich nicht lange bleiben.

Klebendes Gewürm heftete sich an seine Haut, kleine scharfe Schlangenrachen küßten seinen Mund. Grausendes Entsetzen krallte ihm die Finger in das Bettelgewand der Führerin. Auf den Knieen ließ er sich fortschleppen. Er weinte. Er raste. Sein Jammergeschrei verfluchte die Elenden, denen er wohlgethan. Er tobte gegen Gott, der die schuldlosen Freunde nicht beschützt hatte. Er wollte sterben.

Tod, Tod, erbarme dich meiner! — — —

Verweinte Dämmerung schlich durch die Wolken. Morgenkälte durchstarrte den entblößten König. Auf Händen und Füßen kroch er schwach und keuchend dem Weibe nach. Je höher es ging, desto schwebender wurden ihre Schritte. Weite Oede. Nicht Laut, nicht Hauch mehr über den vereisten Felsen. Am Boden zusammengekrümmt sah der König ein Gerippe

in Sarglumpen. Das wird der Tod sein! Er streckte die Hand aus.

Erbarme dich! Ich bin ein König, der sterben will.

Das Gerippe wandte die leeren Augenhöhlen nach ihm.

Ich bin nicht der Tod. Ich bin der Gram, der Hunger im Herzen. Bleibe bei mir und du wirst langsam verhungern.

Die Schwäche betäubte den König. Er sank neben das Gerippe. Undeutliches Sinnen träumte sich durch das schlaffe Bewußtsein. Das verlorene Glück. Alles verloren. Und für ewig verloren. Wie ein bitterer fressender Saft krümmte es sich durch sein Gehirn. Elende Erde! Elendes Leben! Nicht mehr sehen, nicht fühlen. Nur sterben!

Von ferner Höhe klang eine mächtig klare Stimme herab:

Ein König wollte das Leid kennen lernen. Aber allein steht es jetzt auf dem Gipfel des Berges. Der König hatte keine Königskraft. Er hatte nur den Menschenstolz des Glückes, nicht die kronenlose Demuth der Weisheit. Und noch rufe ich ihn.

Wie es ihn fortzog! Dieser schmerzgeborenen Stimme entgegen. Die Augen geschlossen, ertastete er mit den Händen den Weg. Schon war er näher.

Muth, du Ringender. In deine eigene Brust wende die Klage! Als Richter deiner eigenen Schwäche vergebe allen!

Nahe war er, ganz nahe. Aber sein Haupt glitt herab. Er ahnte das Leid, ohne es erreichen zu können.

Zu spät! Ich fühle den Tod.

Fühle ihn nicht, König! Oeffne dein Auge. Sieh' mich an!

Und er zwang die brechenden Lider empor. Schön wie die schweigende Sonnenluft des Morgens stand auf dem Gipfel des Berges ein weißes Weib.

O versagender Wille! Nur einen Schritt, nur einen .... er lag zu ihren Füßen. Die Stirne berührte den Saum des kühlen Gewandes. Er ruhte. Lange, lange. Und reiner Ernst ließ ihn mit friedevoller Ueberlegung an sein Leben zurückdenken, das geschmückte, prangende, begehrte Leben.

Vorüber. Grau lagen die Locken auf seinen Schultern. Er war alt geworden. Er fühlte es. Und er lächelte.

Das Weib neigte sich zu ihm.

Ich höre deine stummen Worte. Ich sehe sie in deinem Lächeln. Jetzt darf ich dich erheben.

Strömende Kraft richtete seine nothgebrochenen Glieder auf. Nicht überbrausende Jugendkraft; die ernstwillige, vom Geiste zu festen Zielen geleitete. Hinunter sah er in das Thal. Auf sein Land. Verwüstung. Grabfelder. Hungerblasse Weiber, irrende Kinder. Und in grünlichen Dämpfen hauchte der leichenkranke Erdboden die Pest aus. Das Mitleid wuchs wie der Tag in seinem Herzen.

Das weiße Weib betrachtete ihn.

Sie haben deine Krone zerbrochen, deinen Purpur zerrissen, siehe, du bist gerächt. In ein anderes glückliches Land werde ich dich geleiten, über ein anderes glückliches Volk sollst du herrschen, und wieder sollst du Krone und Purpur tragen.

Tief forschte der König in die Augen des Weibes. Einsame Augen mit ewigkeitsuchendem Blick.

Ich will nicht mehr König sein. Nicht zu dem fremden glücklichen, zu meinem eigenen unglücklichen Volke kehre ich zurück. Als Bettler will ich in ihren Hütten wohnen. Nichts fordere ich mehr. Nur geben will ich. Elende trösten und Verlorene retten. Ich kann es. Denn ich habe dich gesehen.

Die herrlich erwachte Sonne weinte Lichttropfen auf das Haupt des grauen Mannes. In schwebende Sterne wandelten sich die Worte des Weibes: Ich grüße dich, Königsbettler! Ich beuge mich dir! In das Angesicht Gottes hebt sich deine Seele und wird groß! Trage es in dir als geheiligte und heiligende Kraft — dein Königsleid!

## Maria Janitschek.

(Leipzig.)

### Pallanza.

Vor meiner Kammer eine einsame Föhre steht,
Darin der Abendwind auf und nieder geht,
Darin deine liebe Seele flüstert,
Wenn's draußen mitternächtigt und düstert.

Das Fenster klirrt auf. Es rauschet sacht herein . . .
Die Wände flimmern plötzlich in silberblauem Schein,
Glutathmend überdränget ein Küssen mich . . .
O Seele, stürmische, liebe, ich — fühle dich.

### Stärker als Feuergluten.

„Frau Maria, ich liebe dich!
Ich lieb deiner stolzen Lippen Pracht,
Deiner wilden Locken dunkle Nacht,
Deiner Nüstern geheimnißvolles Zittern,
Deiner Augen leuchtendes Ungewittern.
Frau Maria, werde mein Weib!"

Sie drehte die goldene Spindel
Als er warb um sie mit heißem Blut,
Sie rief mit freiem Liebesmut:
„Feind war dein Vater dem meinen.
Willst du mich küren, verlaß die Deinen,
Deine Burg betret ich nicht."

„Frau Maria, ich liebe dich!
Tot sind die Alten, tot ihr Haß,
Mutter und Schwestern im Frauengelaß
Weben für dich das Hochzeitsgewand,
Frau Maria, deine Hand, deine Hand!
Die Myrthen wollen nicht warten."

Sie schüttelte leise das Haupt.
„In der Halle wo er zum letzten mal
Der Tochter zutrank aus mächtigem Pokal,
Wo die Ahnen zechten in fernen Tagen,
Wird die Hochzeitstafel aufgeschlagen,
Die Burg verlaß ich nicht."

. . . . . . . . . . . . . . . .

Die Schwestern umschlangen ihn zärtlich,
Die Mutter küßte den blassen Mund,
„Mein Sohn, o werde wieder gesund!"
Er kehrte sich gen die Mauer,
Und hauchte im Fieberschauer:
„Frau Maria, ich liebe dich!"

Auf schnaubendem Rosse kam er gesaust,
Den blitzenden Helm in der stählernen Faust
Trat er vor sie: „den Lohn, den Lohn,
Nicht Bruder bin ich mehr, noch Sohn,
Um — deinetwillen, Weib."

Sie sah ihn lange an.
„Fort mit der Rüstung, sie kleidet euch schlecht,
Dem Herrn ziemt sie, nicht dem — Knecht."
Seine Augen sprühten Flammen,
Er preßte die Zähne zusammen,
Raste davon.

Sie drehte die goldne Spindel,
Da kam ein stummer Bettelmann
Den Saal herein, und — sah sie an. —
Sie kniete vor ihm nieder,
Küßte, und küßte ihn wieder,
Und ging still mit ihm hinab.

„Mütterlein, habt mich lieb!
Laßt mich schnell in euern Garten,
Die Myrthen sollen nicht warten,
Mein Ritter begehret mich."

„Frau Maria, wie lieb ich Dich!"

## Unter den Rosen.

Du schlummerst stumm in dunkler Ruh,
Und Erde deckt dein Lächeln zu,
Mir wollen Sonnenstrahlen saugen
Die heißen Thränen aus den Augen.

Nein, ich bin's, die im Sarge ruht,
Du rufst nach mir in Mittagsglut,
Ich, du, o Gott, wir sind ja: eins,
Und bist du tot, lebt von uns keins.

Frau Sonne, geh auf leisen Flammen,
Wir schlafen Brust an Brust beisammen,
Verhüll' dein jubilierend Licht,
Erweck uns nicht, erweck uns nicht!

M. E. delle Grazie.
(Wien.)

# Teufelsträume.

## I.

Er blieb mir immer nah . . . Wie viel der Götter
Mein Denken auch verdaut, wie viel an Wahn
Und Glauben ich von mir gewiesen, reulos,
Zu stolz ein Lotophag des Trugs zu sein —
Kampfshungrig, sinnendurstig, nach dem Leben
Begehrend, wie es in mir aufschrie, und
Bereit, lieber die Hölle einzuhandeln,
Die Hölle, die da „Selbsterkenntnis" heißt,
Als einer Lüge bodenlosen Himmel,
Ein Siechen-Paradies, drin welke Kraft
Und müd hindämmernde Gehirne feiern,
Und selig thun . . . . Er blieb mir immer nah!
Und seltsam war's, zu sehn, wie er allein
Sein düst'res Rätselhaupt emporhob aus
Der Sintflut meiner zornigen Gedanken,
Die höher stieg und immer höher: erst
Der Kindheit unschuldvolle Friedensstätten
Hinwegspülend; die Tempel dann, darin
Im Flitterstaat die steifen Götzen thronen,
Die wir anbeten, weil die Mutter es
Gethan, die uns gesäugt, und jene Größ're,

Die uns're r Mutter Mütter aufgesäugt:
Vergangenheit, die welke Menschheitsamme.
Hoch über ihre Tempel ging die Flut ....
Drauf meines eig'nen Herzens Heiligtümer
Begann sie zu bespülen — kalt, eiskalt,
Daß mich ein Grau'n durchschüttelte, wie ich
Allmählich die verschwinden sah, und jene
Als Strandgut auf den Fluten treiben: Alle
Lebendig einst, und Teile meines Ich's —
Nun Leichen .... und die Flut stieg höher, höher!
Schon zwischen meines einst'gen Glückes Trümmern,
Und dem Gebälk der Tempel meiner Götter,
Und meiner Ideale krampferstarrten
Leichnamen trieb frei meine Arche hin —
Doch er blieb nah mir: aus der Ebene
Des Ozeans, der über Ideale
Und Götter seine schwarzen Wolken rollte,
Eintönig, hob er gipfelstolz das Haupt,
Wie damals aus dem Meer der Engelschaaren
Er's hob, unüberwindlich, da Jehovah
Die weiten Himmel frug: „Wer ist wie Ich?!"

II.

Ich aber — wie an einer Krankheit litt ich
An ihm, der Qual mir war, und doch auch wieder
Geheime Leidenschaft, darin ein mystisch
Begehren fremd mit angebor'nen Schauern
Sich paarte, und mit einer Sehnsucht, die
Ich liebte, scheu und heiß wie einen Frevel.
Um mich schien er zu sein, wo ich auch ging,
Ein ungeseh'ner, doch empfundner Schatten,
Dem Form zu geben und Gestalt ich rang.
So nah' oft schien er, daß mir war, als fühl'
Ich seiner Athemzüge Geh'n und Kommen,

Und müſſ', kehrt' ich ein wenig nur das Haupt,
Ihn lächeln sehen, über meine Schulter
Hinweg ... Zumeist dies Lächeln quälte mich,
Dies ungeseh'ne, und doch ahnungsvoll
Geschaute! So viel Freiheit lag darin,
Und ein wollüstig königliches Glück
Das froh in stolzer Einsamkeit sich sonnte,
Und Mut hatte, reulosen, unbeirrten
Despotenmut ....
Wer also lächeln konnte,
Der hatte Viele weinen schon gemacht — —
Ich fühlt' es wol, und haßte ihn darob
Wie Sklaven und Getret'ne Freie hassen,
Und Schwache Starke. — Doch wenn aufgelöst
Ich lag im Bann des Schlummers; wenn nach Innen
Die Sinne all' sich kehrten und aufschrie'n
Wie Hungrige; das Blut Haschisch ward, und
Machtlos, wie ein Betrunkener, das Bewußtsein
Just auf derselben Schwelle lag, die sonst
Erbebt vom Echo seiner Büttelschritte —
In dieser Stunden Ohnmacht riß er mich
Vom Lager auf, gewaltig, wie Traumwandler
Des Mondes Strahl emporzieht. Nacht für Nacht
Geschah mir so. Nicht daß im Traum er schreckhaft
Vor mich hintrat — sein Kichern nur vernahm ich,
Ein leis' anlockend, wunderliches Kichern —
Und seinem Schalle folgt' ich Schritt für Schritt,
Neugierig, mit scheu angezog'nem Atem.
Stets führt' es vor dieselbe Thüre mich.
Verschlossen war sie — doch dahinter saß er —
Ich wußt' es wol, hob meine Hand auch nie
Zur Klinke sich, denn feig sind Händ' und Augen,
Bewußtseinsknechte! Tapfrer war mein Ohr:
Das lauschte gierig, lüstern, bis die Seel'
Sich frug: „Wie mag der drinnen sich vergnügen?"



Franz Stuck: „Die Sinnlichkeit"

Und sieh: wofür ich wachend ihn gehaßt,
Im Traum begann ich drum ihn zu beneiden!
Einmal so aufzulachen können — ah —
Ein einzigmal nur — unbekümmert, reulos . . . .
Und plötzlich schien dies Lachen mir ein Gut,
Ein großes, herrliches, darum die Menschheit
Betrogen ward, oder sich selbst betrog,
Und noch betrogen wird, und das sie heimlich
Zurücksehnt, vor verschloss'nen Thüren lauernd,
Wie ich . . . .
Wenn sie versuchte, so zu lachen?
Wenn . . . Und ganz heimlich quoll's dann in mir auf,
Als woll' es sich zu jenem Klang verdichten.
Doch — da verstummte er — und plötzlich war mir,
Als säh' ich ihn, wie er, vor sich hinlächelnd
Das Haupt neigte, um mich nun zu belauschen . . . .
Entsetzt, in Schweiß gebadet wacht' ich auf.

III.

Ob je ich's wage, jene Thür zu öffnen?
Feig sind wir, Knechte, selbst wo wir begehren!
O pfui der greisenhaften Lüsternheit,
Dazu die Leidenschaft in uns entmannt ward;
Der Freiheit, die als Bagnosträfling wir
Tagtäglich mit den Ketten rasseln hören,
Und lachen nicht dazu, und bleiben ernst,
Und staunen, Vaterstolz im blöden Auge,
Der Sitt' und Nützlichkeit Homunkel an!
Sind sie nur heerdentüchtig! Keines andern
Vorzug's bedarf es, wo so allgemach
Zur Tugend sich die Wolle hat vervollkommt!
Ich dacht' es, und entschlief — entschlafend noch
Mich fragend: „Wie mag Jener sich vergnügen?"
Da kam ein Traum, hold dämmernd über mich,
Ein Traum, wie keiner noch mir Sinn und Seele

Entzückt: Ein fremdes Land sah ich, fremd mir
Bis auf die Töne, die an's Ohr mir schlugen,
Bis auf die Farben, die mein lechzend Aug
Berauschten. So dem ersten Blick erschien es,
Der wie betäubt aufging in brünstigem Schaun
Und tief einschlürfendem Genuß. Allmählich
Erkannt ich erst die Farben meiner Welt;
Nur daß sie andre Dinge färbten, als
Dort oben, wunderlich verteilt mir schienen,
Und doch so wahr hier wirkten, daß beschämt
Als Unnatur sich plötzlich die Erinn'rung
Empfand. —
Da lag ein rosenfarb'ner See,
Kristallhell bis auf seinem Grund. Stahlblaue
Reflexe, und grün-gold'ne huschten leis'
Wie Schemen über seine Fläche, und
Ein Klingen ging von seinen Wogen aus.
Phantastische Gewächse wucherten
Längs seiner Ufer: Riesen-Blumenkelche,
Die wie Fühlhörner ihre Staubfäden
Ins Naß der Fluten tauchten, tastend, saugend
Und schlürfend, in wollüstigem Genuß.
Dahinter hoben schwarze Marmorfelsen
Wie Festungsmauern sich, steil abfallend,
Und pfadlos — weltausschließend, weltverachtend.
Doch wo zum einz'gen Durchblick sie sich theilten,
Da brach's herein, wie eines unbekannten
Gestirnes Lichtflut, blendend, sinnberückend,
Das Sonnenzentrum, das den Dingen rings
So eigne Farben lieh, und doch sich selbst
Verbarg, geheimnisvoll, unnahbar, wie
Ein Gott im Strahlenkleid des eignen Lichts . . . .
Und aufschrie plötzlich heiß in meiner Seele
Ein Wunsch: die Sehnsucht dort zu sein, entgegen
Zu steuern diesem Licht, das trunk'ne Farben

Ringsum zerstreute, und Empfindungen,
Die nie mein Herz berauscht, nie meine Sinne
Durchschüttelt. Sieh, und wie ich's dachte, nahm
Gleich einem Boote eine ros'ge Welle
Des Sees mich auf, und trug mich schaukelnd weiter
Und weiter. Leis' klang unter mir die Flut,
Im Rhythmus einer wundersamen Weise.
Aus ihrer Tiefe aber stierten halb
Entsetzt, halb lüstern, unzählbare Augen
Zu mir empor, geheimen Neid im Blick,
Und durst'ge Glut und eunuch'sche Trauer.
In bleichen, freudlosen Antlitzen brannten
Wie Kohlen hinter einer Maske sie —
Nur daß lebendig jede Maske war,
Daß klingend ihre Lippen sich bewegten.
„Wir wagtens nie, dem Meer des Bluts uns zu
Vertrauen!" klagten sie. „Nun schaukelst du
Dahin, als hätt' es keine Ungeheuer
Und keine Tiefen .... Reißt hinab sie, die
Verbrecherin!" Und ihre Arme, welke
Asketen-Arme, reckten sich empor,
Und suchten meines Kleides Saum zu haschen.
Doch kraftlos sanken sie zurück, und hell
Auflacht ich, plötzlich ihres Neids mich freuend,
Und ihres Zorns, der ohnmächtiger Wunsch
Nur war, nicht mehr. . . .
Die Welle trug mich weiter.
Vorbei an jenen Riesenblumenkelchen
Nun glitt ich, die zuerst mein Aug berückt.
Doch sieh — nicht Blumen, Götterknäblein waren's,
Die knapp am Strand sich sonnten, derb-frohe,
Gesunde Genien! Händ' und Füß' und Lippen
Bethauten wechselnd in den Fluten sie,
Und ihre Flüglein, thau'ge Falterschwingen,
Bewegten auf und nieder sich dabei,

Wie atmend. Und sie sangen:
„Sei bedankt,
Daß an des Blutes Heilquell Du uns wieder
Aufblühn läßt — Deiner Sinne Genien sind wir!"
Und weiter, weiter trug die Welle mich.
Schon glitt im Feuerzauber jener Sonne
Ich hin, und nun — ha — nun erblickt' ich sie:
Ein Eiland war's! Allein, selbstherrlich lag
Es da, selbstleuchtend — ein vergess'nes Eden!
Am Saume seines Ufers aber lag,
Im Glanze ihrer gold'nen Schuppenringel
Sich sonnend, eine Schlang', gekrönten Haupts.
Dämonisch, wie mit unsichtbaren Fesseln
Zog mich ihr wollüstiger Blick an's Land . . .
Hinsank ich. Meine Lipp' nur hauchte: „Satan!"
Da streckte sich die Schlange über mich . . . .

## IV.

Es war, als wacht' ich auf aus tiefem Schlummer,
Erquickt, und sinnenfrisch und thatbereit.
Aufhorcht' ich, und ich hört' — und täuscht' mich nicht —
Auf's Neue jenes wunderliche Lachen.
Nur heller klang es, und in seiner jähen
Kadenz vibrirte ein verhalt'ner Schrei.
Aufzog es mich auch heut', und jener Thür zu.
Doch sicher klang mein Schritt, nicht schlich ich mehr,
Und an mir nieder rieselte das Graun
Wollüstig, wie die Ringel jener Schlange.
Ein Griff — ein Druck — aufflog die Thür . . . ha,
träumt' ich?
Da stand ich selbst und lächelte mich an!
Gehüllt in weiße Kleider stand ich, Rosen
Im Haar, blutrote, lebenschwellende,
Im Angesicht das Lächeln, das an ihm ich

Zuerst gehaßt, sein freies, reuloses
Despotenlächeln . . . starr zu meinen Füßen
Lag, und entseelt die Schlange jenes Traums.
Wer war Phantom hier?
Da nahm sie das Wort,
Die Kranzgeschmückte, die wie eine Herrsch'rin
Vor mir stand: „Sieh, nun bin ich frei!“ Und auf
Die Schlange setzte sie den Fuß. „Mein Balg ist's,
Der Kerker, drin die Heerde fest mich hält,
Seit für das „Wir“ die königliche Freiheit
Des „Ichs“ sie hingab, dort, im Paradies!
Das eigne Ich verdammte sie als Schlange,
Da kraftberauscht in ihrem Blut es aufstand
Und schrie: „Genießet, daß ihr seid wie Gott!“
Ihm lauschend, aß vom Baume der Erkenntnis
Der Mensch — vor ihm erbebend aber floh er
Und schämte sich der Nacktheit seiner Kraft,
Der göttlichen, und ließ die gold'nen Früchte
Am Baum des Lebens ungenossen steh'n.
So heut wie damals thut er noch: Er schaudert,
Und gibt sich hin als Sklav den Göttern und
Den Brüdern, und wagt nie, er selbst zu sein,
Und sieht die Schlang', wo nur sein Ich sich aufbäumt,
Und nach der Frucht am Baum des Lebens langt!
Ich geh' nun, sie zu brechen! Lang genug
Krümmt' ich im Dienste deiner Feigheit mich —
Aus meinem Weg, Gespenst!“
Sie rief's und an mir
Vorüber schritt hinaus sie — ich hinein.
Zufiel dumpf krachend zwischen uns die Pforte . . . .

Anna Croissant-Rust.
(München-Neuhausen.)

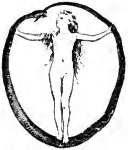
## Im Schnee.

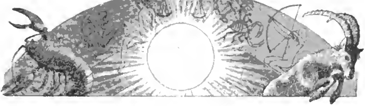
Es ist ein Schnee gefallen
Und ist noch nicht die Zeit —

Komm mit mir, leise, leise
nicht knistert der Schnee uns zu Füßen
der tiefe Schnee.
Und dunkel die Nacht,
schwer, nieder, schweigend. —
Du siehst nicht?
Ich will dich führen durch den Schnee
Weit durch die lautlose Nacht.
O komm!
Gieb deine Hand, widerstrebe nicht,
nur küssen will ich sie,
nicht deinen Mund, nicht deine Augen
und schweigend wandern
allein mit dir.
Weißt du wohin?
Du zauderst?
Du willst sie nicht sehen? —
Laß sie uns einmal noch
einmal noch sehen
eh' der tiefe Schnee sie decket
für immer.

Sieh, langsam fällt Flocke auf Flocke.
Weinet die Nacht?
Weinet sie um die Eine, die wir
in Glanz und Schönheit und Wärme schauen
müssen, ehe sie kaltet
unter dem weißen Schnee?
Du mußt nicht achten, daß deine Füße bluten,
Du mußt nicht fühlen, daß der Frost dich schüttelt,
du mußt nicht zaudern vor dem Dunkel.
Komm, komm schneller!
Sieh dort den lichten Schein
Fahl durch das lastende Dunkel.
Wandere, wandere ihm entgegen.
Eile, eile!
Nicht meine Hand drück auf dein wehes Herz
nicht dein Haupt neige meiner Schulter.
Schneller, schneller!
Daß wir sie einmal noch, einmal noch sehen.
Haste!
Meinen Atem nimm, Kälte,
mein Augenlicht, Nacht,
Schnee trinke mein Herzblut —
nur meine Hände laß mir, meine Nägel,
daß sie wühlen über ihr, wühlen
sie zu finden.
Dort! dort!
Hilf mir.
So tief, so kalt
meine Kniee sinken, meine Arme erstarren,
der Schein lodert hochauf,
blendet mir die Augen.
Hilf.
Wo bist du?
— — — — —
Nein!

zurück, zurück!
Schau sie nicht an
laß meine Hand
geh — heim,
allein.
Sie ist starr, sie ist kalt,
sie ist tot
für ewig
die Liebe.





Loris.

(Wien.)

# Der Thor und der Tod

Personen: Der Tod.
Claudio, ein Edelmann.
Sein Kammerdiener.
Claudio's Mutter
Eine Geliebte des Claudio } Todte.
Ein Jugendfreund

Claudio's Haus. Kostüm der Zwanzigerjahre.

Studierzimmer des Claudio, im Empiregeschmack. Im Hintergrund links und rechts große Fenster, in der Mitte eine Glasthüre auf den Balkon hinaus, von dem eine hängende Holztreppe in den Garten führt. Links eine weiße Flügelthür, rechts eine gleiche nach dem Schlafzimmer, mit einem grünen Sammtvorhang geschlossen. Am Fenster links steht ein Schreibtisch, davor ein Lehnstuhl. An den Pfeilern Glaskasten mit Alterthümern. An der Wand rechts eine gothische, dunkle, geschnitzte Truhe; darüber alterthümliche Musikinstrumente. Ein fast schwarz gedunkeltes Bild eines italienischen Meisters. Der Grundton der Tapete licht, fast weiß, mit Stuccatur und Gold.

Claudio allein.
(Er sitzt am Fenster. Abendsonne.)

Die letzten Berge liegen nun im Glanz,
In feuchten Schmelz durchsonnter Luft gewandet.
Es schwebt ein Alabasterwolkenkranz
Zuhöchst, mit grauem Schatten goldumrandet;

So malen Meister von den frühen Tagen
Die Wolken, welche die Madonna tragen.
Am Abhang liegen blaue Wolkenschatten,
Der Bergesschatten füllt das weite Thal
Und dämpft zu grauem Grün den Glanz der Matten;
Der Gipfel glänzt im vollen letzten Strahl.
Wie nah sind meiner Sehnsucht die gerückt,
Die dort auf weiten Halden einsam wohnen
Und denen Güter, mit der Hand gepflückt,
Die gute Mattigkeit der Glieder lohnen.
Der wundervolle, wilde Morgenwind,
Der nackten Fußes läuft im Haidenduft,
Der weckt sie auf; die wilden Bienen sind
Um sie und Gottes helle, heiße Luft.
Es gab Natur sich ihnen zum Geschäfte
In allen ihren Wünschen quillt Natur,
Im Wechselspiel der frisch und müden Kräfte
Wird ihnen jedes warmen Glückes Spur.
Jetzt rückt der gold'ne Ball und er versinkt
In fernster Meere grünlichem Krystall;
Das letzte Licht durch ferne Bäume blinkt
Jetzt athmet rother Rauch, ein Gluthenwall,
Den Strand erfüllend, wo die Städte liegen,
Die mit Najadenarmen, fluthenttaucht
In hohen Schiffen ihre Kinder wiegen,
Ein Volk, verwegen, listig und erlaucht.
Sie gleiten über ferne, wunderschwere
Verschwieg'ne Fluth, die nie ein Kiel getheilt,
Es regt die Brust der Zorn der wilden Meere
Da wird sie jedem Wahn und Weh geheilt.
So seh ich Sinn und Segen fern gebreitet
Und starre voller Sehnsucht stets hinüber,
Doch wie mein Blick dem Nahen näher gleitet,
Wird alles öd, verletzender und trüber;
Es scheint mein ganzes, mein versäumtes Leben

Verlorne Lust und nie geweinte Thränen
Um diese Gassen, dieses Haus zu weben
Und ewig sinnlos Suchen, wirres Sehnen.
(Am Fenster stehend)
Jetzt zünden sie die Lichter an und haben
In engen Wänden eine dumpfe Welt
Mit allen Rausch- und Thränengaben
Und was noch sonst ein Herz gefangen hält.
Sie sind einander herzlich nah
Und härmen sich um einen der entfernt;
Und wenn wohl einem Leid geschah,
So trösten sie . . . . ich habe Trösten nie gelernt.
Sie können sich mit einfachen Worten,
Was nöthig zum Weinen und Lachen, sagen,
Müssen nicht an sieben vernagelte Pforten
Mit blutigen Fingern schlagen.
. . . .

Was weiß ich denn vom Menschenleben?
Bin freilich scheinbar drin gestanden,
Aber ich hab' es höchstens verstanden,
Konnte mich nie darein verweben
Hab' mich niemals dran verloren.
Wo andre nehmen, andre geben
Blieb ich beiseit, im Innern stummgeboren.
Ich hab' von allen lieben Lippen
Den wahren Trank des Lebens nie gesogen,
Bin nie von wahrem Schmerz durchschüttert,
Die Straße einsam, schluchzend, nie! gezogen.
Wenn ich von guten Gaben der Natur
Je eine Regung, einen Hauch erfuhr,
So nannte ihn mein überwacher Sinn
Unfähig des Vergessens, grell beim Namen.
Und wie dann tausende Vergleiche kamen
War das Vertrauen, war das Glück dahin.

Und auch das Leid! zerfasert und zerfressen
Vom Denken, abgeblaßt und ausgelaugt!
Wie wollte ich an meine Brust es pressen,
Wie hätt' ich Wonne aus dem Schmerz gesaugt:
Sein Flügel streifte mich, ich wurde matt
Und Unbehagen kam an Schmerzes statt . . . .
[Blieb ich ohnmächtig so in mich gebannt
Doch hab' ich eine inn're Welt gekannt:
Mit unlebend'ger Lust die schattenhafte Welt,
Daraus die tiefste Angst uns räthselhaft befällt
Als Reif und Rost für uns're jungen Seelen
Und Larven, die dem Frohen sich verhehlen:
Der Seele gottverfluchte Hundegrotte
Am tiefsten Leben tödtlicher Verdacht
Des Fühlens Abgrund, Ausgehn alles Lichts
Aufwachen in der grenzenlosen Nacht
Und Anblick des medusengleichen Nichts!]
. . . . .

(Aufschreckend)

Es dunkelt schon. Ich fall' in Grübelei.
Ja, ja. Die Zeit hat Kinder mancherlei.
Doch ich bin müd' und soll wohl schlafen gehen.

(Der Diener bringt eine Lampe, geht dann wieder)

Jetzt läßt der Lampe Glanz mich wieder sehen
Die Rumpelkammer voller todtem Tand
Wodurch ich doch mich einzuschleichen wähnte,
Wenn ich den graden Weg auch nimmer fand
In jenes Leben, das ich so ersehnte.

(Vor dem Kruzifixe)

Zu deinen wunden, elfenbeinern' Füßen,
Du Herr am Kreuz, sind etliche gelegen
Die Flammen niederbetend, jene süßen
Ins eigne Herz, die wundervoll bewegen,
Und wenn statt Gluthen öde Kälte kam,
Vergingen sie in Reue, Angst und Scham.

(Vor einem alten Bild)

Gioconda, du, aus wundervollem Grund,
Herleuchtend mit dem Glanz durchseelter Glieder,
Dem räthselhaften, süßen, herben Mund,
Dem Prunk der träumeschweren Augenlider:
Gerad so viel verriethest du mir Leben,
Als fragend ich vermocht dir einzuweben!

(Sich abwendend, vor einer Truhe)

Ihr Becher, ihr, an deren kühlen Rand
Wohl etlich Lippen selig hingen,
Ihr alten Lauten, ihr, bei deren Klingen
Sich manches Herz die tiefste Rührung fand,
Was gäb' ich, könnt' mich Euer Bann erfassen,
Wie wollt' ich mich gefangen finden lassen!
Ihr hölzern, ehern Schilderwerk,
Verwirrend, formenquellend Bilderwerk,
Ihr Kröten, Engel, Greife, Faunen,
Phantast'sche Vögel, gold'nes Fruchtgeschlinge,
Berauschende und ängstigende Dinge,
Ihr war't doch all einmal gefühlt,
Gezeugt von zuckenden, lebend'gen Launen
Vom großen Meer emporgespült,
Und wie den Fisch das Netz, hat euch die Form gefangen!
Umsonst bin ich, umsonst euch nachgegangen,
Von eurem Reize allzusehr gebunden:
Und wie ich eurer eigensinn'gen Seelen
Jedwede, wie die Masken, durchempfunden,
War mir verschleiert Leben, Herz und Welt,
Ihr hieltet mich, ein Flatterschwarm, umstellt,
Abweidend, unerbittliche Harpyen,
An frischen Quellen jedes frische Blühen . . .
Ich hab mich so an Künstliches verloren,
Daß ich die Sonne sah aus todten Augen
Und nicht mehr hörte, als durch todte Ohren:
Stets schleppte ich den räthselhaften Fluch,

Nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt,
Mit kleinem Leid und schaler Lust
Mein Leben zu erleben wie ein Buch,
Das man zur Hälft' noch nicht und halb nicht mehr begreift
Und hinter dem der Sinn erst nach Lebend'gem schweift;
Und was mich quälte und was mich erfreute,
Mir war, als ob es nie sich selbst bedeute,
Nein, künft'gen Lebens vorgelieh'nen Schein
Und hohles Bild von einem vollern Sein.
So hab ich mich in Leid und jeder Liebe
Verwirrt mit Schatten nur herumgeschlagen,
Verbraucht, doch nicht genossen alle Triebe,
In dumpfem Traum, es würde endlich tagen.
Ich wandte mich und sah das Leben an:
Darinnen Schnellsein nicht zum Laufen nützt
Und Tapfersein nicht hilft zum Streit; darin
Unheil nicht traurig macht und Glück nicht froh;
Auf Frag ohn' Sinn folgt Antwort ohne Sinn;
Verworrner Traum entsteigt der dunklen Schwelle
Und Glück ist alles, Stunde, Wind und Welle!
So schmerzlich klug und so enttäuschten Sinn
In müdem Hochmuth hegend, in Entsagen
Tief eingesponnen leb ich ohne Klagen
In diesen Stuben, dieser Stadt dahin.
Die Leute haben sich entwöhnt zu fragen
Und finden, daß ich recht gewöhnlich bin.

(Der Diener kommt und stellt einen Teller Kirschen auf den Tisch, dann will er die Balkonthüre schließen)

Claudio: Laß noch die Thüren offen .... Was erschreckt dich?

Diener: Euer Gnaden glauben mir's wohl nicht.
(Halb für sich, mit Angst)
Jetzt haben sie im Lusthaus sich versteckt.

Claudio: Wer denn?

Diener: Entschuldigen, ich weiß es nicht.
Ein ganzer Schwarm unheimliches Gesindel.

Claudio: Bettler?
Diener: Ich weiß es nicht.
Claudio: So sperr' die Thür,
Die von der Gasse in den Garten, zu,
Und leg' dich schlafen und laß' mich in Ruh'.
Diener: Das eben macht mir solches Graun. Ich hab'
Die Gartenthür verriegelt. Aber
Claudio: Nun?
Diener: Jetzt sitzen sie im Garten. Auf der Bank,
Wo der sandsteinerne Apollo steht,
Ein paar im Schatten dort am Brunnenrand,
Und einer hat sich auf die Sphinx gesetzt.
Man sieht ihn nicht, der Taxus steht davor.
Claudio: Sind's Männer?
Diener: Einige. Allein auch Frauen.
Nicht bettelhaft, altmodisch nur von Tracht
Wie Kupferstiche angezogen sind.
Mit einer solchen grauenvollen Art
Still dazusitzen und mit todten Augen
Auf einen wie in leere Luft zu schauen.
Das sind nicht Menschen. Euer Gnaden sei'n
Nicht ungehalten, nur um keinen Preis
Der Welt möcht' ich in ihre Nähe gehen.
So Gott will, sind sie morgen früh verschwunden.
Ich will — mit gnädiger Erlaubniß — jetzt
Die Thür vom Haus verriegeln und das Schloß
Einsprengen mit geweihtem Wasser. Denn
Ich habe solche Menschen nie gesehn,
Und solche Augen haben Menschen nicht.
Claudio: Thu' was Du willst und gute Nacht.

(Er geht eine Weile nachdenklich auf und nieder. Hinter der Szene erklingt das sehnsüchtige und ergreifende Spiel einer Geige, zuerst ferner, allmählich näher, endlich warm und voll, als wenn es aus dem Nebenzimmer dränge.)

Claudio: Musik?
Und seltsam zu der Seele redende!

Hat mich des Menschen Unsinn auch verstört?
Mich dünkt, als hätt' ich solche Töne
Von Menschengeigen nie gehört . . . .
(Er bleibt horchend gegen die rechte Seite gewandt)
In tiefen, scheinbar lang ersehnten Schauern
Dringt's allgewaltig auf mich ein;
Es scheint unendliches Bedauern
Unendlich Hoffen scheint's zu sein,
Als strömte von den alten, stillen Mauern
Mein Leben fluthend und verklärt herein.
Wie der Geliebten, wie der Mutter Kommen,
Wie jedes Langverlornen Wiederkehr,
Regt es Gedanken auf, die warmen, frommen
Und wirft mich in ein jugendliches Meer:
Ein Knabe stand ich so in Frühlingsglänzen
Und meinte aufzuschweben in das All,
Unendlich Sehnen über alle Grenzen
Durchwehte mich in ahnungsvollem Schwall!
Und Wanderzeiten kommen, rauschumfangen,
Da leuchtete manchmal die ganze Welt
Und Rosen glühten und die Glocken klangen
Von fremdem Lichte jubelnd und erhellt:
Wie waren da lebendig alle Dinge
Dem liebenden Erfassen nah' gerückt,
Wie fühlt' ich mich beseelt und tief entzückt
Ein lebend Glied im großen Lebensringe?
Da ahnte ich durch mein Herz auch geleitet
Den Liebesstrom, der nährt und lohnt und ist,
Und ein Genügen hielt mein Ich geweitet
Das heut' der Geist nur wie im Traum ermißt.
Kling fort, Musik, noch eine Weile so
Und rühr' mein Inn'res also innig auf:
Leicht wähn' ich dann mein Leben warm und froh
Rücklebend so verzaubert seinen Lauf:
Denn alle süßen Flammen, Loh' an Loh'



Ludwig von Hofmann: „Paradies“

Das Starre schmelzend, schlagen jetzt herauf!
Des allzualten, allzuwirren Wissens
Auf diesen Nacken vielgehäufte Last
Vergeht, von diesem Laut des Urgewissens
Den kindisch-tiefen Tönen angefaßt.
Weither mit großem Glockenläuten
Ankündigt sich ein kaum geahntes Leben,
In Formen, die unendlich viel bedeuten
Gewaltig-schlicht im Nehmen und im Geben.
(Die Musik verstummt fast plötzlich)
Da, da verstummt, was mich so tief gerührt
Worin ich Göttlich-Menschliches gespürt!
Der diese Wunderwelt unwissend hergesandt,
Er hebt wohl jetzt nach Kupfergeld die Kappe,
Ein abendlicher Bettelmusikant.
(Am Fenster rechts)
Hier unten steht er nicht. Wie sonderbar!
Wo denn? Ich will durchs andere Fenster schauen. —
(Wie er nach der Thüre rechts geht, wird der Vorhang leise zurückgeschlagen und in der Thür steht der Tod, den Fidelbogen in der Hand, die Geige am Gürtel hängend. Er sieht Claudio, der entsetzt zurückfährt, ruhig an.)

Claudio: Wie packt mich sinnlos namenloses Grau'n!
Wenn deiner Fidel Klang so lieblich war,
Was bringt es solchen Krampf, dich anzuschauen?
Und schnürt die Kehle so und sträubt das Haar?
Geh weg! Du bist der Tod. Was willst du hier?
Ich fürchte mich. Geh weg! Ich kann nicht schrei'n,
(sinkend)
Der Halt, die Luft des Lebens schwindet mir!
Geh' weg! Wer rief dich? Geh! Wer ließ dich ein?

Der Tod: Steh' auf! Wirf dies ererbte Grau'n von dir!
Ich bin nicht schauerlich, bin kein Gerippe!
Aus des Dionysos, der Venus Sippe
Ein großer Gott der Seele steht vor dir.
Wenn in der lauen Sommerabendfeier

Durch goldne Luft ein Blatt herabgeschwebt
Hat dich mein Wehen angeschauert,
Das traumhaft um die reifen Dinge webt,
Wenn Überschwellen der Gefühle
Mit warmer Fluth die Seele zitternd füllte
Wenn sich im plötzlichem Durchzucken
Das Ungeheure als verwandt enthüllte,
Und du, hingebend dich im großen Reigen
Die Welt empfingest als dein eigen:
In jeder wahrhaft großen Stunde,
Die schauern deine Erdenform gemacht,
Hab' ich dich angerührt im Seelengrunde
Mit heiliger, geheimnißvoller Macht.

Claudio: Genug. Ich grüße dich, wenngleich beklommen.
(kleine Pause)
Doch wozu bist du eigentlich gekommen?

Der Tod: Mein Kommen, Freund, hat stets nur einen Sinn!

Claudio: Bei mir hat's eine Weile noch dahin!
Merk': eh' das Blatt zu Boden schwebt
Hat es zur Neige seinen Saft gesogen:
Dazu fehlt viel: Ich habe nicht gelebt!

Der Tod: Bist doch, wie alle, deinen Weg gezogen!

Claudio: Wie abgeriss'ne Wiesenblumen
Ein dunkles Wasser mit sich reißt,
So glitten mir die jungen Tage,
Und ich hab' nie gewußt, daß das schon Leben heißt.
Dann stand ich an den Lebensgittern,
Der Wunder bang, von Sehnsucht süß bedrängt,
Daß sie in majestätischen Gewittern
Auffliegen sollten, wundervoll gesprengt. .
Es kam nicht so — und einmal stand ich drinnen
Der Weihe bar und konnte mich auf mich
Und alle tiefsten Wünsche nicht besinnen
Von einem Bann befangen, der nicht wich.
Von Dämmerung verwirrt und wie verschüttet,

Verdrießlich und im Innersten zerrüttet,
In jedem Ganzen räthselhaft gehemmt,
Mit halbem Herzen, unterbund'nen Sinnen
Fühlt' ich mich niemals recht durchgluthet innen,
Von großen Wellen nie so recht geschwemmt,
Bin nie auf meinen Weg dem Gott begegnet,
Mit dem man ringt bis daß er einen segnet.
Der Tod: Was Allen, ward auch dir gegeben!
Ein Erdenleben, irdisch es zu leben.
:Im Innern quillt euch Allen treu ein Geist
Der diesem Chaos todter Sachen
Beziehung einzuhauchen heißt,
Und euren Garten draus zu machen
Für Wirksamkeit, Beglückung und Verdruß:
Weh dir, wenn ich dir das erst sagen muß!
Man bindet und man wird gebunden
Entfaltung wirken schwül und wilde Stunden;
In Schlaf geweint und müd geplagt
Noch wollend, schwer von Sehnsucht, halbverzagt
Tiefathmend und vom Drang des Lebens warm . . .
Doch alle reif, fallt ihr in meinen Arm.
Claudio: Ich aber bin nicht reif, drum laß mich hier.
Ich will nicht länger thöricht jammern,
Ich will mich an die Erdenscholle klammern,
Die tiefste Lebenssehnsucht schreit in mir.
Die höchste Angst zerreißt den alten Bann:
Jetzt fühl' ich — laß mich — daß ich leben kann!
Ich fühl's an diesem grenzenlosen Drängen:
Ich kann mein Herz an Erdendinge hängen.
O, du sollst seh'n, nicht mehr wie stumme Thiere,
Nicht Puppen werden mir die Andern sein. —
Zum Herzen reden soll mir All das Ihre,
Ich dränge mich in jede Lust und Pein.
Ich will die Treue lernen, die der Halt
Von allem Leben ist . . . Ich füg' mich so,

Daß Gut und Böse über mich Gewalt
Soll haben und mich machen wild und froh.
Dann werden sich die Schemen mir beleben!
Ich werde Menschen auf dem Wege finden,
Nicht länger stumm im Nehmen und im Geben,
Gebunden werden — ja! — und kräftig binden.

(Da er die ungerührte Miene des Todes wahrnimmt, mit steigender Angst)

Denn schau', glaub' mir, das war nicht so bisher:
Du meinst, ich hätte doch geliebt, gehaßt ...
Nein, nie hab' ich den Kern davon erfaßt,
Es war ein Tausch von Schein und Worten leer!
Da schau: ich kann dir zeigen: Briefe sieh'

(er reißt eine Lade auf und entnimmt ihr Packete geordneter alter Briefe)

Mit Schwüren wohl und Liebeswort und Klagen:
Meinst du, ich hätte je gespürt, was die
Gespürt, was ich als Antwort schien zu sagen?!

(Er wirft ihm die Packete vor die Füße, daß die einzelnen Briefe herausfliegen)

Da hast du dieses ganze Liebesleben,
Daraus nur ich und ich nur wiedertönte,
Wie ich der Stimmung Auf- und Niederbeben
Mitlebend, jeden heil'gen Halt verhöhnte!
Da! da! und alles andere ist wie das:
Ohn' Sinn, ohn' Glück, ohn' Schmerz, ohn' Lieb', ohn' Haß!

Der Tod: Du Thor! Du schlimmer Thor, ich will dich lehren,
Das Leben, eh' du's endest, einmal ehren.
Dort stell dich hin und schweig und sieh hieher,
Und lern, daß alle andern diesen Schollen
Mit lieberfülltem Erdensinn entquollen.
Und nur du selber schellenlaut und leer.

(Der Tod thut ein paar Geigenstriche, gleichsam rufend. Er steht an der Schlafzimmerthüre, im Vordergrund rechts, Claudio an der Wand links, im Halbdunkel. Aus der Thüre rechts tritt die Mutter. Sie ist nicht sehr alt. Sie trägt ein langes, schwarzes Sammtkleid, eine

schwarze Sammthaube mit einer weißen Rüsche, die das Gesicht umrahmt. In den feinen blassen Fingern ein weißes Spitzentaschentuch. Sie tritt leise aus der Thür und geht lautlos im Zimmer umher.)

Die Mutter: Wie viele süße Schmerzen saug' ich ein
Mit dieser Luft. Wie von Lavendelkraut
Ein feiner todter Athem weht die Hälfte
Von meinem Erdendasein hier umher:
Ein Mutterleben, nun, ein Drittheil Schmerzen
Eins Plage, Sorge eins. Was weiß ein Mann
Davon?

(An der Truhe)

Die Kante da noch immer scharf?
Da schlug er sich einmal die Schläfe blutig.
Freilich er war auch klein und heftig, wild
Im Laufen, nicht zu halten. Da, das Fenster!
Da stand ich oft und horchte in die Nacht
Hinaus auf seinen Schritt mit solcher Gier,
Wenn mich die Angst im Bett nicht länger litt,
Wenn er nicht kam und schlug doch zwei, und schlug
Dann drei und fing schon blaß zu dämmern an . . .
Wie oft . . . Doch hat er nie etwas gewußt . . .
Ich war ja auch bei Tag hübsch viel allein.
Die Hand, die gießt die Blumen, klopft den Staub
Vom Kissen, reibt die Messingklinken blank,
So läuft der Tag; allein der Kopf hat nichts
Zu thun: da geht im Kreis ein dumpfes Rad
Mit Ahnungen und traumbeklommenem
Geheimnißvollem Schmerzgefühle, das
Wohl mit der Mutterschaft umfaßlichem
Geheimem Heiligthum zusammenhängt
Und allem tiefsten Weben dieser Welt
Verwandt ist. Aber mir ist nicht gegönnt
Der süß beklemmend, schmerzlich nährenden,
Der Luft vergang'nen Lebens mehr zu athmen.
Ich muß ja gehen, gehen . . .

(Sie geht durch die Mittelthüre ab)

Claudio: Mutter!
Der Tod: Schweig.
Du bringst sie nicht zurück.
Claudio: Ah! Mutter, komm!
Laß mich dir einmal mit den Lippen hier,
Den zuckenden, die immer schmalgepreßt
Hochmüthig schwiegen, laß mich doch vor Dir
So auf den Knien ... Ruf sie! Halt sie fest!
Sie wollte nicht! Hast du denn nicht gesehn?!
Was zwingst du sie, Entsetzlicher, zu gehen?
Der Tod: Laß mir, was mein. Dein war es.
Claudio: Ah! und nie
Gefühlt! Dürr, alles dürr! Wann hab' ich je
Gespürt, daß alle Wurzeln meines Seins
Nach ihr sich zuckend drängten, ihre Näh'
Wie einer Gottheit Nähe wundervoll
Durchschauern mich und quellend füllen soll
Mit Menschensehnsucht, Menschenlust- und -Weh'?!

(Der Tod, um seine Klagen unbekümmert, spielt die Melodie eines alten Volksliedes. Langsam tritt ein junges Mädchen ein; sie trägt ein einfaches großgeblumtes Kleid, Kreuzbandschuhe, um den Hals ein Stückchen Schleier, bloßer Kopf.)

Das junge Mädchen: Es war doch schön ... Denkst du
nie mehr daran?
Freilich, du hast mir weh gethan, so weh ...
Allein was hört denn nicht in Schmerzen auf?
Ich hab' so wenig frohe Tag' geseh'n,
Und die, die waren schön als wie ein Traum!
Die Blumen vor dem Fenster, meine Blumen,
Das kleine, wacklige Spinett, der Schrank
In den ich deine Briefe legte und
Was du mir etwa schenktest ... alles das
— Lach mich nicht aus — das wurde alles schön
Und redete mit wachen, lieben Lippen!
Wenn nach dem schwülen Abend Regen kam
Und wir am Fenster standen .. ah der Duft

Der nassen Bäume! . . . Alles das ist hin,
Gestorben, was daran lebendig war!
Und liegt in uns'rer Liebe kleinem Grab.
Allein es war so schön, und du bist schuld
Daß es so schön war. Und daß du mich dann
Fortwarfest, achtlos grausam, wie ein Kind,
Des Spielens müde, Blumen fallen läßt, . . .
Mein Gott, ich hatte nichts, dich festzubinden.
(kleine Pause)
Wie dann dein Brief, der letzte, schlimme, kam
Da wollt' ich sterben. Nicht um dich zu quälen,
Sag' ich dir das. Ich wollte einen Brief
Zum Abschied an dich schreiben, ohne Klag'
Nicht heftig, ohne wilde Traurigkeit;
Nur so, daß du nach meiner Lieb' und mir
Noch einmal solltest Heimweh haben und
Ein wenig weinen, weil's dazu zu spät.
Ich hab dir nicht geschrieben. Nein. Wozu?
Was weiß denn ich, wieviel von deinem Herzen
In all dem war, was meinen armen Sinn
Mit Glanz und Fieber so erfüllte, daß
Ich wie im Traum am lichten Tage ging.
Aus Untreu' macht kein gutter Wille Treu'
Und Thränen machen kein Erstorb'nes wach.
Man stirbt auch nicht daran. Viel später erst,
Nach langem, öden Elend durft' ich mich
Hinlegen, um zu sterben. Und ich bat
In deiner Todesstund bei dir zu sein.
Nicht grauenvoll, um dich zu quälen nicht,
[Nicht wie Erinnerung an dich in mir
Ein brennendes und unfruchtbares Leid,] —
Nur, wie wenn einer einen Becher Wein
Austrinkt und flüchtig ihn der Duft gemahnt
An irgendwo vergeß'ne, leise Lust.
(Sie geht ab; Claudio birgt sein Gesicht in den Händen.)

(Unmittelbar nach ihrem Abgehen tritt ein Mann ein. Er hat beiläufig Claudio's Alter. Er trägt einen unordentlichen bestaubten Reiseanzug. In seiner linken Brust steckt mit herausragendem Holzgriff ein Messer. Er bleibt in der Mitte der Bühne, Claudio zugewendet, stehen.)

Der Mann: Lebst du noch immer, Ewig-spielender?
Liest immer noch Horaz und freuest dich
Am spöttisch klugen, nie bewegten Sinn?
Mit feinen Worten bist du mir genaht,
Scheinbar gepackt von was auch mich bewegte ...
Ich hab' dich, sagtest du, gemahnt an Dinge,
Die heimlich in dir schliefen, wie der Wind
Der Nacht von fernem Ziel zuweilen redet ....
O ja, ein feines Saitenspiel im Wind
Warst du, und der verliebte Wind dafür
Stets eines andern ausgenützter Athem,
Der meine oder sonst. Wir waren ja
Sehr lange Freunde. Freunde? Heißt: gemein
War zwischen uns Gespräch bei Tag und Nacht,
Verkehr mit gleichen Menschen, Tändelei
Mit einer gleichen Frau. Gemein: sowie
Gemeinsam zwischen Herr und Sklave ist
Haus, Sänfte, Hund, und Mittagstisch und Peitsche:
Dem ist das Haus zur Lust, ein Kerker dem;
Den trägt die Sänfte, jenen drückt die Schulter
Ihr Schnitzwerk wund; der läßt den Hund im Garten
Durch Reifen springen, jener wartet ihn! ...
Halbfertige Gefühle, meiner Seele
Schmerzlich geborne Perlen, nahmst du mir
Und warfst sie als dein Spielzeug in die Luft.
Du, schnellbefreundet, fertig schnell mit jedem,
Ich mit dem stummen Werben in der Seele
Und Zähne zugepreßt, du ohne Scheu
An allem tastend, während mir das Wort
Mißtrauisch und verschüchtert starb am Weg.
Da kam uns in den Weg ein Weib. Was mich
Ergriff, wie Krankheit über einen kommt,

Wo alle Sinne taumeln, überwach
Von allzuvielem Schaun nach einem Ziel, —
Nach einem solchen Ziel, voll süßer Schwermuth
Und wildem Glanz und Duft, aus tiefem Dunkel
Wie Wetterleuchten bebend. — . . . Alles das
Du sahst es auch, es reizte dich! — „Ja, weil
„Ich selber ähnlich bin zu mancher Zeit,
„So reizte mich des Mädchens müde Art
„Und herbe Hoheit, so enttäuschten Sinns
„Bei solcher Jugend." Hast du's mir denn nicht
Dann später so erzählt? Es reizte dich!
Mir war es mehr als dieses Blut und Hirn!
Und sattgespielt warfst du die Puppe mir
Mir zu, ihr ganzes Bild vom Ueberdruß
In dir entstellt, so fürchterlich verzerrt,
Des wundervollen Zaubers so entblößt,
Die Züge sinnlos, das lebend'ge Haar
Todt hängend, warfst mir eine Larve zu,
In schnödes Nichts mit widerlicher Kunst
Zersetzend räthselhaften süßen Reiz.
Für dieses haßte ich dich endlich so
Wie dich mein dunkles Ahnen stets gehaßt,
Und wich dir aus.
Dann trieb mich mein Geschick,
Das endlich mich Zerbrochnen segnete,
Mit einem Ziel und Willen in der Brust —
Die nicht in deiner gift'gen Nähe ganz
Für alle Triebe abgestorben war —
Ja, für ein Hohes trieb mich mein Geschick
In dieser Mörderklinge herben Tod,
Der mich in einen Straßengraben warf,
Darin ich liegend langsam moderte
Um Dinge, die du nicht begreifen kannst.
Und dreimal selig dennoch gegen dich,
Der Keinem etwas war und keiner ihm.

(Er geht ab)

Claudio: Wohl keinem etwas, keiner etwas mir.

(Sich langsam aufrichtend)

Wie auf der Bühn' ein schlechter Kommödiant
Aufs Stichwort kommt er, red't sein Theil und geht,
Gleichgiltig gegen alles andere, stumpf,
Vom Klang der eignen Stimme ungerührt
— Was ist ihm Hekuba, um die er klagt? —
Und hohlen Tones andre rührend nicht:
So über diese Lebensbühne hin
Bin ich gegangen ohne Kraft und Werth.
Warum geschah mir das? Warum, du Tod,
Mußt du mich erst das Leben lehren sehen,
Nicht wie durch einen Schleier, wach und ganz,
Da etwas weckend, so vorübergehen?
Warum bemächtigt sich des Kindersinns
So hohe Ahnung von den Lebensdingen,
Daß dann die Dinge, wenn sie wirklich sind,
Nur schale Schauer des Erinnerns bringen?
Warum erklingt uns nicht dein Geigenspiel?
Aufwühlend die verborgne Geisterwelt,
Die unser Busen heimlich hält,
Verschüttet, dem Bewußtsein so verschwiegen,
Wie Blumen im Geröll verschüttet liegen?
Könnt' ich mit dir sein, wo man dich nur hört,
Nicht von verworrner Kleinlichkeit verstört!
Ich kann's! Gewähre, was du mir gedroht:
Da todt mein Leben war, sei du mein Leben — Tod!
Was zwingt mich, der ich beides nicht erkenne,
Daß ich dich Tod und jenes Leben nenne?
In eine Stunde kannst du Leben pressen,
Mehr als das ganze Leben konnte halten,
Das schattenhafte will ich ganz vergessen
Und weih' mich deinen Wundern und Gewalten.

(Er besinnt sich einen Augenblick)

Kann sein, dies ist ein sterbendes Besinnen
Heraufgespült vom tödtlich wachem Blut
Doch hab' ich nie mit allen Lebenssinnen
So viel ergriffen und so nenn' ich's gut.
Wenn ich jetzt ausgelöscht hinsterben soll
Dann schwinde alles blasse Leben hin
Erst, da ich sterbe, spür' ich, daß ich bin.
Wenn einer träumt, so kann ein Übermaß
Geträumten Fühlens ihn erwachen machen
So wach' ich jetzt, im Fühlensübermaß
Vom Lebenstraum wohl auf in Todeswachen.
(Er sinkt todt zu den Füßen des Todes nieder)

Der Tod (indem er kopfschüttelnd langsam abgeht):
Wie wundervoll sind diese Wesen
Die was nicht deutbar, dennoch deuten,
Was nie geschrieben wurde, lesen,
Verworrenes beherrschend binden
Im Ewig-dunklen Wege finden.
(Er verschwindet in der Mittelthür, seine Worte verklingen.)

Arthur Schnitzler.

(Wien.)

# Die drei Elixire.

Er litt unendliche Qualen. Nie konnte er sich mit einem Weibe glücklich fühlen, da die Zweifel ihn peinigten. Er mußte immer an die Anderen denken, die dieses Weib vor ihm geliebt, die es nach ihm lieben würden. Und diese große ewige Lüge marterte ihn, ohne die es nie abging, — daß Alles dahingeschwunden wäre wie ein Traum, daß sie nun erst, in seinen Armen, wüßten, was Leben und Liebe sei. — Sie logen ihm eine Vergangenheit voll Irrthümer vor, — ach! sie hatten Niemand gekannt, sie waren betrogen worden, sie hatten sich selbst betrogen, sie hatten ihn, ja nur ihn gesucht, und waren unsäglich glücklich, da sie ihn endlich gefunden.

Er aber hatte keine Ruhe; er mußte es wissen, wer vor ihm angebetet, wer vor ihm geschwelgt; und er erbebte unter der Antwort, die ihm stets zu Theil wurde: Ich habe Alles vergessen! . . . Denn er empfand es in tiefster Seele: während sie so sprachen, zogen Bilder der Vergangenheit durch ihre Erinnerung wie durch die seine.

Er wollte Gewißheit, und darum zog er in jenes alte Wunderland, wo für die Poeten, diese Wunderkinder der Erde, noch immer märchenhafte Blumen blühen, deren Geheimniß keinem anderen kund wird . . . .

* * *

Und nach langen, langen Fahrten hatte er die Blume gefunden, aus deren Säften er das herrliche Elixir bereitete. Das barg eine wunderbare, tückische Kraft. Wenn ein Tropfen davon über die Lippen eines Weibes kam, so mußte sie ihm das Bild nennen, das eben in ihrer Seele aufstieg. . . .

Wie freudig war er heimgekehrt — nun nahte seiner Zweifel und seines Elends Ende.

Und er eilte zur Geliebten. In das erste Glas Wein, das sie an die Lippen führte, mengte er einen Tropfen seines Elixires. . . . Da versank sie in Träume und schaute ins Leere, mit matten großen Augen. Er aber fragte sie bebend: „Woran erinnerst Du Dich —?" Und sie erwiderte: „An den großen blonden Mann, der mich geküßt hat, bevor ich Dich kannte!" — Da schauerte er zusammen, fragte nicht weiter, und verließ sie. . . .

Und schon die nächste Frau, der er sich nahte, wagte er nicht zu fragen, obwohl er ihr von dem verrätherischen Trank ins Glas gegossen. Sie saßen zusammen; er sah sie lächeln, wie jene Andere; aber er fragte nicht, er wollte glücklich sein. Als er jedoch mit ihr in das dämmerige Gemach schritt, wo er selig werden sollte, und die Bäume des Parkes hereingrüßten, und die Frühlingswinde wehten, da schmiegte er sich innig an sie und sprach: „Woran denkst Du?" Sie lächelte sehnsuchtsvoll: „Ach — des Sängers denk ich, der im letzten Frühling, an einem Abend wie dieser, unter den Bäumen des Parkes wartete, bis ich kam, ihn zu herzen und zu küssen." — Und wieder zuckte er zusammen und verließ sie.

Er fluchte dem Elixir, und ihm war, als wäre er mit allen seinen Zweifeln noch tausendmal glücklicher gewesen, als jetzt. Mehr als einmal war er daran, den Trank zu vernichten; aber kaum hatte er diesen Trieb davongescheucht, so behütete er den Zaubersaft sorglicher als zuvor. . . . Und nun kam eine lange Zeit, da er ihn nicht brauchen wollte. . . . Er lebte mit einer wunderbar schönen Frau zu-

sammen, die zu ihm aufschaute, wie zu einem Gotte. Er sah, wie aus diesem Herzen alles weggeflohen war, seit er darin herrschte. Ein ungeahntes Gefühl der Sicherheit kam über ihn, und es erschien die Stunde, da er sich sagte: „Nun darfst Du wohl Dein Glück versuchen!" — Sie weilten in Venedig, am Strande des Meeres. Eben waren sie von einer Gondelfahrt zurückgekehrt. Der blaue Mondglanz kam über das Bett geschlichen, und sie flüsterten jene alten, süßen Worte.

Auf dem Balkon stand noch der Tisch mit den Resten ihres Mahles, auch das Glas, aus dem sie, ohne es zu ahnen, jene Tropfen geschlürft hatte, die er hineingegossen. . . . . Und er fragte sie lächelnd, siegesgewiß: — „Wessen denkst Du nun —?" Und sie erwiderte mit einem feuchten Schimmer im Blick: „An den dunkeläugigen Gondoliere, der uns zu unserem Heim gerudert! —" Da erbebte er und eilte davon, tiefe Bitterniß im Herzen.... Und weiter suchte er in fiebernder Hast; er wollte das reine, holde Wesen finden, das noch Keinem gehört hatte vor ihm. — Und er fand es.

Sie liebte ihn, und er verführte sie. Es war eine Nacht, duftend von Frühling und Liebe. An seinen Lippen hing das Mädchen, und er fühlte, daß diesen Mund noch Keiner berührt hatte vor seinem ersten Kuß.... Und auch sie fragte er: „Mein geliebtes Kind — woran denkst Du . .?" Und da schaute sie mit träumerischen Augen über ihn weg und sagte: „Ach — an den braunlockigen Jungen, mit dem ich im letzten Sommer in der dämmerigen Abendkühle auf der grünen Wiese gespielt, und den ich so gerne geküßt hätte...!"

Da löste er sich aus ihrer Umarmung und verließ sie, ohne sich mit einem Blicke nach ihr umzuwenden. . . .

* * *

Und von Neuem zog er auf die Wanderung. Denn er wollte einen anderen Wundertrank suchen, um glücklich sein zu können. Und er fand den besten, den gebenedeitesten. Wenn ein Tropfen davon über die Lippen eines Weibes kam, da hatte sie

mit einem Male Alles vergessen, was sie jemals erlebt, und der Mann, der an ihrem Herzen ruhte, war der einzige und erste für sie. — O, wie ließ es sich nun in Frieden lieben! Es gab keine Schmerzen mehr, denn es gab keinen „andern“... Nun besaß er Weiber, die ihres Mannes nicht mehr gedachten, ja sogar solche, die ihres letzten Liebhabers vergaßen. Nun schwelgte er in den Armen von Gefallenen, die sich ihres Verführers nicht mehr erinnerten, und er las sich Dirnen von der Straße auf, die, unter seinen Küssen wieder rein geworden, in neuen, ungekannten Entzückungen lachten und rasten. Er war ganz trunken von so viel Keuschheit, die ihm entgegenkam auf allen Wegen. Nun empfand er bei der Verworfensten, was ihm bei der Reinsten niemals geworden; er bedeutete den Einzigen, er war Er!

Er wurde stolz. Ihm war beschieden, was Keinem vorher. Er hatte nicht, wie wir Unglücklichen es thun müssen, die Küsse von Anderen wegzuküssen, die Träume von Anderen wegzuscheuchen; nie klangen die Seufzer der Erinnerung herein in die tiefen Athemzüge der Liebe; und so durfte er der Einzige sein auf der Welt, neben den Einfältigen, für den es keine Eifersucht gab.

Aber niemals verrieth er einer Frau sein Geheimniß; denn ein brennendes Weh erfaßte ihn, wenn er dachte, daß man ihn vergessen könnte, sowie die Anderen um seinetwillen vergessen wurden.

Aber noch war er nicht völlig glücklich. Wohl gehörte ihm jedes Weib mit ihrer ganzen Gegenwart, mit ihrer ganzen Vergangenheit an, aber über die Zukunft war er nicht Herr. Freilich sagte ihm Jede: „Ich werde Dir für ewig angehören —!“ aber das sagen sie ja alle, und auch den Männern hatten sie es gesagt, deren Gedächtniß heute für sie entschwunden war.

* * *

Und da begegnete er einer, die schöner war als alle und von tieferem Reiz.

Schon der erste Anblick hatte ihn berückt, da er sie an einem trüben Herbstmorgen auf der Straße traf. Und eine Begierde quälte ihn, so heftig, wie bei keinem andern Weib, das er je besessen: Alles zu wissen, was sie früher erlebt. — Und da hatte er ihr den ersten Trank gegeben — und nun plauderte sie ihm vor.

Da gab es viel zu hören, und er lauschte ihr mit Thränen des Zornes in den Augen. Und sie erzählte von jungen Burschen, wildlockigen Dichtern, eleganten Cavalieren, grauen Wüstlingen, denen sie sich hingegeben, wie ihr eben die Laune kam . . . Da wollte er fast wahnsinnig werden; er konnte es nicht ertragen, er wollte aufschreien vor Schmerz — und eilig gab er ihr den zweiten Trank, der sie Alles vergessen machte.

Da hörte er es nun: „Nur ihn, immer ihn, — seit Anfang aller Zeiten — ihn hatte sie geliebt, der sie in seinen Armen hielt und berauschte! — Es gab nur Einen auf der ganzen Welt — ihn, ihn — und sein war sie mit Leib und Seele!“ —

Aber es war ihm nicht genug. Auch ihre Zukunft wollte er haben, und da machte er sich auf's Neue auf die Wanderung und suchte den Trank, der ihm das letzte, größte Glück geben sollte: die Gewißheit, daß nach ihm keiner mehr geliebt würde.

Viele Tage und Nächte dauerte seine Wanderung; endlich gewahrte er, versteckt im Walde und Keinem sichtbar als ihm, die seltene Blume, in deren Saft dies Wunder schlief.

* * *

Und als er zurückkam, da gab es ein Wiedersehen voll überirdischer Seligkeit. In Treue und Sehnen hatte sie sein geharrt. . . Und Nachts, während sie schlief, nahm er mit fiebernder Hand das kleine Fläschchen, das er von der Reise




Otto Erich Hartleben.

mitgebracht, und goß ihr langsam zwei Tropfen auf die halboffenen Lippen, die noch feucht waren vom letzten Kusse ... Und mit einem Seufzer der Erlösung sprach er vor sich hin: „Nun bist Du für immer mein — und wirst Keinen mehr lieb haben können nach mir! Und jetzt erst gehörst Du mir ganz!" ....

Die zwei Tropfen zerflossen langsam auf ihren rothen Lippen. Er saß ihr zu Häupten, während sie regungslos weiterschlief, und athmete den Duft ein, der um ihre Locken spielte .... Der Morgen kam, aber das geliebte Mädchen wollte nicht erwachen. Und wie er sich zu ihr niederbeugte und den holden Mund küßte, überkam ihn ein Frösteln, denn der war kühl, so seltsam kühl ...

Und das süße Kind konnte keinen mehr lieben, keinen nach ihm; — denn es war todt! ....



## Otto Erich Hartleben

(Berlin).

### I.

Im Arm der Liebe schliefen wir selig ein . . .
Am offnen Fenster lauschte der Frühlingswind
und unsrer Athemzüge Frieden
trug er hinaus in die helle Mainacht.

Und aus dem Garten tastete zagend sich
ein Rosenduft an unserer Liebe Bett
und gab uns wundervolle Träume,
Träume des Rausches — so reich an Sehnsucht . . .

II.

Auf einem weißen Thierfell kugeln sich
ein nacktes Kind und ein defecter Globus.
Die blondgelockte Kleine setzt bedächtig
sich oben auf des Nordpols eisige Spitze —
und dann —: Hallo! Mit Jauchzen und Beinestrampeln
fährt sie hernieder in das zottige Fell! —
Und gar nicht müde wird das Kind des Spiels:
es ist ganz außer sich vor toller Freude,
daß Gott der Herr die Welt so rund geschaffen . . .
Wie herrlich läßt mit dieser Welt sich spielen!

## III.

Ein Ton, der in den Lüften lebt,
der über allem Dasein schwebt,
den doch des Menschen Ohr nur hört,
wenns schon kein fremder Laut mehr stört,
wenn Todesschweigen schon die Welt
gebannt in ihren Tiefen hält . . .
Ein Ton der Freude — überreich —
so stolz und froh — so lieb und weich —
ein Ton — er lebt! Auch du darfst einst ihn hören —
— dann wird kein Leid, kein Schmerz die Seele mehr bethören!

## IV.

Es dunkelte schon im Thal. Das Schloß am Berge stand
gespenstisch groß im gelben Abendsonnenschein,
doch gegenüber auf dem Friedhof, der sich rings
mit weißer Mauer um die alte Kirche schloß,
ausbreitete still sich eine blaue, kühle Luft . . .
Und an den Gräbern gingen wir entlang. — Sie zog
den Arm aus meinem Arm. — — An jedem Kreuze hing
ein rostiges Becken voller Wasser. — Und sie stieß
ein jedes Becken leise an und goß daraus
auf jedes Grab . . .
dann sah sie mich mit einem ernsten Lächeln an
und sprach —: die Stunde ist den armen Seelen lieb!



## Frank Wedekind.

(Paris.)

### Bruchstück aus der Komödie
## „Elin's Erweckung“.

In einer Zeit, in der die weitgehendsten Ausschreitungen der schönen Literatur zum Vorwurf dienen, gelangt die Unschuld kaum in Kammerjungferromanen mehr zu der ihr gebührenden Würdigung. Dem feinen Geschmack gilt sie als Geschmacklosigkeit. Wo sie sich nackt präsentirt, gebietet schon die Höflichkeit, sie der Lüge zu zeihen. Um der Höflichkeit zu entgehen, wirft sie den Mantel der Ueberſättigung um.

Demgemäß sind ihre ungeheuren Domänen zu einer Wildniß geworden, in der Bären und Wölfe hausen, und die seit Cervantes keines Forschers Fuß mehr betreten hat.

Vorliegende Verse sind einer dreiaktigen Komödie entnommen, die, zu keusch um nicht verboten zu werden, seit sieben Jahren in meinem Schreibtisch liegt, und deren Held sich bis zum Vorabend seiner Verheiratung den Schmuck unverletzter Jungfräulichkeit bewahrt.

Emanuel: Ich laß dich nicht, bevor du alles weißt.
Ich wandre über Land — woher, wohin,
Das frag ich mich. Es ist ein trüber Tag
Und gierig trinkt mein langentwöhntes Auge
Der Matten saft'ges Grün. An Busch und Baum
Prangt noch kein Blatt. Sie ragen kahl, gespenstig,
Doch weithin sichtbar in die laue Luft.
Kein Sonnenstrahl durchbricht das Firmament,
Das feucht und dunkelgrau darniederhängt

Auf die erwachte Erde. Doch so weit
Der Blick sehnsüchtig in die Ferne schweift,
Kein Nebelschleier; klare satte Farben,
Der Matten Grün, der hohen Tannenwälder
Dunklere Töne — fern der Horizont
In tiefstes träumerisches Blau getaucht.
Ich wandre rüstig fort. Die Frühlingsluft
Umflutet mir erfrischend Hals und Brust.
Mir ist zu Mut, als sei auch ich erst jüngst
Befreit, erweckt aus dumpfem Todesschlummer . . .
Ich weiß nicht, ob ich dir verständlich bin.

Oskar: Gewiß! Mit größter Spannung harre ich
Des Gräßlichen. Ich wäge jedes Wort,
Das mir des Wildes Fährte weisen möchte.
Fahr fort, ich bitte dich.

Emanuel: Ein enges Thal
Öffnet sich meinen Blicken, rings umschlossen
Von hohen Flühen, deren Hänge Weiden
Und Wald und trauliche Gehöfte schmücken.
Denk nun mein Staunen, als ich näher komme
Und mir wird klar, zu meinen Füßen liegt
Kein Wiesenthal. Da ruht ein kleiner See,
Ein freundlich stiller See, hoch überwachsen,
So weit er sich erstreckt, von dichtem Schilf.
Schilf dehnt sich von Gestade zu Gestade.
Unten am Wasser birgt im Schilfe sich
Ein Landungssteg. Ein Dampfer legt dort an,
Das Bord rings überragt von hohem Schilfe,
Das kosend sich an seine Planken schmiegt.
Ich steige wohlgemut zum Ufer nieder,
Ich trete aufs Verdeck und finde mich
Im Kreise längst vertrauter Kameraden,
Die stumm doch herzlich mir die Hände drücken.
Einer ist unter ihnen, der sich schon
Vor manchem langen Jahr im Liebeswahnsinn

Erschossen hat. Er war kein Himmelsstürmer,
Er war ein seelenguter Mensch. Auch er
Reicht mir die treue Rechte und ich schüttle
Sie, blick' ihm in die ernsten Kinderaugen
Und sage: Wahrlich, du hast wohlgethan!
Doch ohne Bitterkeit. Es war mir, denk ich,
Ein süßer Trost, ihn nun erlöst zu wissen. —
Und dennoch litt's mich nicht in ihrem Kreis;
Das Herz war mir zu voll. Und alsbald stieg ich
Zur Brück' empor, die überm Deck sich wölbt.
Da steh ich über ihren Häuptern, sehe
Das weite Schilfmeer sanft im Winde wogen,
Seh tief die Wolken drüber ausgespannt
Gleich einem schirmenden Gewande, sehe
Die Uferberge mir so traulich nah,
Als möcht sie die gestreckte Hand erreichen.
Und alles war so still, so schön, so friedlich . . .
Indes war unser Schiff vom Land gestoßen.
Hell klang die Glocke und dann teilt' es lautlos
Und mühelos der Halmen dichten Wald.
Ich nahm den Hut vom Kopf und ließ den Wind
Mir durch die Locken spielen. Ich entblößte
Die Brust und bot sie nackt den feuchten Küssen
Der warmen Luft, die mir mutwillig wild
Die Kleider blähte, und mir ward so wohl,
O so unsagbar wohl dabei ums Herz . . .
Ach wer nun sterben könnte! dacht ich. — Oskar,
Und hätt der treuste meiner Freunde heimlich
Mir zugeraunt, wohin das tück'sche Steuer
Dem Schiff die Richtung gab, ich hätt ihm in's
Gesicht gespien. Doch ich war ahnungslos.
Ich schwör dir, Oskar, ich war ahnungslos.
Oskar: Das glaub ich dir. Ich bins nicht minder. Weiter!
Das Gräßliche! Du spannst mich auf die Folter.
Geschah's auf jenem Schiff?

Emanuel: Ich weiß nicht mehr,
Wo ich das Schiff verlassen. Tiefe Dämmrung
War eingebrochen und ich irrte einsam,
Den Hut noch in den Händen, noch die Brust
der Nachtluft preisgegeben, über Feld
Ein Obdach suchend. Gleich drauf seh ich mich
In eine niedere Bauernstube treten.
Zwei lange Tische füllen, trüb' erleuchtet
Von roter Kienspahnfackel, das Gemach.
An dem zur Rechten sitzen Bauersleute,
In stummer Andacht lauschend auf die Worte
Des seltnen Gastes, der für sich allein
Hinter dem Tisch zur linken sitzt. Mein Eintritt
Stört seine Rede nicht. Ich nehme schweigend
An seinem Tisch ihm gegenüber Platz.
Er ist ein sonderbarer Mann; sein Antlitz
Unendlich leidend, eingefallen, bleich,
Sein Auge groß und leer, nur dann und wann,
Wenn ihm das Wort die Lippe beben macht,
Aufleuchtend wie in überird'schem Feuer.
Sein Sprechen tönt seltsam gedämpft, als träf es
Aus Ätherfernen unser Ohr. Er trägt
Ein langes, fahles, härenes Gewand.
Was seine Rede war, ist mir entfallen.
Wol aber weiß ich noch, wie alles Gute
Mit einem mal in mir lebendig ward.
Kein Glück kannt ich in jener Stunde, denn
Dem Manne gleich zu werden, mich gleich ihm
Für meiner armen Brüder Wohl zu opfern.
Das Herz schwoll mir so grenzenlos, derweil ich
In heißer Glut an seinen Lippen hing;
Ich war daran, zu Füßen ihm zu sinken.
Er sah mich krampfhaft meinen breiten Hut
Zwischen den Fingern drehn und legte freundlich
Mir seine schlanke, weiche Hand aufs Haupt.

Drauf winkt er mir. Befangen folg ich ihm
Durch eine Seitenthür der Bauernstube
In einen weiten düstern Raum. Dies, sagt er,
Die hagren Arme weit ausreckend in
Die Dunkelheit, der Menschheit Bild! — Mir ahnte,
Manch armes Lichtlein müsse elend noch
Verflackern, eh die große Nacht entweiche.
Drauf tritt er einen Schritt zurück und deutet
Trüb lächelnd auf die Stelle, da er stand.
Mich beugend seh ich nun im schwachen Schein,
Der durch die offne Thüre dringt, den Boden
Von Schweiß genetzt, und seh ihn barfuß zittern,
Seh' in sein hohles Aug', und mir wird klar,
An welchem Siechtum der Gewaltge langsam,
Qualvoll aus diesem Leben scheidet. Schaudernd
Vor Ehrfurcht blickt ich an ihm auf. Da bat er
Und wies auf meine Hände, drin ich eben
Noch bebend meinen Hut gedreht, ich möchte
Ihm doch zu trinken geben. Statt des Hutes
Trag in der Rechten ich ein Goldgefäß
Gefüllt mit dunkelm Wein, trag' in der Linken
Ich das gebrochne Brod. Doch wie ich sprachlos
Den Becher hebe — allgerechter Gott!
Du kennst sie, Oskar; erst seit wenigen Jahren
Vermählt — was sag ich — nicht vermählt — verschachert,
Arm wie ich selbst, nun der Brutalität
Mit Seel und Körper ausgeliefert — Oskar,
Sein härenes Gewand ist hingesunken,
Die Larve ward zu Luft und vor mir steht —
O Scheußlichkeit! — in kurzem Kinderkleidchen
Mit splinternackten Armen, Rock und Mieder
So eng, daß ihrer Kniee süße Formen
Dem Auge nicht entgehn, daß um die Brust
Die Näthe platzen, doch im frischen Antlitz
Die Engelsunschuld noch, wie du sie sahst —

Die eigne Schwester! — Namenlose Wonne
Greift mir ans Herz. Sie winkt mich zu sich, winkt mir
Mit ihren splitternakten Armen, endlich
Ihr den Pokal zu reichen. O mir schnürt es
Die Kehle zu. Der Atem geht mir aus.
Sie aber, traulich weich sich an mich schmiegend,
Nimmt ihn mir aus der Hand, hebt lächelnd ihn
An ihre blühenden Lippen, trinkt behaglich
Ernst einen Schluck — noch einen Schluck — sodann
Zwei kurze Schlückchen — endlich einen langen
Und tiefen Zug — und schwindet spurlos hin.
Und ich — du lächelst, Freund? — Bei Gott, das ist —
Wie kannst du lächeln, sprich, wenn Selbsterkenntnis,
Unschlüssig irrend zwischen Wahnsinn und
Verbrechen, mir mit grauenvollem Zagen
Das Herz zerfleischt. Hätt' ich geahnt, mein Lieber,
Du werdest lächeln, nimmer wär ein Wort
Des Jammers auf die Lippen mir gekommen.
Oskar: Und das ist alles, was zur Stunde dich
Beängstigt?
Emanuel: Was an sonst'gem Leid das Dasein
Nur immer aufwirft, wird davor zu nichts!
Oskar: Kein Hang zur Selbstentleibung?
Emanuel: Gott bewahr mich!
Das fehlte noch.
Oskar: Nicht dann und wann Verzweiflung
Am Sieg des Bessern in der Welt?
Emanuel: Soweit mein
Erinnern fahndet, niemals.
Oskar: Nicht einmal
Ein Hühnerauge?
Emanuel: Auch kein Hühnerauge.
Oskar: Mich drücken ihrer zwei, die jeden Schritt,
Den man dem Grab sich nähert, beinah schmerzlich
Mich fühlen lassen.

Emanuel: Deinen Fluch, mein Lieber,
Hab' ich verdient, doch nimmer deinen Spott.
Genie gehört nicht eben viel dazu,
Des Unglücks, das um Hilfe fleht, zu spotten.
Doch wozu ist man Mediziner!
Oskar: Elin!
Emanuel: Mein werther Oskar, bist du in der That
Denn auf den Kopf gefallen? — Ist dir denn
Nicht klar, was dieses heilige Abendmahl,
Der üpp'gen Schwester dargereicht, bedeutet? —
Muß ich das Nichtzudenkende Dir denn
Auf einer Schiefertafel demonstrieren?!
Oskar: Ich danke schön. Mein bischen Phantasie
Reicht aus. Wie aber deinen armen Geist
Beruhigen? — Danke vorerst deinem Schicksal
Aus tiefster Seele dafür, daß dasselbe
Des Nichtzudenkenden dich liebevoll
Befähigt . . .
Emanuel: Mir erstarrt das Blut. Entweder
Verstehst du mich noch immer irrig, oder
Ich bin's, der dich nicht faßt, oder zum letzten,
Was sich nicht denken läßt, du lieber Oskar,
Bist noch verworfner als Dein Freund. — Ich bitte,
Erwäge doch nur — wenn du's mit nackten Worten
Denn hören willst — Blutschande, Ehebruch,
Notzucht und Sakrileg . . .
Oskar: Im Traum, mein Lieber!
Im Traum!
Emanuel: Du großer Gott, im Traum! Im Traum! —
Der Traum ist schlummernder Gedanke. Was
Der Traum gebiert, das trägt der Mensch geborgen,
Er leugn' es oder nicht. Und was er hegt,
Das wird zu Tage treten. Der Gedanke,
Ist er nicht schon zur Hälfte Wollen? — Oskar,
Begreifst du endlich? — Du gestehst mir selber,

Ich sei ein Schwächling. Noch bin ich nur Schwächling.
Doch müßt ein Thor ich sein, säh ich nicht längst
Die Schwäche, dem erregten Kammerkätzchen
Vergleichbar, heimlich bebend dem Begehren
Ihr trauliches Willkommen lächeln. — Oskar,
Du hast kein Herz. Wie könntest du die Schuld,
Die eingestandne, sei sie noch so gräßlich,
Mit grauser Lust zur Selbstverdammung foltern!

Oskar: Dein ganzes Übel ist hypertrophierte
Moral — bei Gott ein äußerst seltner Fall
In unsrer Praxis. Was jedoch der großen
Gesellschaft abgeht, schießt bei dir in's Kraut,
Verdüstert dir dein Gärtlein, das an sich,
Dank seinen weitverzweigten Traumgewächsen
Ein etwas sumpfiges Terrain. — Tritt einmal
Aus dir heraus! Laß deine Geistesschafe
An freier Alpenwand im reinen Äther
Das kräftige Gras bewegten Lebens weiden!
Du wirst dir länger kein Verbrecher sein!

Emanuel: Und du — du Oskar — hättest auch schon Notzucht,
Blutschande, Sakrilegium . . .

Oskar: Urmutter
Natur ist eine praktische Geschäftsfrau.
Sie kommt zu ihrem Recht, will's nicht naturans
So muß es naturata. Lieber Freund,
Ich rate dir, falls dir die Energie,
Aufs off'ne Meer hinauszusteuern, mangelt,
Den Hafen aufzusuchen. Ist beim Himmel
Doch nicht zu leugnen, daß der glatte Spiegel
Im Grenzgebiete zweier Elemente
Verborgne Klippen hegt, d'ran sich schon manche
Verschlagene Fregatte leck gelaufen,
Daß ihr die seichte Flut zum Grabe ward. —
Heiraten, Elin!

---

Oskar Panizza.
(München.)

## Pastor Johannes.

In Hinterpommersfelden, im Fränkischen, war der Pfarrer verstorben. Der Ort lag in der Nähe von Erzwerken, die der ganzen Gegend zu einer gewissen Wohlhabenheit verholfen hatten. Ein schnell dahineilender Fluß half ihnen teils als natürliche Kraft zu ihren Betriebs-Einrichtungen, teils gab er ihnen Gelegenheit zur Fortschaffung ihrer Produkte. Die Bewohner, fast ausschließlich Protestanten, wiesen jene geistig geweckte wenn auch etwas nüchterne Gesinnung auf, wie man sie in so abgeschlossenen Ortschaften häufig antrifft. Und eine früher hier ansässig gewesene Herrenhuter Gemeinde hatte genügend an geistiger Spur zurückgelassen, um die Frage der Neu-Besetzung der Pfarrers-Stelle als eine hochwichtige, wenn nicht als das allerwichtigste, auf Jahrzehnte hinaus folgenschwerste Ereignis erscheinen zu lassen. — Der verstorbene Prediger, der über dreißig Jahre dem Orte angehört hatte, war die letzten Jahre immer krank gewesen, und somit außer Stande, Werkthätiges unter seinen Gemeindegliedern zu schaffen. Auch hatte ihn die Gemeinde in dieser langen Zeit sozusagen auswendig gelernt. Um so gespannter war man auf den Nachfolger. Denn diese Sorte von Menschen, diese in ihrem Gottes-Spürsinn hager gewordenen einsamen Dörfler, die nicht in einigen am Altar vorgenommenen

Fisematenten den Schwerpunkt priesterlicher Thätigkeit erkannten, sondern in ihrem Pfarrer eine Persönlichkeit, eine geistige Potenz, ein spezifisches Ferment erwarteten, das sie in ihrem Innern von Grund aus umzugestalten fähig war, hatten alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den ihnen tüchtigst erscheinenden Mann auszufinden; und nach Allem, was darüber verlautbar geworden, hatten sie alle Ursache, mit ihren Anstrengungen zufrieden zu sein. Hinterpommersfelden, das auf Grund seiner Wohlhabenheit einen erklecklichen Beitrag zum Pfarrers-Gehalt leistete, hatte der Regierung gegenüber das Vorschlags-Recht. Und in jedem Falle noch war bisher die landesherrliche Bestätigung erfolgt. So auch diesmal.

Pastor Johannes, auf den die Wahl gefallen war, kam aus dem etwa zwölf Stunden entfernten Seltsamhausen, einem kleinen Ort in einer unfruchtbaren Gegend, dessen paar hundert Seelen sich mühselig mit dem Ertrag ihres sterilen Bodens durch's Leben schlugen. Einige Grabreden, die von ihm gedruckt waren, hatten die Leute von Hinterpommersfelden zu Gesicht bekommen. Diese, und ein paar in der ganzen Gegend bekannt gewordene Züge von seltener Mildthätigkeit, waren zuletzt die ausschlaggebenden Momente bei der Wahl gewesen.

Und so war an einem Pfingst-Sonntag in Hinterpommersfelden der Tag der Antritts-Predigt für Pastor Johannes herangekommen. Natürlich war die Kirche gedrängt voll. Aus den umliegenden kleineren Ortschaften waren ebenfalls Leute herbeigekommen. Pastor Johannes hatte sich den Text aus Matthei 26, 41 gewählt: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!“ Es ging ihm ein sehr guter Ruf als Prediger voraus. Und schon der Beginn des Sermons, der eine vortreffliche Disposition brachte, ließ diesen Ruf vollauf gerechtfertigt erscheinen.

Die Kirche von Hinterpommersfelden war ein romanischer Holzbau, im Innern mit prächtigen Vignetten,

schwarz auf gelblichem Grunde, geziert; die Kirchenbänke, der Altar mit seinem blühend-weißen Spitzentuch, die ornamentale schwere Luther-Bibel darauf, darüber vier mächtige, knisternde Kerzen; im Schiff der Kirche die schnurgeraden Querlinien mit hockenden, feierlich ernst gekleideten Menschen, und vor ihnen auf den Pulten die ehrlichen Gesangbücher mit dem kittgelben Schnitt; ringsum im Innern, die Kirchenbänke einfassend, auf schlanken Säulen emporstrebend ein herrliches, freies Emporium, wo die vorgestreckten gierigen Köpfe gerade auf der Rampe aufzusitzen schienen; im Hintergrund die Orgel, wo ein fugen-gewandter Organist die Register immer dem Inhalt der Predigt geschickt anzupassen und anzuschmelzen wußte; und zuletzt, rechts, auf der einen Seite, die gegen Mittag sich wendende Sonne, die so gegen zehn Uhr, gerade wenn der Pfarrer die Kanzel bestieg, ihre glänzenden Argumente mit den Worten des Predigers verband, um diese Werkeltags-Leute zu erfrischen und zu erquicken: dieß Alles gab dem fränkischen, luthrischen Kirchlein etwas Stimmungsvolles, Heiteres. Und in der ganzen Umgegend war es eine ausgemachte Sache: In Hinterpommersfelden predigt sich's leicht.

Aber mein Gott! Gerade in dieser sonne- und stimmungsüberfluteten Kirche bereitete sich eben jetzt etwas vor, was den lauschenden Sinn dieser Dörfler zum Wahnwitz, das Herzblut der Zuhörer zum Gerinnen bringen konnte. Und das war Pastor Johannes. Kaum nämlich hatte er sich seinen Text zurechtgelegt, und war nach etwa fünf oder zehn Minuten in die Erläuterung des ersten Predigt-Teils, der „Wachet!“ hieß, eingegangen, als er wie ein Gaukler, oder vielmehr wie ein Vogel, die sonderbarsten wippenden und schwingenden Bewegungen machte, und schleifende, gurgelnde „Gru-gru“ und ähnliche Töne, die er mitten in die Sätze streute, ausstieß. Bald griff er mit dem rechten Arm weit hinaus, um gleich darauf mit dem Oberkörper nach rückwärts zu schnellen, und mit einer Wink-Bewegung die Zu-




Oskar Panizza.

hörer zu sich heraufzuholen. Brach mit dem Oberleib plötzlich über die Kanzel-Brüstung mit vorgestreckter Faust herab, als wollte er dem unter ihm Zunächst-sitzenden Eine auf den Kopf geben; um dann mit einem „Wau!" oder belfernden Ton, oder mit gebleckten Zähnen sich aus dieser Position wieder zurückzuziehen. Wie ein Bussard, oder ein gefangener Raub-Vogel in seinem Käfig wippend, immer hin und her, stundenlang dieselben Bewegungen macht, so schwebte, wand und torquirte sich unser Pastor immer herüber und hinüber, von rechts nach links, und von links nach rechts; oft aber unerwartet auf der einen äußersten Seite plötzlich Halt machend, um die dort sitzende Gruppe von Zuhörern mit einem Raketenschwarm von rasselnden, gepfefferten Phrasen zu überschütten. Und dazwischen schrie er immer „Wachet!" — „Wachet!" — Oft auch andere Interjektionen benützend, wie „Phau!" — „He da!" — „Sieh!" — Links hatte er er in der oberen Zahnreihe eine Lücke; dort pfiff er oft wie ein altes Weib heraus. Und auf seinem langgebauten hageren Gesicht lag während dieser ganzen Zeit der Ausdruck einer entsetzlichsten Angst. Auffallend lange oft richtete er sein wie ein Geier gebautes Auge auf das Empor, wo die Orgel stand, als wolle er dort Jemand auf's Korn nehmen, oder erwarte er von dort das Eintreten eines Ereignisses. Und dann wieder strich er mit beiden Händen, wie ein Mesmerist beruhigend, flach über die Versammlung hin, und stöhnte hauchend sein „Wachet!" — „Wachet!" — Johannes war eine lange, aufgeschossene, unsäglich magere Figur; und dies ließ die ruhelosen Exkursionen in dem schwarzen Chorrock noch auffallender, gespenstiger erscheinen. Die Stimme war belegt, chronisch matt, als hätte er sich in tausend früher gehaltenen Predigten ausgeschrieen. Er war aber sehr gut verständlich. Und der ausdrucksvolle, fast peinigende, flehende Ton that das Übrige. Ihm schien dies jedoch nicht genügend. Und jedesmal wenn eine neue Wendung kam, gab er förmlich ein

Zeichen, ein „Ha!" als habe er's grad gefunden, oder einen Pfiff, der einem Umspringen der Stimme entsprach, oder er warf in Seitenstellung den ganzen Körper hinüber, als wollte er sagen: Da kommt her! — Oft schien ihm aber auch dies nicht zu genügen; er spitzte den Mund, und pfiff durch die hohle Faust wie durch ein Blasrohr; ein förmliches „Tädērädä" wurde hörbar; oder er trampelte mit einemmale mit den Füßen auf dem dumpfen Kanzelboden herum, als wenn der Teufel los wäre. — Und dann nach dem Allem, wenn er seinen Zweck erreicht zu haben schien, glich er die Aufregung wieder mit ausbreitenden Händen und mit einem anflehenden, fast brünstigen „Wachet!" — „Wachet!" — aus.

Und dies dauerte eine ganze geschlagene Stunde. — Die Predigt war groß, gewaltig, erschütternd, Herzen und Nieren prüfend; ein Thränen-Rinnsal und Sturmgewitter. — Aber die Leute waren einfach paff, entsetzt, geängstigt, gemartert; nicht wissend, wem sie folgen sollten, dem Gaukel-Spiel und Prestidigitateur-Künsten, oder dem zwingenden Gedankenstrom und niederbrechenden Pathos.

Kaum war das „Amen!" verklungen, so riß der Organist sämmtliche Register heraus, und mit einem mit Mixtur und Bässen reichlich durchsetzten „Tutti" überschwemmte er Herzen und Ohren, um Alles, Eindrücke, Ängstigungen und Erinnerungen in einem brausenden Orgel-Meer untergehen zu lassen.

Die Kirche war jetzt aus. Wie ein plapperndes, näherkommendes Mühlwerk strömten die Leute aus der Kirche mit figelierenden Armen und knispenden Zähnchen ihre Meinungen austauschend. — Es war Usus, daß einige den besseren Ständen angehörige Bewohner den Pfarrer nach der Kirche in der Nähe des Portals erwarteten, und ihm die Hand drückten. Gar einem neuen Pfarrer nach der Antritts-Predigt. Und gar nach d i e s e r Antritts-Predigt. Der Wartenden waren diesmal fast an Hundert.

Allmählig verliefen sich die Leute, die weiter nach Hause hatten, oder nicht warten konnten. — Jetzt hörte

man hinten, von der Sakristei her eine Thüre zuschlagen, und nun kam Pastor Johannes, das bleiche Gesicht mit einem gelblichen Taschentuch fleißig abwischend, von rückwärts den sauberen Kiesweg her in schnellem Gang auf die Gruppe Pommersfelder zugeschritten.

Doch war die Empfindung der Scheu bei diesen Leuten stärker, als das Bedürfnis zum Vorwurf. Mit einem „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!" stürzten sie auf ihn zu. Einer nach dem Andern erwischte seine Hand und drückte sie. Die Leute waren doch hingerissen von ihm; nur wußten sie nicht von was. Die ganze Gestalt dieses hochaufgeschossenen, denkentkräfteten, wie von Dämonen gejagten, von Zweifeln abgemarterten Menschen mit der hohen Stirn und dem vergeistigten Antlitz hatte doch etwas Imponierendes, Scheu-Einjagendes. Die jungen Mädchen und Frauen, die sich hier ihren Vätern und Gemeinde-Mitgliedern angeschlossen hatten, starrten auf das Wunder-Bild. Dabei lag aber freilich Angst und Entsetzen auf allen Mienen. — Endlich aber nahmen aber doch einige der Älteren das Wort, und mit gefalteten und bedauernden Händen sprachen sie gegen den langen Mann im schwarzen, enggeknöpften Rock.

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Was soll das werden? Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht? Soll das so fortgehen? Die Leut können heute vor Angst und Erregung kaum zu Mittag essen." — „Schade!" — fielen jetzt Andere ein — Schade, die prachtvolle Predigt. Schade! Dieser Gottesmann!" — „Bedrückt Sie Jemand? Sprach Jemand mit Ihnen? Wurden Sie gestört? Woher diese fürchterlichen Grimassen und Austritte?" — „Ja, diese Grimassen" — fingen nun auch die Mädchen an — „diese Verzerrungen, diese Pfiffe, dieses Geräusche; es sei wie am jüngsten Tag; ob denn der Teufel losgebunden sei!" —

„Wie — sagte Pastor Johannes, und trat einige Schritt zurück — davor wunderten sie sich. Kännten sie nicht die Kirche von Seltsamhausen? Und müsse er nicht annehmen,

daß es hier ebenfalls so sei? Hätten sie nichts von Seltsamhausen gehört? Kännten sie nicht das greuliche Thier von Seltsamhausen? Das Thier in der Kirche? Das über die Bänke steige? — Vor zehn Jahren sei es zum erstenmal gewesen. Er war kurz vorher angestellt worden. Es war seine fünfte oder sechste Predigt. Die Bauern dort, lauter ärmliche, abgerackerte Leute, von der Wochenarbeit totmüde, hätten die Gewohnheit gehabt, in der Kirche zu schlafen. Er sei vielleicht zu nachsichtig gewesen. Auch ging es anfangs noch, als seine Stimme und Vortragsweise den Leuten neu war. Aber später, als an einem Sonntag die gesammte Zuhörerschaft in ihren blechernen Rockknöpfen und bebänderten Hauben, der Organist mitinbegriffen, räckelnd in den ungestrichenen Kirchenstühlen mit offenen Mäulern gelegen und geschlafen habe, sei das Entsetzliche passirt. Ob sie denn davon nichts wußten? Hinten von der Orgel her habe sich's herausgewälzt; schlirfend und tappend; ein Etwas, ein Mords-Ding, ein grandioses Thier; und sich langsam in das Schiff der Kirche hineingelegt. Ob es das Thier aus dem Jeremias gewesen sei? — Wie? — Nein, damit stimmte es nicht. — Oder aus Hesekiel? — Er wisse nichts darüber. — Es sei wie auf Tappen gegangen. Und auf ihn zu. Wie ein Wachsbild habe er es angestarrt. Hilflos, was zu thun. Er habe in der fürchterlichen Stille immer weiter gepredigt. Und dabei grimmassirt und gefratzt, um das Thier zu verscheuchen. Geschmatzt und gegaggert habe er: „Huit!' rief ich und ‚Pischperisch pisch!' Es half nichts. Wie ein langmächtiger Leviathan sei es näher gekrochen. Schon habe er seinen vorströmenden Hauch im Gesicht gefühlt, der wie Buchbinderkleister gerochen. In der entsetzlichen Angst habe er ihm zwei Kapitel aus der Offenbarung Johannes in den Rachen geschrieen. Sie gehörten gar nicht zur Predigt. Es sollte nur eine Beschwörungsformel sein; weil dort ein ähnliches Thier vorkommt. Es half aber nichts; es schien sie schon zu kennen. Inzwischen wuchs das Thier gräßlich; und nahm deutlicher

Form und Gestalt an. Man denke: es war, als wenn es sich bei den Schläfern rekrutirte; als wenn es Glied um Glied aus deren geöffneten Mäulern sich ergänzte; als wenn das Thier das Produkt der Seelen der hier Schlafenden sei. Der Kopf war menschlich; ein altes, faltiges Weibergesicht; im übrigen gutmüthig; mit Kaffeetassen-Lippen. Rings um die gepflegten Löckchen die Umrisse einer Mords-Haube wie aus durchsichtbarem Gahsstoff; quer durch diese Haube sah er noch die Orgelpfeifen blitzen. Oft schwankte der ganze Koloß wie ein Luftballon hin und her; oft schien er sich wie mit Filztappen auf die Kirchenstühle zu stützen und langsam emporzuheben. Das entsetzliche Weibergesicht kam ihm inzwischen immer näher; es hatte wässerig-blaue Augen; der Rumpf zeigte hinten wallroßähnliche, braun ausladende Glieder; während der Fischschuppenschwanz hinten bei den Orgelpfeifen noch beschäftigt war. Bis dahin hatte er noch die gut memorirte Predigt mit der unerhörtesten Selbstüberwindung herausgeschrieen, in der Meinung, das Thier müsse schließlich zurückweichen. Als es aber zuletzt mit schmatzendem Maul und fauligen Zähnen direkt auf ihn losgekommen, habe er in dieser höchsten Noth die Bibel gepackt, und sie ihm ins Gesicht geschleudert. Der schwere Band fiel platschend auf den weißgescheuerten Boden der Kirche. Der danebensitzende Bauer erwachte, schaut verwundert um sich, und — in diesem Augenblick war das Thier verschwunden, radikal fort, als ob es nie existirt hätte. Die Kirche wurde wieder hell und freundlich. — Nun kam er auf den Gedanken, daß es der Schlaf der in der Kirche Sitzenden sei, der das Thier erzeuge. Und in dieser Voraussetzung habe er nun den Rest der Predigt dem eben erwachten Bauern mit solcher Vehemenz ins Gesicht geplärrt, daß dieser nicht mehr einschlafen konnte. Es ging auch alles gut. Er konnte die Predigt glatt vollenden. Mit dem Schluß — „Amen!" erwacht alles; denn das war ihr Stichwort zum Aufwachen. Mit dem Gerutsch und Geräusch der Röcke und Kleider kam wieder Leben in

die Kirche. Die Sonne brach durch die großen Scheiben. Der Organist, der ebenfalls erwacht, löste eine prachtvolle, jubelnde Fuge von Bach vom Manual, und schluchzend und weinend verließ er die Kanzel, und ging nach Hause, seinem Herrgott dankend, daß noch alles glücklich abgelaufen. —

Das sei das Thier von Seltsamhausen. Ob sie denn davon nichts gehört hätten? Ob sie denn nicht auch ein ähnliches Thier hier hätten? — Was das für ein Thier sei? — frügen sie. — Ja, das wisse er doch nicht! Sei es vielleicht die Langweile? — Oder das Nichts? — Ob es aus der Bibel stamme? Oder aus einem heiligen Fluß, aus dem Ganges, heraufgestiegen sei? Nein, nein! Nicht aus Indien komme es, es komme aus Seltsamhausen. Woher käme denn die fränkische Haube!? Und er sei fest überzeugt, dasselbe sei ihm hieher, nach Pommersfelden, nachgekrochen. Ob sie hier auch so viel Zuckerrüben bauten wie drüben bei seinen armen Bauern? Lange habe er gemeint, daß das Thier sich von dieser Frucht mäste. Denn es sei eine süße Gosche. Er habe es gleich gemerkt, daß es hier sei. Schon zu Anfang der Predigt. An der Orgel habe er den Schattenriß gesehen. Es liege immer mit dem Schwanz auf dem tiefen Contra-C. Doch hätten alle Leute so aufgepaßt; da sei keine Gefahr gewesen. Wenn wir wachen, dann schlafe es. Und wenn wir zu schlafen anfangen, begänne es sich zu recken und zu dehnen. — Was es nun aber für ein Thier sei? Vielleicht nur der geborene Schrecken, der Schrecken von ihm, dem Pfarrer, der Pfarrers-Schrecken, daß, wenn er von der Kanzel herab das Beste, was er habe, hergäbe, wenn er mit seinem Herzblut predige, diese Hundekerle da drunten, die Bauern, schliefen? Oder sei es die generelle, manifestirte Rache für diese Mißhandlung des Predigers? Und warum rücke es immer dem Pastor auf den Leib? — Doch er habe seine Dispositionen getroffen. Und habe zehn Jahre Zeit gehabt, sich einzuüben. Wenn nur Einer in der Kirche wache, käme das Thier nicht zu Stande. Und er verfüge

über Vogelstimmen und Hundegebell, über Grimassen und Fisematenten, über Verdrehungen und Torquirungen; er mache den Nußheher und das Käuzchen nach, den Geier und den Uhu; und für den äußersten Moment sei seine gute, brave, fünfpfundige Bibel da, um sie dem scheußlich schmatzenden Kaffee-Gesicht in den Rachen zu schmeißen.

Doch, — meinte Pastor Johannes, — und damit schaute er mit hellen Augen den Kreis der Umstehenden an, er sehe hier so viel frische, aufmerksame, nach geistigem Brot lechzende Gesichter, da sei wohl keine Gefahr; und mit Gottes Hilfe werde wohl alles gut werden. —

Jetzt aber müsse er nach Hause. Seine sechs Kleinen stünden mit hungernden Mäulern und gefalteten Händen um den Tisch herum; und auch die Frau Pfarrer nehme keinen Löffel Suppe, bis der Pfarrer sei. — Also Gottbefohlen!" —

Und damit schritt der magere, ausgemergelte Mann durch die vorgestreckten Hälse, die kreidigen Gesichter und die lechzend vorgequellten Augäpfel der Wartenden mitten hindurch. —

## Ernst Ziel.

(Cannstatt.)

# Reimgespräche mit einem Narren.

(Fragment.)

1.

Ich fragte lächelnd: „O, sage, John Carr, doch,
Wer ist im Staate ein größerer Narr noch
Als du?"
Und lächelnd sagte John Carr: „Na nu!
Viel närrischer noch als der Narr ist im Staate,
O Herr, der Büreaukrate.
Zuerst wird ihm glatt das Gehirn rasirt;
Dann werden ihm hinter der Stirn planirt
So Meinungen wie Gedanken.
Er aber, geschmeichelt, tauscht sonder Wanken
Nun gegen Vernunft und Gesinnung fein
Die Zunft und die Innung ein.
Hei! macht er dir große Carrière,
Sei's nun civiliter oder im Heere!
Scheint doch ihm zum Zwecke kein Mittel schlecht,
Als Helfer ihm Kutte und Kittel recht.
So schlägt er sich denn zu den glatten Gesellen,
Zu jenen höheren Staatspedellen,
Die niemals Kröte und Molch zertreten,
Nein, ewig nur den Erfolg anbeten.



Carl Strathmann: „Der Findling"

Und siehe! so lernt er,
Ein frühe Betreßter und Besternter,
Schier über alle Brücken gehn,
Lernt mit gekrümmtem Rücken stehn
Vor Monarch und Minister,
Lernt klug, der Listigen Überlister,
Auf allen Hintertreppen lauschen,
Wo die seidenen Schürzen und Schleppen rauschen,
Lernt tänzelnd um Excellenzen
Scherwenzen,
Lernt hündisch der Großen und Edeln Schaar
Anwedeln gar,
Lernt hungrig hasten in allen Ländern
Nach Titeln und Ordensbändern,
Und was in Reinheit nicht erreichbar,
Ist durch Gemeinheit ihm erschleichbar —
Und das alles — o gähnende Leere! —
Nur um den gleißenden Wahn der Ehre!
Der Staat ist, o Herr, ein Narrenhaus,
Und Keiner zieht ihm den Sparren aus,
Und bei Sinnen im Staate ist einzig John Carr,
Dein Narr."

2.

Ich fragte: „Wer stäupt mit Stiel und Besen
In China die Chinesen?"
Da sagte John Carr,
Mein Narr:
„So grausame Potentaten
Wie schlausame Büreaukraten,
So schmeichelnde Ducker
Wie speichelnde Mucker,
So wulstige Bäuchlinge
Wie schwulstige Heuchlinge,

So pfiffige Afterrichter
Wie kniffige Schranzengesichter,
So Leibesknechter, soldatische,
Wie Seelenwächter, dogmatische,
Kurz, Mächtige wie Schmächtige
Doch lauter Niederträchtige
Und rings an Thüren und Pforten
Staatsschergen von allen Sorten —
All diese Peiniger
Und Steiniger,
Sie stäupen mit Stiel und Besen
In China die Chinesen.
Und doch! Es zahlen die armen Schlucker
Für Branntwein, Tabak und Zucker
Geduldig ihre theuern,
Vielfachen Steuern
Und küssen Stiel und Besen
Als unterthänige Chinesen.
Potztausend, alle Wetter,
Ist euer langmüthiges Gebahren
Nicht um aus der Haut zu fahren?
Traumselige Schlummerköpfe,
Saumselige Kummerzöpfe
Und lahme Langsamtreter
Und zahme Götzenanbeter,
Das seid in China ihr Chinesen
Und solltet doch lieber trotz Stiel und Besen
Die Zöllner und Vornehmen*)
Kräftig beim Ohr nehmen,
Und das sag' ich, John Carr,
Dein Narr."

*) Die Vornehmen sind bekanntlich diejenigen, welche im Nehmen die Vorhand haben. Anm. des Setzers.

Otto Julius Bierbaum.

(Ed. Beuerberg.)

## Ritter rät dem Knappen dies:

Sitz im Sattel, reite,
Reite auf die Freite,
Freie dir die Fee der Freien,
Freie sie im milden Maien.
Mit Narzissen in den Händen
Geh ihr nah, doch an der Lenden
  Schwebe dir dein Schwert!

Sprich zu ihr: Madleine,
Rose, Rose, Reine,
Willst du dich mir zärtlich neigen,
Willst du mir den Himmel zeigen?
Und sie wird die Augen senken,
Wird dir alle Himmel schenken.
  Nimm sie auf dein Pferd!

Sitz im Sattel, sause,
Reit' mit ihr nach Hause.
Unter seidenbunten Decken
Sollst du dir dein Glück verstecken.
Alle Thore zugeschlossen!
Dämmergold ist ausgegossen
  Über euern Herd.

## Sehnsüchtige Melodie.

Roseninsel, schwanumschwommen,
Roseninsel im grünen Meere,
Roseninsel, düfteschwere, —
Sonnenheiße,
Felsenweiße,
Heckenheimliche Roseninsel.

Rote Rosen, rankenwilde,
Rote Rosen, herzenheiße,
Rote Rosen auf Säulenweiße, —
Stengelhohe,
Schönheitfrohe,
Glutensammelnde rote Rosen.

Tempelhallen, marmorhelle,
Tempelhallen in heiligem Schweigen,
Tempelhallen, von Lorbeerzweigen
Eingeschlossene,
Sonnenübergossene,
Lautlose, leuchtende Tempelhallen.

Weiße Leiber, heiße, nackte,
Weiße Leiber, rosenumrötet,
Weiße Leiber, tanzumflötet, —
Schlanke, hohe,
Schönheitsfrohe,
Glutenhauchende, weiße Leiber.

## Lied.

Die Nacht ist nieder gangen,
Die schwarzen Schleier hangen
Nun über Busch und Haus.
Leis rauscht es in den Buchen,
Die letzten Winde suchen
Die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen,
Dann bleibt der Atem stehen
Der müden, müden Welt.
Nur noch ein zages Beben
Fühl durch die Nacht ich schweben,
Auf die der Friede seine Hände hält.

## Überschriftreime.

Oh Richard Voß!
Wann findet Rettung im Tierschutzverein
Dein Dichterroß?

*

Isten und Asten.
Sie essen an Schlagwortknödeln sich satt;
Die Kunst muß fasten.

*

Deutsche Mäzene.
Oh Gott, oh Gott, oh Gott, oh Gott!
Ich zerdrücke eine Thräne.

*

Deutsche Literaturgeschichte.
Sie entspringt der Abschreckungstheorie:
Daß nie ein Deutscher mehr dichte.

*

Die „neue Richtung".
Das Wort war gut, nun laßt es fort,
Schreibt tapfer: neue Dichtung.

*

Emil Zola.
Er wechselt die Garderobe gern:
Jetzt ist er schon bei der Stola.

*

Heil! Fräulein Bürstenbinder!
Des Reichs Romanmilchbreiverquirlerin
Für Kinder.

*

Im Tingel=Tangel.

Frau Aphrodite Pandemos
Wirft virtuos die Angel.

*

Im Kirchenstuhle.

Frau Langeweile gähnt und dreht
Die abgegriffene Spuhle.

*

Literarische Rhobolophoren.

Wer der Knüppelgarde höflich kommt,
Der ist verloren.

*

„Unter den Linden“.

Ich möchte gern weniger Uniform,
Dafür mehr Menschen finden.

*

Die kranken Riesen.

Krank Wagner, Ibsen, Tolstoj, Nietzsche, — Herr
Max Nordau sagts,
Und der hat freilich stets sich als — gesund bewiesen.

*

„Die Waffen nieder!“

Ein Traum: Der letzte Leutnant hängt den Säbel auf,
Baronin Suttner singt ihm Wiegenlieder.

*

### La débâcle.

Schaut hin, wie David-Zola tanzt
Vor Chauvins Tabernakel.

*

### Reklamegrößen.

Sie brauchen in der That mehr als ein — Zeitungsblatt,
Zu decken ihre Blößen.

*

### Kunst und Moral.

Wer Wasser in den Wein gießt,
Macht ihn schaal.

*

### Laura am Papier.

Statt Saiten rupft sie ihre Nerven wund,
Den Schmerz erdulden wir.

*

### Hermann Bahr.

Wann seh' ich, Freund, dich tanzen auf dem Seil
Im Alkazar?




Julius Hart.

## Julius Hart.

(Friedrichshagen-Berlin.)

Aus einer Christus-Tragödie.

# Die Sehnsucht nach dem Paradiese.

Bruchstück aus dem Cyklus: „Die Visionen in der Wüste".

Düstere Kreidekalk-Felsenlandschaft, schweigend wie ein Sterbebett. Zerrissenes, von Höhlen durchklüftetes Gestein mit schroffen Abhängen, zur Rechten ein runder Feuerstein von Tischeshöhe, gegen den Jesus gelehnt steht: starr, unbewegt, mit schlaff herniederhängenden Armen, mit leeren, weitaufgerissenen Augen in die Ferne blickend, gerade hinein in die blutrote Sonnenscheibe, die von dunkelfarbigen Wolken umhüllt, am westlichen Himmelsrand versinkt. Noch immer hängt eine trockene, schwüle, schwerlastende Hitze über der Wüste, wie ein feiner Dampf steigt es aus dem glühenden Gestein, und die weiße Luft ist gefüllt mit grauen Staubschleiern. In der weiten toten Einöde erblickt das Auge nichts Lebendiges als die starr unbewegliche Jesusgestalt. Hier und da an den Felsen wuchert spärlich das struppige Dornengesträuch des Ziziphus, und über den nach Norden hin steil abfallenden Abhang neigen sich ein paar verkrüppelte, kümmerliche Palmenstrünke. Die ganze Landschaft macht den Eindruck des in Not und Elend Ergrauten, einer ewigen Trauer und Kümmernis. Mit ungeblendeten Augen in das Herz der Sonne starrend, bewegt Jesus nichts als leise die fahlen, vertrockneten Lippen, denen sich dann und wann hörbare Worte entringen, die stoßweise hervorkommen, bald geflüstert, bald wie ein unterdrückter, heiserer Aufschrei, bald wie harte, schroffe Befehle:

Sonne, du! und ich! Jesus von Nazareth... Drei Tage lang habe ich mit dir gerungen, Sonne!... Zweimal entflohst du, losgerungen aus meinen Armen!... Heute sollst du nicht mehr von dannen... Sonne, steh still!...

Sonne, steh still! ... Höre den Ruf von Ajalon! ... Herabzieh ich dich von deiner Höhe an eisernen Ketten, — geschlungen um deine Hörner, du wilder, feuriger Stier ... Herabzieh ich dich mit meiner Sehnsucht — meiner Sehnsucht — — meiner Sehnsucht! Speise und Trank habe ich verschmäht, und ich bin vertrocknet wie du ... Ich bin ausgedörrt von deiner Glut ... Mein Leib ist grau und schwarz wie die Wüste ... Ich brenne! Ich brenne! Ich brenne in Liebe und in Sehnsucht! ... Ich bin voller Feuer wie du, Sonne! ... Blutrot glüht mein Leib, wie du glühst, durchleuchtet von Feuer ... Offen liegen vor dir Herz und Lunge gleich strahlenden Rubinen ... Flamme bin ich, lodernde Flammenglut ... Sonne, steh still! Dich nur sehn ich zum Weibe, dich ganz allein! ... Du in mir — ich in dir! — Hochzeit! Hochzeit! ... Aus der Wüste geh ich hervor, dich im Herzen, ... der neue Gott, der neue Sonnengott! — Wach auf, winterliche Welt ... Ich will die Mandelblüten an den Zweigen neu sprießen lassen, die Purpurblüten am Granatbaum und die jungen Rosen unter den weißen Myrten. Sulamith, Sulamith ... nur noch den Reigen von Mahanaim will ich dich ewig tanzen sehen ... Bist du es, mein Freund Jesaja, der zu mir spricht, der mir die Hand aufs Herz legt? ... Ist es der Atem deines Mundes, der mich umweht, mein alter guter Freund Jesaja ... Ach, wie süß klingt deine Stimme, süß wie die griechische Flöte ... Komm, laß uns zusammen von hier hinab zu den Menschen wandeln und dein neues Reich gründen ... Denn in Erfüllung soll dein Wort gehen — durch mich. Vernichten wird der Herr den Tod für immer und die Thränen abwischen von jedem Antlitz. Vernichten wird er die Hülle, die alle Völker verhüllt, und die Decke, die über alle Völker gebreitet liegt ... Ihre Schwerter werden sie zu Karsten umschmieden und ihre Spieße zu Winzermessern. Kein Volk mehr hebt gegen das andere das Schwert empor und den Krieg werden sie nicht mehr erlernen ... Sonne, steh still, ... Sonne, steh still! ... Dir

will ich mich vermählen! Daß ich wie du über die Welt voller Licht hinflute und das neue Leben aufwecke, den Samen befruchte, die Früchte reife ... Fliehe nicht fort, ... Sonne — Sonne! ...

(Während er in seinem Innern die letzten Worte mechanisch immer wiederholt, sinkt die Sonne tiefer und tiefer, und in dem Antlitz des einsamen Büßers malt sich eine gesteigerte Furcht ab. Durch seinen Leib gehen heftige Zuckungen, und vor den wildstarrenden Augen beginnt alles in rasender Schnelligkeit durcheinanderzukreisen. Eine schwarze Wolke, aus der ein dumpfes, fernes Donnern schallt, verschlingt die Sonne, überzieht anwachsend den ganzen Himmel und sinkt wie ein Tuch langsam zur Erde herab. Immer tiefer hat sich die Luft verfinstert und Fels und Wüste ringsum Form und Farbe verloren. Zuletzt ist es ganz schwarz geworden. Jesus, am Boden hingesunken, unruhig, wie von schweren Träumen gepeinigt, stöhnt einigemale schwer auf. Aus der über ihm schwebenden Wolke kriecht, zuerst aufleuchtend wie ein Blitz, eine in purpurnen, blauen und goldnen Farben phosphorisch glänzende Schlange hernieder, die eine Zeit lang auf- und niederschwingend über seinem Haupte hängt, und dann auf den Schlafenden sich herabläßt, um ihn mit ihren Windungen zu umschlingen. Während sie ihn umschlingt, verwandelt sie sich allmählich und langsam bei jeder weiteren Berührung und Bewegung mehr und mehr in eine nackte Frauengestalt. Aus dem Antlitz Jesus verschwindet zu gleicher Zeit der Ausdruck der Qual und Furcht, und eine sanfte Befriedigung und Ruhe prägt sich dafür in den Zügen aus. Ueber ihn sich beugend und forschend in seine Augen spähend, legt die Traumgestalt ihre Hand auf die Stirn Jesus und beginnt leise zu sprechen:)

Lilith: Sei still und ruhig!
Jesus: Still und ruhig!
Lilith: Und fürchtest dich nicht mehr?
Jesus: Nein, gar nicht.
Ach, ich bin ruhig.
Lilith: Fühlst du mich auch?
Jesus: Ich fühle dich ganz nahe.
Lilith: Fühle mich in dir!
Jesus: Ja, tief im Herzen.
Lilith: Liegst du gut so?

Jesus: Oh gut — recht gut!
Mein Haupt liegt still auf deinen jungen Brüsten
Wie über roten Anemonen ...
Lilith: Und mit weißen
Kühlen, nackten Armen umfange ich dich ...
Jesus: Mit nackten, feurigen Armen umfängst du mich.
Lilith: Was träumst du jetzt?
Jesus: O still, o störe mich nicht ...
Lilith: Träumst du auch noch?
Jesus: Ach, Rosenduft und Nachtviolenhauch,
Wie süß erquickt ihr mich ...
Lilith: Siehst mich entkleidet,
Siehst mich in Schönheit und Liebe erglühen,
All meine Weiden sind abgeweidet,
Gärtner, du laß sie aufs neue erblühen.
Schaust du in Träumen die trockenen Felder
Winterlich windüberstobener Welt?
Weißt du den Frühling, der all meine toten
Wälder mit grünem Lichte erhellt?
Jesus: Ach Frühling — Frühling! Weithin durch die Lüfte
Strömt aus den Höhen ein bunter Schein,
Hyacinthenfarbene Düfte
Weben in goldene Wolken hinein.
Regenbogenschleier schweben
Weich und sachte durch feurige Glut,
Und in weiten, weiten Fernen
Dunkle Schatten purpurn heben
Eine Schale, rot von Blut,
Rot umglüht von sieben Sternen.
Aus der Berge schwarzen Schlüften,
Aus den Wäldern, aus den Seeen,
Aus den Wolken in den Lüften
Kommt ein düftereiches Wehen,
Duft der Mandeln und der Rosen
Und der roten Maulbeerbäume, —

Singend ziehen durch die losen
Zweige bunte Märchenträume.

Lilith: Laß die Augen nur nicht sinken,
Nur die Seele nicht ermatten,
Weltenfrühluft wirst du trinken!
Ew'ger Frühling, leer von Schatten
Steigt empor im Osterleuchten
Aus den grauen feuchten
Und den blassen
Schweren Winternebelmassen.

Jesus: Dorthin führe mich!

Lilith: Zum unvergänglichen
Ewigen Licht, der überschwänglichen
Fülle des Glücks.

Jesus: Führe mich, Geliebte . . .
Führe mich, du meine Seele! dorthin! dorthin!

Lilith: Schau nur ins Herz der Welten,
Auf den Schmerz und die Lust der Kreatur,
Du fühle und liebe du nur,
Und du wandelst schon im jungerhellten
Morgen über die grüne Flur
Zur Heimat der Ruhe.
Wandelnd im flimmernden Osterlichte
Durch rubinrotglühende Lüfte
Schwebe — schwebe vorüber
Zur Heimat der Ruhe hinüber — —
Schwebe vorüber, liebende Seele du!

(Während des Folgenden steigen hoch oben in der Luft aus der Finsternis Lichtstrahlen hervor, die zu Wolken sich umwandeln. In ihnen zeigt sich das Bild der Paradieseslandschaft, wie es die Bibel ausmalt . . . ein von Wassern durchströmter blühender Garten. Das Auge des Schlafenden sieht den Garten offen und sieht ihn zugleich verschlossen durch Mauer und Thor. Vor diesem Thor steht der Engel des Herrn mit entblößtem feurigem Schwert.)

Jesus: Ja, schon steigt im fernen Lichte
Bunt empor die Wunderfülle
Tieferſehnter Traumgesichte
Voller Glanz und ohne Hülle . . .
Was ich mit gläubigem Kinderherzen
Still und fromm zu schaun verlangt,
Das in dunklen Zweifelsschmerzen
Als ein Trugbild mir versank:
Wieder steigt es mit hellen Gestaden
Jubelnd von Licht in die Lüfte empor,
Und in Gold und in Blumen baden
Bunte Hallen, Säulen und Thor . . .
Wieder rauscht aus brausenden Saiten
Über die Seele mir mächtig der Sang:
Friede allen Erdenweiten,
Und ein Ende allem Zwang!
Wieder schau ich durch grünende Auen,
Lachend fluten ein glücklich Geschlecht,
Fürsten nur schau ich und Herren, doch Niemand
Beugt sein feiges Haupt als Knecht.
Wieder aus dem Sternenmeere,
Aus der leuchtenden Wolkenflut
Steigst du mit Palmen und Rosen und Reben,
Land meines Sehnens, Land meiner Glut.
Lilith: Ahnen kann ich, ach, nicht schauen,
Was sich dir rings offenbart,
Fahren seh ich nur die grauen
Wolken ihre alte Fahrt . . .
Wilde Sehnsucht, heiß Verlangen
Aber glüht durch mein Gebein,
Könnt ich sanft von dir umfangen
Dort auf Rosen glücklich sein.
Jesus: Tiefe Sehnsucht, stumm Verlangen
Lockt mich hin zu jenen Quellen,
Ganz versinkend in den hellen

Wolken, ganz von Licht umfangen,
Wie ein Kindlein in den Wiegen,
Still dort ruhen, sanft dort liegen . . .
Dennoch aller Leiden kundig,
Aller Weisheit sprachenmundig,
Schauend alle Welt entsiegelt,
Himmelsthore aufgeriegelt —
Dort . . . dort ist die Heimat der Ruhe, . . .
Dorthin . . . dorthin! . . .

Lilith (an ihm niedersinkend):
Gieb mir die Ruhe!

Jesus: Wäre sie mein,
Besäßest auch du sie! . . . Wer besäße sie nicht?
Ruhe ist nirgendwo, wenn Einer allein
Friedlos sein Haupt noch hebt zum Sternenlicht . . .
Gieb du die Ruhe mir . . .

Lilith: Dring nur vor zu jenen Hainen,
Die dein Seelenauge schaut,
Auf den Rosen und in deinen
Armen bette mich als junge Braut.
Aus des Lebens goldnen Quellen
Schöpfe mir vom Wellenthau,
Seh die Nacht sich dann erhellen,
Morgenhell erglänzt das Grau.

Jesus: Dräng ich vor, ach, nur ins Leere
Faßte meine gläubige Hand, —
Sind nur dunst'ge Wolkenheere
Schwimmend durch der Sonne Brand.
Leerer Schein nur, der in bunten
Farben aus dem Herzen steigt,
Längst erkannt hab ich dort unten,
Daß dem Sehnen alles schweigt . . .
Was Prophetenmund gesprochen,
Goldne Lügen sind es nur,
Meine Seele ganz gebrochen,

Meidet solcher Wege Spur.
Alles ist Unruh, alles ist Leiden,
Wandellos allein der Schmerz,
Unter Dornen soll ich weiden
Ewig mein verwundet Herz.
Gott allein wohnt in dem Lichte,
Das in keiner Nacht versinkt,
Doch wir sinnen nur Gedichte,
Töne, die ein Hauch verschlingt.
Leerer Sehnsucht hohle Qualen
Ew'gen Durstes ew'ge Pein —
Götter kann ich mir nur malen,
Doch ich darf ein Gott nicht sein.

Lilith: Daß du's nur träumen kannst, matte Seele du!
Sehnend empfinden nur, matte Seele du!
Sehnsucht schwebt auf Schmetterlingsschwingen,
Kann doch nimmer die Wolken durchdringen,
Wie der Adler nimmer zur Sonne fliegen,
Kann nur seufzen und nimmer siegen . . .
Baum voller Knospen, die nimmer erblühen,
Schwert in der Scheide,
Darf in Blut nicht erglühen . . .
Aber ich greife die Weltposaune,
Und in deiner Seele Grab,
Schleudre ich das schmetternde Erz hinab,
Werf ich die alten Donnerweisen . . .
Will dich pflügen mit scharfem Eisen,
Krachend soll springen die tote Gruft,
Weit auf sich öffnen
Der jungen lebensdampfenden Morgenluft . . .

Jesus: Zornesblitzende, Wilde, du!
Deck mich mit deinem Schilde zu!
Wirf in das Blut mir brennendes Feuer,
Laß mich greifen, ungeheuer

Wachsend, in der Sonne Rad . . .
Führ mich zur That!

Lilith: Du fürchte nicht länger,
Fürchte nicht Gott!
Über den Wolken, aus Wolken erbaut,
Hebt sich sein Königssessel,
Gehüllt in ewige Finsternis.

Der schwarze Rauch deiner Opferfeuer,
Deines gebetestammelnden Mundes Atem
Schuf seinen Wolkenthron.

Wolken wandern und weben
In ewig neuen Gestalten über dein Haupt,
Tulpenrot in der Frühe des Tags,
Lilienweiß in der grellen Sonne des Südens.

Leerer Dunst nur sind deine Wolken,
Und tief in deinem Herzen wohnt das Licht,
Das helle, warme, alles erleuchtende Licht.

„Vater!" stammelt dein Mund,
„Krieger, reitend auf dem Donnerroß,
Blutiger Rächer an meinen Feinden du . . .
Allerbarmer, du meiner Felder Morgentau,
Rote Liebesrose, du am Busen mir Hangende . . ."
Doch in deinem Herzen glüht das Schwert,
Wächst unter Dornen die rote Liebesrose . . .

Götter stürzen, . . . du aber bleibst!
Und ein Hauch deiner Seele
Gebiert Götter . . . Du aber bleibst!

Fürchte den Menschen!

Ueber die Wolken bringe empor,
Blase, blas auseinander den Nebeldunst . . .
Du, der Vater der Götter,
Sohn des Göttlichen . . .
Und gelassen setz dich selber auf den Thron
Über alle Welten . . .
Und du wirst sein wie Gott . . .
Trinkend vom Wasser des Lebens
Schmausend vom Baum der Erkenntnisse . . .
— — — — — — — — — — — —

Jesus (in Sinnen verloren):
Und du wirst sein wie Gott! — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Finsteres altes Rätselwort,
Halb klingt's wie ein Hymnus und halb wie Spott . . .
Bedenk ich's recht, so ist's ein Thorenwort,
Und wenn mein Geist den ganzen Sinn ermißt,
Durchschaut er leicht des Satzes ganze List,
Dann wirst du sein wie Gott, wenn du es bist . . .
— — —
Wenn ich es bin?! Kann ich's denn sein?! . . .
— — —
Da sieh, auf einmal steigt aus dunkler Nacht
Das Wort in neuem großem Flammenschein,
Und rings die Luft ist rot von Glut entfacht . . .
Wort, aller Weisheit voll . . . von himmlischem Geschlecht,
So faß ich deine alte Rätselsprache recht . . .
Du kannst es sein! — — — Und faßte mich nicht an
Die kalte Furcht vor tiefversteckten Hohn
Verdammter Höllenmächte . . .

Lilith: Blick nicht hinan,
Blick nicht hinab. Nie wird ein goldner Lohn
Dem ewigen Frager: Komme zur That,
Gehe voran mir den Wolkenpfad . . .

Nimmer stoß ich hinab dich zum Bösen,
Will uns Beide aus Fesseln erlösen.
Jesus: Und du wirst sein wie Gott!
Ja, ich kenne das graue alte Höllenwort,
Und ich höre das Zischen der Unterweltsschlange,
Aber es reißt mich gewaltig hinfort
Wieder mit neuem lebendigem Drange . . .
Den du vertrieben mit feurigem Schwerte
Auf das disteltragende Feld,
Der verratene, leidenbeschwerte
Todverfallene Sohn der Welt:
Wieder an der Paradiesespforte
Pocht er an mit starker Hand,
Und im Zeichen jener Worte,
Die ihn einst von hier verbannt,
Wirft er sich dem Schwert entgegen,
Das du mir entgegenhältst, —
Bote du des alten Gottes,
Racheengel, du auch fällst!
Lilith: Sieh, wie ein Nebel rinnt's auseinander,
Wie ein Schemen zerfließt die Gestalt . . .
Wie im Meere versinkend ein Brander
Langsam verlöscht, so verglüht die Gestalt . . .
Jesus: Krachend von dem Maul der Erde
Jäh verschlungen stürzt das Thor,
Rauchend, auseinanderberstend —
Staub und Feuer rast empor . . .
Lilith: Durch die Lüfte kommt ein Brausen,
Stürme hör ich graunvoll sausen,
Gellende Stimmen jammernd ziehn —
Todestrauermelodien.
Christus: Jubelnde Harfen klingen und singen,
Streuen Rosen auf mein Herz,
Zarte Liebesworte dringen
Aus den Wolken erdenwärts.

Stimme aus den Stürmen:
Das Thor ist offen, Thoren treten ein,
Erglühend nach der Frucht im grünen Lebenslaub,
Nun, falsches Licht, verdopple deinen Schein,
Die Hand faß Gold, die Seele finde Staub.
Verdammt Geschlecht macht unrein, was da rein,
Und sät es Freude, erntet's Todestrauer,
Blind übersteigt's des Paradieses Mauer
Und stürzt sich nur in Qual und schlimmre Pein.
Weicht ihr verdammten, unreinlichen Seelen,
Kehret zurück zu den dumpfen Höhlen,
Nur um zu stürzen, mag ich erheben,
Nur daß du stirbst, verlieh ich dir Leben.
Fürchte am meisten, wenn ich dich schmücke,
Krön' ich dein Haupt mit ersehntem Glücke,
Nur um zu stürzen, mag ich erheben,
Nur daß du stirbst, verlieh ich dir Leben.
Weibliche Stimme aus dem Lichte:
Liebster komm, die Rosen sprießen
An dem weinumkränzten Strome,
Laß dein Herz mich stumm genießen
In dem Grün der Palmendome.
Liebend wandle diese Wege
Und ihr Licht wird nie erblinden,
Ewig wirst du im jungen Gehege
Rosen in junger Blüte finden.
Der Mann im Lichte spricht:
Nur die fürstlichen Seelen grüß ich,
Die als Herrscher die Welt durchschreiten,
Doch nicht Fürsten sind, die finster
Über Sklavenleiber reiten.
Herr mag nur mit Herren leben,
Wird den Knecht zum Herrn erheben,
Nur wenn du dich selbst bezwungen,
Sei von meinem Arm umschlungen.

Stimmen aus der Finsternis:
Wehe, es kommt der Tod,
Und sterbend erlischt in Nacht die Sonne,
Ströme von Blut, vom Blute so rot
Strömen durch unseres Gartens wonne-
grünen, duftenden Blütenhain.

*

Weicht ihr verdammten, unreinlichen Seelen,
Kehret zurück zu den dumpfen Höhlen.

*

Eure Nähe bringt Zerstörung,
Neue, höllische Empörung,
Gift ist eures Mundes Odem,
Und es fällt wie Wüstenbrodem
Auf der Seligen Blumenland.

*

Wehe, es kommt der Tod
Und sterbend erlischt in Nacht die Sonne . . .

Stimme aus dem Lichte:
Tritt ein, Geliebter,
In dem Garten voll Duft und Licht,
Bade in ewigen Sonnenwellen
Dein beglücktes Angesicht . . .

*

Und es kommen gedrängt hinterdrein
Jubelnd alle — alle
Hörst du — hörst du den Klang der Schalmein,
Lustig gemischt mit Flötenschalle.

Und die Welt ist ein Garten,
Blühend über Berg und Thal,
Jauchze, Menschheit, jauchze,
Erstanden aus Leid und Qual.

Stimme aus den Stürmen:

Doch von neuem jag ich von dannen,
Geißelnd den Rücken mit feurigem Schwert,
Dieses Geschlecht — ich darf es verbannen,
Denn es ist der Himmel nicht wert.
Ich nicht verjag es, selber zerstört es,
Frevelnden Geistes die eigene Lust.
Jammernd dann schlägst du, du ganz bethörtes
Schuldig Geschlecht an die schuldige Brust.

Aber ich jage dich ohne Erbarmen,
Stürze den Fliehenden, schleudr' ihn hinab,
Ihn umstrickend mit blutigen Armen,
In sein letztes, gefürchtetes Grab.
Von der Höhe jähen Falles
Stürzend fühle jede Qual,
Denn Gerechtigkeit ist alles,
Licht bringt meines Schwertes Stahl.

Stimme aus dem Lichte:

Doch von neuem will ich dich immer
Leiten und führen mit heiligen Händen,
Und all diesen Glanz und Schimmer
Hell in deine Nächte senden.
Immer wieder sollst du bangend
Dein erblaßtes Haupt erheben,
Und nach höchstem Glück verlangend,
Paradiesesträume weben.

Bis zuletzt du Ruhe findest
Unter meinen schattenden Flügeln
Und dir ewige Kronen windest
Hier auf frischen Palmenhügeln.

All dies Richten und Verdammen
Zeugt nur ew'ge Pein und Not,
Doch ich entzünde zu hellen Flammen
Deiner Liebe Morgenrot . . .

(Das Traumbild hat sich verwandelt und **Jesus** erblickt sich inmitten des Paradieses hochragend auf grünem Hügel stehen. Vor ihm liegt **Lilith** knieend, wie in Anbetung versunken.)

**Jesus:** Und du wirst sein wie Gott!
Ich fühl', ich bin's! Und alle Welt jauchzt auf:
Du bist's — du bist's! Was allzu hoch entrückt
Mir schien, der Sehnsucht selbst zu tief gefühlt:
Ein Hauch trug mich zu diesen Höhn hinauf,
Und was die Brust mir bergeschwer bedrückt,
Ein Augenblick hat's gleichwie Schaum zerspült.
Traum war die Urschuld, die Jahrtausendqual,
Traum Krieg und Haß, Traum waren Pest und Tod, . . .
Schlug nur mein Auge auf, und alles ist verloht,
Was blutigschattend mich im Traum bedroht.
Schlug nur mein Auge auf. Schlagt nur das Auge auf,
Und lernt erkennen, nur ein wüster Traum
Ist alles Leiden, doch das wache Sein
Ist Lust und Lachen! . . . Hier auf Bergesknauf
Umspült von grüner Wiesen Blütenschaum
Fühl ich das Glück und alle Freude mein,
Erwacht bin ich, erwacht zu wahrem Sein.

## Franz Evers.

(Steglitz-Berlin.)

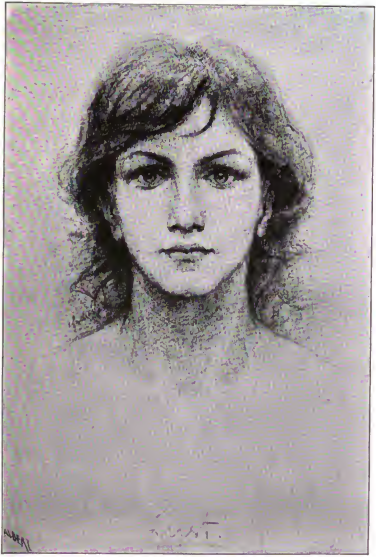
### Schwangere Stille.

In den Sommerlanden steht die Stille mit den weiten, gespannten Flügeln, reglos, ohne Gedanken. Ihre Hände segnen die Welt und hemmen die blauende Luft, daß sie nur leise geht, ganz leise, wie im Traum. Rote und weiße Rosen stehen im Licht, in der hellen Sonne — und schlafen ... Und es schläft alles rings: Baum und Strauch, Gras und Blume. Bunte Schmetterlinge sitzen auf den leuchtenden Blütenkronen und falten sich auf — und sie schlafen ein ...

Die Luft ist schwanger vom Pollenstaub; Fruchtknoten beginnen zu reifen, und durch das glühende Grün der Bäume strahlt unaufhaltsam der Mittag. Eins sind geworden Gott und Natur; nun ruhen sie aus und denken der eigenen Größe und des kommenden Glücks. Mann und Weib fühlen den Frieden, und das Heil des Himmels liegt über ihnen. Alles wird Ahnen und keimende Fülle: die Kraft der Befruchtung.

### Das Traumland.

In weichem Lilapurpur
liegt fern ein Traumesland:
blaudunkel glühn die Wellen,
und golden ist der Strand.



Fidus: „Lustkopf"

Cypressenwälder wiegen
im Wind ihr Nadellaub
und in den Lüften liegen
Maiglück und Sonnenstaub.

Die himmelhohen Kuppeln
der ewigen Berge schaun
im Scharlachschnee der Frühe
hin auf die goldnen Gaun.
Das Glück, das Glück umschmiegt uns,
wir sind vom Schmerz befreit —
und unsre Seele wiegt uns
in blaue Ewigkeit . . .

## Herbstabend.

Die angewelkten Wiesen liegen
vom goldnen Lichtmehl überstaubt,
drei hohe Buchenstämme wiegen
im Wind die Kronen, rotbelaubt,
nur aus verträumter Ferne dringen
verworrne Töne dir zu Sinn;
es zieht mit seinen roten Schwingen
der Abend überm Walde hin.

Du möchtest seinen Purpur greifen,
ihn greifen wie das goldne Glück,
und deine Lenzgedanken schweifen
nach einer hellen Zeit zurück.
Doch dunkler breiten sich die Dämmer,
die lilablauen, übers Feld;
fern klirren noch die Schmiedehämmer
und dann wird Ruhe auf der Welt.

## Sommertrost.

Gottes Güte kündet sich an,
einer sagts dem andern,
und der Schmerz, der weise Mann,
schnürt sein Bündel zum Wandern.

Weicher, tröstender Sommerduft
trocknet die Augen, die feuchten.
Gottes Segen liegt in der Luft,
und die Lande leuchten. . .

## Eine Rose.

Eine bleiche volle Rose
ruhte auf dem schwarzen Haar,
durch das Nachtgewand, das lose,
quoll dein junges Brüstepaar.

Deiner Augen dunkle Schatten
tauchten in die meinen tief,
und du küßtest, bis ich matten
Leibs an deiner Seite schlief . . .

In der Sonne Lichtgekose
strahlt des Morgens Glanzpanier.
Eine bleiche volle Rose,
ruhst du träumend neben mir.

Franz Hermann Meißner.

(Berlin.)

# Der neue „Giorgione“.

Studie.

..... Ich las zum erstenmal die Anzeige von einem neu erworbenen Giorgione in der Berliner Galerie .... mich überrieselte es wonnig, meine Phantasie fing an Blüten zu schießen, Schaffensfreudigkeit rauschte durch meine fiebernden Schläfen ... dann aber ward mir tief weh. Einer qualvollen Jugendperiode entsann ich mich, und des ersten, tiefen, lösenden Eindrucks darin ... eines reinigenden Griffs, den die „Begegnung zwischen Jakob und Rahel“ der Dresdner Galerie vor langen Jahren in die einsame Knabenseele gethan. Man hat das Bild seitdem für unecht erklärt, — es ward umgetauft. Was thut's? Die „Sixtinische“ schlug mich damals nieder und demütigte mich, der falsche Giorgione richtete mich auf. Nicht der Name. Der war meinem Wissen noch wesenlos, — aber das Bild. Jenes Wunder zwischen Mann und Weib, — der erste, sprechende, flehende Blick, der erste streifende Atemzug, der Duft des lebenden Fleisches... Und doch wieder etwas Anderes. Nicht die Wirklichkeit davon, sondern die wundersam reine Stilistik daraus, — die Dämonie, in der das sexuelle Moment sich brach wie in funkelndem Kristall, — die mystischen Farben-

töne, in denen es flüsterte gleich rauschender Seide, von unnahbar Hohem und doch unendlich Verheißungsvollem dahinter . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Zufall brachte mir die Notiz zum zweitenmale vor Augen, — ich war noch immer nicht reif genug für einen Besuch, soviel ich in lautlosen Einsamkeiten daran gedacht, gegrübelt, gesehnt und gefürchtet . . . . ich fürchtete mich! denn es war anders geworden in jenen langen Jahren . . . . um mich brauste die Hochflut des gewaltigen, klirrenden, kochenden, schäumenden Lebens, das ich hasse in manchen Stunden, und das ich doch glühend liebe in jedem Atemzug, dem ich fluche und das ich gebannt preisen muß in jedem Augenblick. Ich fürchtete die klingende Dämmerung der Vergangenheit . . . . daß das alte, thatenlose Leid heraufgezogen käme mit jenem Wunderblick „Giorgione". Dieselbe Notiz, etwas erweitert klapperte zum dritten Male: es sei ein Jünglingskopf. Und da trieb es mich fiebernd hin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . . . Er hat nichts wehvoll Sehnendes wie Jakob und Rahel, es bricht in ihm nichts, es schreit in ihm nichts um die öde Konvention, — es ist nur ein Mensch, — fast möchte ich sagen: der Mensch. . . . . Ein feines, beinahe zierliches, noch mädchenhaft weiches Jünglingsgesicht. Ein junger Nobile, — vielleicht 16 Jahre alt. Einfache, glatte, flächige Züge ohne Lebenslinien, ohne die Knorren und Buckel der erkämpften Individualität, und ohne Stärke. Hinter der schmalen, hohen Stirn hat noch kein Gedankensturm getobt, — die Einheit zwischen Wirklichkeit und Jugendtraum ist noch nirgends zerrissen. Die Nase ist stark, schmal, — ihr Profil griechisch und römisch in Einem. Am feinen Kinn läuft das Gesicht spitz zusammen, — die Bildung des

ganzen Unterkiefers ist weich, sanft, — noch ist sich der Wille in der jungen Person nicht seiner metaphysischen Kraft bewußt. Ob er's wird? Kaum! Der Träumer findet sich überall, — auch im leicht geschwungenen, geschlossenen Mund, auch im Auge, das braun, ruhig, glanzvoll, etwas prüfend, etwas spöttisch, ohne Sinnlichkeit blickt. Prüfender Spott von solchem Antlitz sitzt nicht tief, er kommt nicht aus bewußt gewordener Erkenntniß von der Welt, sondern ist nur ein instinktiver Naturgriff der angeborenen Harmonie, um die Welt damit von sich fern zu halten. Das zartbräunliche Inkarnat ist umwallt von gescheiteltem, unten im Wulst gewelltem, goldbraunem Haar, — es verdeckt den Spiegel des Intellekts, nämlich die Bildung des Ohrs.

Stark ist der Hals zum kleinen Kopf, und stark die von einem wattierten, gesteppten, plumpen Rock in verwaschenem Violett umhüllte Brust. Eine verzeichnete Hand d. h. die Fingerspitzen liegen auf einer mit V V gezeichneten Brüstung, — eine Hand, deren Form vergriffen, deren Charakter aber zur Gestalt paßt. Denn sie hat noch kein Florett im Ernst umklammert, auch noch kein Buch mit der hastigen Inbrunst des gelehrten Kopfs aufgeschlagen, auch noch kein Mädchen umschlossen, — sie ist herbweich, rund, kinderhaft, — ihr fehlt der klammernde Griff, ihr fehlt die abstrakte Beweglichkeit, ihr fehlt die zitternde, schmachtende Mitempfindungsfähigkeit. Dunkler Olivton des Hintergrundes sammelt das Farbenkonzert, in dem jeder Ton unendlich tief, unendlich klingend und glutvoll, und doch alles unter Lasuren ganz milde zusammengeht, — ein Parsifal-Vorspiel, in dem alle Leidenschaft entsündigt und gesühnt, nur weither noch und abgrundtief sich vernehmen läßt. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die italienische Kunst bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ist dogmatisch. Sie ist Sklavin der religiösen Vorstellungswelt, sie kennt kaum etwas Anderes als dienen;

darum ist das Dienen ihr Lebensgesetz und sie predigt es in der erdrückenden Mehrzahl ihrer Hervorbringungen. Sie hat Buchstaben- und Bilderglauben, des Symbolismus ihrer Bilderwelt ist sie sich nicht im mindesten bewußt. Dahinein bricht kraftvoll und jugendkühn die Kunstweise der Venetianer. Ein Hauch von Rationalismus liegt über dem Treiben der reichen, stolzen Lagunenrepublik mit ihren durch Handel reich gewordenen Geschlechtern, ein Hauch von Gegenständlichkeit der Lebensäußerung, aber dieser Hauch ist von künstlerischem Bedürfnis durchsetzt nach einer prunkenden Verklärung der Wirklichkeit, — ist diese doch dem vornehm geborenen Lagunensohn ein Festtag ohne Anfang und Ende. Davon denn Bildung und Wissen jenen Goldschimmer tragen, der nur die sorg- und mühelose, heitere, genußsuchende Auffassung vom Leben und seinen Fragen umblendet. Davon diese Liebe zu den Farbenwundern, dies sinnliche Gefallen an Kunstwerken, in denen der Gedanke weicht, in denen die glutempfindungsvolle Gedankenlosigkeit das oberste Gesetz ist, — unter den Malern ein Giorgione, ein Tizian, ein Veronese, auch ein Palma Vecchio. — Man rühmt Tizian als die Perle der venetianischen Kunst. Mit Unrecht. Der Meister der Farbe, der Zauberer der goldigsten Töne kam über die koloristische Wirkung nicht hinaus, — er ist nur Apostel einer nicht im tiefsten Kern erfaßten Heilslehre. Man rühmt Veronese und Palma Vecchio, — aber der Schwung und die Erfindungskraft jenes und das porzellanglatte Weiberfleisch dieses sind nicht frei und ihre Kunst noch weniger als die Tizians an der Quelle geschöpft. Der Prophet war Giorgione. Man übergeht ihn, weil er wenig schuf und jung starb, man weiß nichts mit ihm anzufangen, denn er fällt ganz aus dem Rahmen seiner Zeit. Auf den Schwingen eines blühenden Farbenrausches, aber über ihm schwebend, sucht er das Bleibende, das Ewig-Moderne aller Kunst, nämlich, den Menschen, das Geheimnis seines Seelenlebens. Er will ihn nicht dar-

stellen wie Michelangelo und Rafael, er will ihn begreifen, — nicht mit den konventionellen Gedanken und nicht mit dem abgenutzten Tonfall der Sprache, sondern mit der jungfräulichen Tiefsicht neu erfundener und kombinierter Farbenwerte, die er bis in ihre tiefste Bedeutung durchdringt. Davon ward er der größte Kolorist, über die Einseitigkeit der Technik aber hinaus der — größte Künstler des italienischen Mittelalters. Übertrifft er so an Reinheit des Tiefblicks die Meister der Renaissance, als ein allzeit moderner Künstler, so ist eine auffällige Verwandtschaft nicht verwunderlich, die den Wahrheitssucher Giorgione mit dem Wahrheitssucher von Barbizon verbündet, mit Millet. Man vergleiche ein Porträt von diesem mit unserem Bild, — aus beiden strömt die Dämonie, die die Welt überwunden habende Schöpferkraft.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nirgends in ganz Italien fand die Bigotterie geringeren Boden als in Venedig. Der praktische Sinn der handeltreibenden Geschlechter prüfte in der Ferne bei fremden Völkern die Satzungen des noch wenig verhältnismäßig über die Askese hinaus entwickelten Christentums, Lebensfreudigkeit und Frische des Weltblicks zeitigten die helle Erkenntnis, daß der Mensch nicht das verworfene Sündentier der heimischen Priester war. Freiere Sitten griffen ein, freiere Gestalten erstanden, — in den Palästen wuchsen die Jünglinge und Jungfrauen bei edlen Künsten heran. Nur hier war jenes freie und edle Menschentum möglich, jene unbefangene Schätzung desselben bei klug überlegenem Sinn, wie es uns im Typus dieses Jünglings entgegentritt.

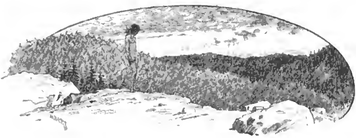
In doppelter Beziehung. Eine in ihrer Wesenheit für immer gültige Menschengestalt, — ein keuscher, unberührter Jüngling, mit der ruhigen Frage auf leicht geschlossenen Lippen nach dem Rätsel des Daseins, das noch nicht in öden Formeln leeren Wissens erstickt und betäubt ist, eine

Jugendblüte, die noch künstlerisch um Verleiblichung ihrer verschleierten Traumbilder arbeitet, — Parsifal, der ewige Typus des rein Menschlichen. So eine ewig moderne Schöpfung, die in 500 Jahren nichts an der Gültigkeit der allgemeinen Beziehungen und ihrer Reinheit verloren hat.

Dann aber eine erwachende, mit verwunderten Augen aus einer fremden Welt blickende, leibhaftige Gestalt, von der ein Halbjahrtausend magnetischen Schlafs gefallen, — ein archäologischer Zeuge der venetianischen Epoche, — ihrer Menschentypen bester.

In stillen, glutvollen, leuchtenden Farben ein Mensch, aus gewaltiger Schöpfungskraft eines gewaltigen Künstlers erstanden.

So ist Giorgione, — der Prophet reinen Menschentums.



Hedwig Lachmann.

(Berlin.)

## Diesseits — Jenseits.

Diesseits das Ufer und der Strom,
Lichtgrün ein Rasen am klaren Strand,
Der hohe, strahlende Himmelsdom
Ueber Hügel und Wälder hingespannt.
Jenseits, verhohlen und abgewandt
Wie die schattenflüchtige Seele vom Leib,
Die fremde Küste — sie droht dir: Komm!
Und die Ufer des Lebens lachen: O bleib
Diesseits!

Diesseits eine unendliche Sicht:
Der selig empfangende Mutterschooß,
Geborgnes Keimen zum schäumenden Licht,
Ein Sonnendasein, ein Liebesloos —
Und dann hinüber auf schmalem Floß
Die unsichtbare Küste entlang,
Wo sich die Brandung lautlos bricht:
Ein irres Landen, ein dunkler Empfang
Jenseits.

Wir wandeln hoffend und unbedacht,
Wir gleiten hinauf, hinab;
Bei Tage, da scheint die Sonne und wacht,
Da brauchst du keinen Stab.
Ein ragender Grenzpfahl steht fernab,
Kreuzpfade wirr ringsum,
Da stockst du scheu und schauernd bei Nacht,
Es weisen die Zeiger stumm:
Jenseits.

## Ein Lied des Lebens.

Nach Swinburne.

Ich fand im Traume einen Ort der Rast
Mit süßen Blumen, duftigem Gerank;
Im weichen Sommerwinde bog sich schwank
Mit lieblichem Geflüster Ast zu Ast.
Inmitten saß ein Weib, weiß angethan,
In meinen Adern flammte und gerann
Das Blut, denn sie war wundersam;
In ihren Augen glomm ein sanftes Weh,
Auf ihren Lippen lag ein Glück von eh,
Ein milder Gram.

Sie hielt in ihrer Hand ein Instrument,
Das war von Gold und glänzte zauberhaft,
Aus eines Spielmanns Hinterlassenschaft
Vielleicht, den längst die Nachwelt nicht mehr kennt.
Die Saiten hatten Namen, Kräften gleich
In Menschenbrust. Die erste schien so weich,
Sie hieß Barmherzigkeit und weinte blos;
Die andern waren Traum, Glück, Leid benannt
Und Liebe, dem Erbarmen so verwandt
Und so erbarmungslos.

Drei Männer hielten sich im Hintergrund,
Gehüllt in rote Mäntel, Gold daran;
Gold klebte auch an ihren Schuhen, und
Gepflückte Ähren hingen ihnen an.
Des ersten Mannes Haar war auf sein Haupt
Wild hochgeknotet, sein Gewand verstaubt,
Die Wangen glühten fieberisch und hohl,
Und seine Brauen waren halbverdeckt
Von einem Tuch in Fetzen und befleckt:
  Der Lust Symbol.

Schmach hieß der Zweite. Fahl war sein Gesicht
Wie grünes Holz, an dem die Flamme zehrt,
Die dünnen Füße wankten wie beschwert,
Als trügen sie die leichte Bürde nicht;
Sein Antlitz war uralten Grauens voll,
Mit jedem Kreislauf seines Blutes schwoll
Das Unmaß seiner Qual. Dem Dritten lag
Das Haar ins Auge; dieser war zu schaun
Starr wie der Tod, er war das Graun,
  Der Blutsgenoß der Schmach.

Da sprach in mir mein Herz: O wunderbar!
Kein Blick ins All kann staunenswerter sein,
Ja selbst der Sonne Huld nicht — wenn es wahr,
Daß auch der Sünde gilt ihr milder Schein;
O seltsam Rätsel! Und ich frug danach
Die Frau'n, die Jener huldigten. Da sprach
Von den drei Männern erst das Graun: „Sieh mich,
Ich bin gestorbene Barmherzigkeit."
Sprach Schmach: „Ich bin getröstet Herzeleid."
  Sprach Lust: „Die Liebe ich."

Hierauf berührte sie ihr Saitenspiel
Und sang in fremden Lauten lieblich leis,

Und alle Angesichter wurden weiß
Von süßem Schmerz, und alle weinten still.
Von den drei Männern aber fiel das Kleid
Des Elends ab, die Augen wurden weit,
Durch ihre Wangen floß in frischem Lauf
Das Blut, die Glieder füllte neues Mark,
Als ständen sie von den Begrabnen, stark
Und jung, zum Leben auf.

Da sprach ich: Wahrlich, Herz, nun sei gewiß,
Daß meiner Herrin leuchtet Gottes Huld,
Daß Gott verklärt der Erde Bitternis,
Der Erde Tod und Sündenschuld,
Daß meine Herrin heilig ist und rein
Wie ihrer Stirne, ihrer Lippen Schein,
Dran meine ganze Seele bebend hängt,
Und daß ich selber ohne Fehl gleich ihr,
Wenn sie nur bis zum Tode mir
Ihr Mitleid schenkt.

Hinan, mein Lied! mein stolzes Lied, hinan!
Nimm Rosen in den Arm, so viel er trägt,
Dein purpurgolden Sängerkleid leg' an,
Das königliche Falten um dich schlägt —
So tritt vor meine Herrin hin und sprich:
„Borgia, dein golden Haar brennt mir im Sinn,
Nach deiner Lippen Glut gelüstet mich,
Küss' mich so vielmals, als ich durstig bin!
Borgia, sieh hier mein duftend Angebind,
Küss' mich so vielmals, als hier Rosen sind!"
Vielleicht, wenn sie so hold und stolz dich sieht,
Daß sie sich lieblich zu dir niederneigt,
Wie eine schlanke Rebe dich umzweigt,
Dich lachend küßt auf Wang' und Mund, mein Lied;
Vielleicht, mein Lied . . . .

## Ein Lied des Todes.

Nach Swinburne.

O Liebe, nieder in den Staub, und Flor
Um dich! Umgürte deine Lust mit Qual,
Und mit dem Widerhall
Von Wehgeschrei und Klage füll' dein Ohr!
Mach' ein Gewand aus Seufzerdunst und Harm,
Und hülle dich wollüstig fest
In sein Gewebe ein,
Und schmiede Ketten dir für Hals und Arm
Aus spitzem Schmerz und jeglichem Gebrest
Und Höllenpein!

O Lebensharfe, die du im Gefild
Der Todeslande hangen bliebst verwaist,
Zeit, Liebe, Sünde, Buhlen wild,
Wie habt ihr einst von Ihrem Ruhm gekreißt!
Herolde meiner Inbrunst, die sich jach
Aus euerm Schooß riß, gleich dem Flammenguß,
Den Feuerberge spein:
Auf ihren Pfaden wurden Lenze wach,
Und süß und heiß war ihres Mundes Kuß
Wie Wein!

O Liebe, sag', ob sie dir lieblich däuchte!
Zeit, fändest du in deinem weiten Reich,
Bis du aus Händen wirfst die Sonnenleuchte,
Ein Weib ihr gleich?
Und Sünde, wurde nicht dein frecher Mut
Auf ihren reinen Lippen scheu und zag?
Schmolz dein Gelüst
Nicht hin an ihrer Scham, hold wie die Glut,
Die über Rosen gleitet, wenn der Tag
Sie auf die Wangen küßt! —

Nachts trat zu mir Frau Venus; Todesschweiß
Bedeckte ihre Stirn, darunter schlich
Langsam und siech
Das Blut, und ihre Schläfen glühten heiß.
Des Meeres Schein und goldenes Geflirr
Und seine Woge war in ihrem Haar,
Im Auge schwamm
Ein wellenfeuchter Glanz, unstät und irr,
Und das Gestein an ihren Füßen war
Leuchtend und wundersam.

In ihr Gewand gewoben war der Liebe
Mysterisch Alphabet, ihr Sinn und Sein
Und tausendfach Getriebe,
Draus Wonne lachte, wie aus Trauben Wein.
Schämige Lippen, Wangen weich und glatt,
Blutende Herzen, die Cupido traf
Mit seinem Pfeil,
Und weinende Gesichter, todesmatt
Von taumelndem Genuß, lüstern nach Schlaf
Und ewig geil.

Sie weinte, weinte; durch das helle Naß
Der Thränen rollte dunkelrotes Blut,
Flüssige Glut,
Die auf mein Antlitz fiel und es zerfraß.
Sie sprach zu mir: „Fürwahr, es blieb dir nichts“ —
Selbst sie, für die der höchste Preis, den nur
Die Erde beut,
Ein einziger Strahl in einer Welt des Lichts,
Ein einziger Strahl nur, eine flüchtige Spur
In trunkner Ewigkeit;

Selbst sie, auf deren herrischen Befehl
Die Liebe lauscht, der Könige ehrfurchtsvoll
Sich nahn, den Zoll

Der Schönheit bietend, Wein und würzig Öl;
Selbst sie, auf deren Mund der Kuß zu Brand
Und Weihrauch wird und purpurn wie der Gleisch
  Im Sonnenlicht;
Sie, deren Haar wie königlich Gewand
Und deren Auge wie der Morgen keusch,
  Wenn er der Nacht entbricht! —

Da traf mein Blick zu meiner Rechten, weh,
Das Abbild der Geliebten, still und tot.
Noch süß, doch nicht mehr rot
War der geschloss'ne Mund, so siegreich eh;
Und süß, doch trüb wie mattes Gold ihr Haar,
Und süß die Lider, deren Kern das Licht
  Der Seele trug,
Und süß, doch fremd in seinen Farben war
Ihr Leib, um den ein dunkler Schatten dicht
  Die Schwingen schlug.

Weh, meiner Thränen Fluten rannen heiß
Auf ihrer Brust erstarrte Blume hin,
Die marmorn schien
In ihrem kalten, fleckenlosen Weiß;
Weh, meiner Thränen heiße Welle floß
Auf die erstarrte Blüte, deren Duft
  Nun, ach, verflog,
Die Blüte, die sich lieblich einst erschloß
Wie eine Lilie, die aus Frühlingsluft
  Den Atem sog.

O, in den Tagen, da mir Gott noch Huld
Erwies, war jeder Teil an ihr geweiht,
Ihr Mund Barmherzigkeit,
Des Mundes Lächeln reinigend von Schuld.
Zu jener Zeit, da wir in Gottes Hut
Gewandelt, goß auf ihren Leib
  Sein Licht der Liebesstern,

War ihre ganze Hülle schön und gut
Und frommer als in jedem andern Weib
Der Seele Kern.

Flieg aus, mein Lied, such' einen geilen Ort,
Den niedrig wucherndes Gewächs umflicht,
Brich Distelkraut und Dornensträucher dort,
Verfaultes Gras und wild Vergißmeinnicht,
Und sammle roten Mohn und Rosmarin —
So suche dir des Todes Angesicht
Und tritt, dich tief verneigend, vor ihn hin
Und laß ihn sehn, wie du dich härmst und weinst,
Und sprich zu ihm: „Mein Herr, der dermaleinst
Der Liebe Lehnsmann war, verspricht sich Euch!"
Doch zaudre nicht auf deinem Wege, fleuch;
Denn wahrlich, eh der Sonnenball versinkt,
Blickt er vielleicht von selbst zur Thür herein
Und starrt und grinst und harrt schon mein
Und winkt und winkt . . . .

## Wahl.

Aus ihrer Nacht verlangen wol die Seelen
Im Licht der Welt einander zu begegnen,
Und suchend wagen sie sich zu entlegnen
Pfadlosen Wolkenhöhn hinan und wählen.

Aber, verwirrt und sonnentrunken, fehlen
Und straucheln sie auf den unsichern Steigen
Und müssen sich verhüllt hinunterstehlen
Und müssen ihre bange Flucht verschweigen.

Nur wenn ein Stern sich annimmt der Verwegnen,
Dann dürfen sie dort oben sich vermählen
Und dann von ihrem Sehnsuchtsflug erzählen
Und ihren Stern mit stummen Zeichen segnen.



Max Liebermann

nach einem Pastell von Fritz von Uhde.

Franz Held.
(München.)

## Der Faden der hl. Jungfrau.

(Nach einem Bilde im Pariser Salon 1888.)

Wißt ihr, warum der schnellen Schwalben
Nester Glück in die Hütten bringen?
Hört: auf dem Plattdach saß Maria
Schlummernd, es ruht' ihres Spinnrads Schwingen.
Denn nachdem sie im Abendwallen
Schaut' auf Bethlehems träumenden Plan,
Ließ sie das Haupt auf die Linke fallen,
Sah im Traume die Zukunft nah'n.

Sah ihr herrliches Kind mit neuen
Kräften die alternde Welt beleben,
Sah ihn den Hüttenfirst benedeien,
Ackersklaven zu Menschen erheben —
O wie hat sie gelächelt im Traume,
Daß sie den Sohn des Herren trug!
Doch hinab zu des Lichtkleids Saume
Fließt ein Schleier, düster genug.

Pfeifende Schwalben pfeilen und schlupfen
Kühn vorbei, weil das Rad nicht saust;
Von der Schläferin Rocken zupfen
Sie den Flachs — und wo Einfalt haust,

Bau'n sie getrost mit der Jungfrau Faden
Über den kleinen Thüren ihr Nest;
Dort ist Friede zu Gast geladen,
Weizen und Herzen gedeihen auf's Best'!

Als nun die Sommerfäden schifften
(Nachmals Marienfäden genannt),
Fühlte die Jungfrau in volleren Hüften
Einer himmlischen Liebe Pfand.
Aber wie sonst mit feinem Tritte
Schritt sie im Schühlein hurtig dahin
An den Bronn, in der Mägde Mitte,
Die sie neckten mit spöttlichem Sinn:

„Sage, Maria, wir wüßten's gerne,
Wie du nur eilends schreiten magst,
Wo man doch munkelt nah und ferne,
Daß du vom Zimm'rer ein Kindlein tragst?"
„Seht ihr die Sommerfäden eilen?
Schaut ihr die reisenden Schwalben dort?
Mich auch drängt's, wie durch tausend Meilen,
Denn ich trage das Flügelwort!"

## Osterkerzen.

Die Osterkerzen im Orgelduft
Erwachten mit Engelblicken,
Da hast du das Beste meiner Brust
Entzündet in Entzücken!

Du selber wie eine Leuchte schlank,
Die Augen flammenleuchtend —
O wie ich in die Kniee sank,
Mit Thränen den Betstuhl feuchtend!

So rannte der Heide Widukind
Einst in den Dom zu Aachen,
Wo bunte Scheiben, Gesänge lind,
In Sinn und Herz ihm brachen —

„In meinem Urwald auf's Geradewohl
Stehn Bäume, rankendurchrungen —
Doch hat der Fürst der Franken, Karol,
Selbst Säulen zu Koppeln gezwungen."

„Und wolltest dich wagen, mein rasend Schwert,
An ihn, an die Stärkste der Säulen!"
Vom Hauch der Symmetrie verklärt,
Zerschmolz der Mörder in Heulen. —

— So brach ich Wilder aus dem Grund
Der Gier mit rauhem Verlangen —
Da sah ich deinen Leidensmund,
Des edlen Härmens Wangen —

Und von Entsagung, Säulenzucht
Des Geistes zeugte dein Wesen —
Bin unter Staunen und Orgelwucht
Zu meinem Ostern genesen.

## Wo nur?

Am kleinen Tag Sonnenaufgangschein
Wie ein Bronzegeschmeid auf dem Kuppeldach lag,
Ueber der Oede von Zink und Stein
Schwebte schmetternder Finkenschlag,
Während doch alles von Schlöten umragt,
Rings kein Baum zu erblicken.
Habe mich drum erstaunt gefragt:
Wo singt nur der Vogel voller Entzücken?

Das hohe Eckhaus meiner Rue Monge
Mit seiner gewölbten Giebelmauer,
Mit seinen gestäbten Reifenbalkons
Sieht aus, wie ein riesiger Vogelbauer.
Ach, und der Vogel flötet so feucht,
Ob auch aus Dachkammerlücken
Kaum ein kümmerlich Grünwerk schleicht —
Wo steckst du nur, Buschkind voller Entzücken?

Fröstelnd trat ich zurück an's Bett,
Drinn meine heiße Braune träumte —
Bald im Takt mit dem Atem-Duett
Draußen der schwebende Triller sich bäumte.
Zitternd küßt' ich die wallende Brust,
Schwamm in den halben Blicken
Und da hab' ich's auf einmal gewußt:
Aus den stummen Häusern jauchzt das Entzücken!

## Nationalfest (14. Juli).

Fest des Bastillensturms! Lampionglänzen
Ueber nächtigen Pflastertänzen.
Straßensänger — ein Kicherduft
Von tremolirendem Selbstvergessen
Der Guitarren — fast riecht die Luft
Nach der Violinen Karessen.

— Manch Pärchen entschlief, gestreichelt von Geigen;
Nur ich kroch einsam in's Bett; mir schweigen
Die fremden Laute — —
Weil ich im Traume die Heimat schaute!

Nicht entflieh mir aus Traumesneigen,
Madl, das mich zu trösten kam!

Deine Stimme klingt mir wie Geigen,
Weil ich so lang kein „boarisch" vernahm —
Wälschlands schmeidige Walzer, verdampft!
Horch? Dort wird ja Schuhplattler gestampft!

# N.

Er warf sich, erschöpft vom Juli-Dunst,
Auf die muldige Steinbank im Louvre-Thor;
Durch den Thorweg rannte man flötend, bepackt,
Ihm kam all das Volk wie Heuschrecken vor.
„O wo ein Zeichen, mit dem man beschwört
Und leitbar macht dies Hunger-Gerenn?!"
Da winkt' ihm über dem wucht'gen Portal
Mit Lorbeer umkränzt der Schriftzug N.

„Du Heuschreckenwälzer, Napoleon,
Dein Namenszug — ein erstarrter Blitz!
Ein Peitschenschwung, auf Nacken gesaust,
Die nur vor dem Herrscherwagen was nütz!
Auch du hast matt wohl gebrütet hier,
Verloren unscheinbar im Heuschreckenschwarme —
Trotz Ohnmacht und Staub, ich verzweifle nicht!
Im Hirn ja wachsen mir tausend Arme!"

„Was gibt's noch zu stemmen, zu rütteln all
Für Künstlerfaust am steinblockigen Leben!
Und mehr, als du thatest — wenn es geläng',
Den Heuschrecken Schmetterlingsflügel zu geben.
— Ein Mütterchen sank in die Muldenbank,
Das ein großes Heft unterm Arme trug —
Verschrumpfte Hexe, bist du die Norne?
Und enthält dein Heft einen Runenzug?"

„Napoleon riß die Krone dem Papst
Aus der Hand, sie sich selber zu stülpen auf's Haupt —
Des Cäsars Kanonen barsten längst,
An den Priester die halbe Erde noch glaubt.
Nur geistig Gemeingut ist fester Kitt,
Und die Kunst soll das Papsttum der Zukunft sein!
Gegen Heuschreckenhunger und Dynamit
Sichern Schmetterlingsflügel allein."

„Da drüben die Trümmer des Rechnungshofs
Durchwuchert von Ahorn und Clematiten;
Das Mauerskelett nackt abgenagt
Von roter Heuschrecken Flammenwüten.
Die Massen, die Kraterkraft gezeigt
Beim Bombenballspiel und Niederbrennen,
Sollten sie, wenn erst ein Glaube sie zähmt,
Nicht auch Dome der Künste türmen können?"

## Tant pis!

Quai-Fenster blitzen im Abendgold
Glühend, wie Carmenküsse —
O bleib' dieser prächtigen Erde hold
Und mach' keine grämlichen Schlüsse!
Auf Brüstungen Ahornblätter verstreut;
Der Winter kommt, der Mai ist so weit —

Da drüben der Dom, ein harmonisch Juwel!
Das Stadthaus in Wehr und Waffen!
Aber auf Erden ist Alles scheel —
Schönheit giebt's nur bei Schlaraffen.
Dicht hinter dem Dom das gekauerte Haus,
Das ist die Morgue, ein grämlicher Graus —
Die dort so stumpf zusammengeklappt
Haben auch einst ihren Mai gehabt.

Violette Wölkchen in träumenden Lüften.
Vorbei mir tänzeln mit runden Kinnen,
Speckigen Hälsen, wiegsamen Hüften
Zwei kleine, kokette Arbeiterinnen.
Um so schlimmer für ihn, den die Morgue hält —
Welch patente Erfindung ist doch die Welt!

## Rotkäppchen.

Rotkäppchen, sprich, warum denn bist
Du gar so traurig heut?
Und strahlt doch sonst dein Kinderaug'
In klarer Fröhlichkeit.
Was dich bedrückt, o sag's mir an,
Damit ich dich erleichtern,
Dir helfen kann.

„O Jesus! Reißend groß ein Wolf,
Gar furchtbar anzuschauen,
Ist mir aus finsterm Tannenforst
Gefolgt im Abendgrauen.
Und wie ich bang nach hinten sah,
Urplötzlich stand er drohend
Als Zaub'rer da."

„Ein Kreuz ich stets am Halse trug,
(Ein Pilger einst mir's schenkte)
Der Zaub'rer hieß mich, daß ich's tief
Im sumpf'gen Teich versenkte.
Ach, daß ich's fortgeworfen hab'!
Ich wollt', ich läg' verborgen
Im tiefen Grab."

Nein, weine nicht, du armes Kind!
Es bleibt ja doch geschehn.
Ob Spatzen frech auch schnattern, darfst
Drum mir in's Auge sehn.
Du bist und bleibst ja engelhold,
Und all dein süßes Wesen
Ist Unschuldsgold.

Du wagtest dich im Käppchen schlicht
Und dünner, knapper Taille
Durch Großstadt-Schluchten — weine nicht! —
Drinn manche Wolfskanaille.
Doch that kein Wolfszahn dir ein Leid —
Denn dich umpanzert Seelen-
Jungfräulichkeit.

Den Diamanten werft in Schmutz —
Er bleibt, was je er war.
So botest du dem Weltschlamm Trutz,
Dein Aug' und Herz blieb klar.
Ein Wurmbezwinger strahlt dein Blick!
Was in mir selber kochte,
Kräucht tief zurück.

Nicht weinen! Lacht dein Käppchen doch
Auf einer Stirn so rein!
Darunter flehen Augen groß,
Wie seufzende Schalmei'n —
Du liebes Kinderangesicht!
Ich schütze dich, du Süße!
O weine nicht!

Du sollst nicht, schweifend heimatlos,
Am Dorn die Füßchen ritzen,
Wir wollen siedeln traut im Wald,



Max Liebermann: „Geertje“

Vor stiller Hütte sitzen.
Großmütterlein den Rocken spinnt,
Sie nickt — nun gib die Lippen,
Die Blüten sind.

## Berliner Frühling.

Berlin ist nun zwar nicht mein Fall —
Doch Mai im Thiergarten — sapperment!
Spazieren gehn im Blüthenschwall
Ein Dichter und ein Rezensent.

„Die Sonne rief hinab: erwache! —
Und alles Dasein sprengt die Frohn."

„„Schön, schön. Nur ist die ganze Sache
Eintönig, ohne Variation.""

„Ein Fächeln ist's des Paradieses,
Der gold'nen Knospen traumhaft Wehn!"

„„Schön, schön. Doch hat man Alles Dieses
In früh'ren Jahren schon gesehn."".

„Nestvögel schlüpfen, gleich den Elfen,
Die Nachtigall ahnt Wonnestunden."

„„Schön, schön. Doch kann ich mir nicht helfen:
Sie singt ein bischen anempfunden.""

„Der täppischen Blättchen summend Gedränge
Wie Mücken in den Lüften steht."

„„Hm. Doch man fühlt sich in der Enge —
Der Blick im Winter weiter geht.""

„Die Eiche trotzt, noch ohne Blatt,
Zum Selbstwuchs eine stolze Mahnung."

„„Von kunstgemäßem Aufbau hat
Der krause Zweigwust keine Ahnung.""

„Ein Pärchen auf der Bank verschmiegt,
Wie Birkenreiz an Buchensäule."

„„Das Publikum ist mißvergnügt,
Dort schlafen zwei vor Langeweile.""

„Am Stamme trommelt keck der Specht,
Eichhörnchen flutscht mit buschigem Sterze."

„„Mir wird von der Reklame schlecht!
O diese abgebrauchten Scherze!""

„Ah, rings welch kindlich gütiger Segen!
Ich fühle mich in brausenden Strömen!"

„„Nun, ein gewisses Gestaltungsvermögen
Will ich dem Frühling ja nicht nehmen.

„„Nimmt Autor Lenz mein Urtheil wahr,
Bleibt nüchtern, thut nicht wie besoffen,
So läßt sich wohl im Januar
Ersprießliches von ihm erhoffen.""

Franz Dörmann.

(Wien.)

Nach Baudelaire.

## Das Ende des Tages.

Das Leben, frech und dumm und schamlos,
Im letzten, blassen Abendschein,
Seh' ich es rennen, springen, tanzen. —
Die wollustreiche Nacht bricht ein,
Und sie vertreibt des Hungers Nagen,
Sie löscht der Schande dunkles Mal,
So bist du endlich doch gekommen
Ruft der Poet — nun schweigt die Qual.

Mein Hirn und meine Knochen mahnen
Zur Ruhe mich mit heißem Flehn,
Im Herzen schwillt ein Todesahnen,
Wohlan denn: ich will schlafen gehn
Und tief mich hüllen in dein Kleid,
Erlabend süße Dunkelheit.

## Motto für ein verdammtes Buch.

Leser, kindlich unbefangen,
Mäßig, sanft und hirtenfröhlich,
Wirf von dir mein Buch, so finster,
Schwelgerisch und melancholisch. —

Wenn du nicht Kollegien hörtest,
Satans, dieses schlauen Meisters,
Bleibt's dir unverständlich — oder
Hältst du mich für nervenkrank.
Aber lerntest du die Augen
Tauchen in die tiefsten Schlünde
Ihrem Zauber unzugänglich —
Nimm mein Buch und lern' mich lieben!
Seele, neubegierig, leidend,
Paradiese rastlos suchend,
Weih' mir Klage, Seele, oder —
Sei verflucht.

## Spleen.

Dir, König jenes Landes, dem steter Regen wallt,
Dir gleich ich: reich, doch machtlos, noch jung und doch so alt.
Verachtend der Erzieher ergebungsvolle Meute
Wird er und seine Hunde der Langenweile Beute.
Nicht Rothwild und nicht Falke ihm Fröhlichkeit erwirbt,
Auch nicht sein Volk, das täglich vor seinen Fenstern stirbt;
Und längst nicht mehr des Narren groteske Schauermähren
Dem Kranken, trüb und grausam, Erlustigung gewähren.
Ihm wird zum Grab sein Lager mit Lilien geschmückt,
Die Damen seines Hofes, die jeder Prinz entzückt,
Sie wissen nicht wie schamlos die Kleider noch zu tragen,
Um dem Skelett, dem jungen, ein Lächeln abzujagen.
Nicht konnte selbst sein Weiser, der Gold aus Eisen brennt,
Aus seiner Seele tilgen das kranke Element.
Ja selbst in Blut die Badung, ein römisches Verfahren,
An das sich gern erinnern die alternden Cäsaren,
Gab Wärme nicht, noch Leben, dem Leibe, stumpf, versiecht
Den grünes Lethewasser an blutesstatt durchkriecht.

## Semper eadem.

„Erstaunlich dünkt dir, Liebste, meine Trauer?"
„Sie wogt wie Meer um Klippen, schwarz und kahl?"
— Des Herzens Erntezeit hat kurze Dauer,
Sie geht vorbei und dann ist Leben Qual.
Nicht Leiden sind das, tief geheimnisvolle,
Wie deine Freuden stehn sie voll im Licht;
D'rum laß das Forschen, schöne Neugiertolle,
Und trotz der süßen Stimme frage nicht.
Schweig', ahnungsloses, immerfrohes Wesen!
Du bist zum Lachen und zur Lust erlesen,
Ich aber fühle stets des Todes Macht.
O laß aus Lügen Seligkeit mich saugen,
Versenken mich in's Traumbild deiner Augen,
In deiner Wimpern schattenschwere Pracht.

## Verwandte Schrecken.

Was dieser Himmel, fahl und schaurig,
Und wie mein Schicksal, wild bewegt,
In meiner öden, wüsten Seele
Was für Gedanken er erregt? . . .
Voll unersättlicher Begierde
Nach ungewisser Dunkelheit
Veracht' ich's wie Ovid zu jammern
Nach Haus und Herd und Seligkeit.
Du Himmelsstrand, zerrissen wild
Bist meines Stolzes Ebenbild.
Ihr aber, Wolken, schwarz und schwer
Seid meiner Träume Rabenheer.
Und all' dies fahle Licht entgleißt
Der Hölle, die mir — Eden heißt.

Maurice von Stern.
(Zürich.)

# Der Dämon.

(Ein Fragment.)

## I. Die Entfremdung.

Verflucht, ihr Sonnen und Sterne!
Du blauende Ferne!!
Was äfft ihr den wachen, träumenden Geist
Mit Bildern, die doch ein Hauch zerreißt!
Dies ganze bunte Bilderbuch
Ist ein Trug.
Das atmende Meer im Morgenlicht,
Das kenne ich nicht.
Der Frühhauch, der perlend die Flut überläuft,
Der Glanz, den der Aether herniederträuft,
Die Wärme, das lachende Himmelszelt, —
Lüge, Lüge die ganze Welt!
Und echt nur die Qual, und echt nur die Qual,
Der Schrei, der durch Ewigkeiten sich stahl
Aus unendlichem Weltenweh erdenwärts
In das fühlende, schuldige Menschenherz,
Das nun, ein Echo der leidenden Zeit,
Die Qual widertönt der Ewigkeit.
O, wie ich sie hasse, die prahlende Kraft,
Die spielerisch Welten aus Träumen schafft

Und gaukelnd den hungernden Menschengeist
Mit gleißnerischen Symbolen speist!
Ermattet bin ich, die Flügel so schwer,
Und dennoch schwing' ich mich über das Meer
Und schlage die schwarzen Flügel voll Hohn
Um ihren erlogenen Sonnenthron.
Und schau, den du Gott den Allmächtigen nennst,
Er fürchtet sich vor dem vergrämten Gespenst!

## II. Der Flug des Einsamen.

In purpurner Dämmerung schwing ich die Flügel
Über die Hügel
In's träumende Land.
Schwer in den Sand
Tropfen salzige Thränen
Aus sengendem Sehnen.
Und wo eine blitzende Thräne fällt
In das fahle Feld,
Da sproßt eine schwarze Blume auf,
Die heißt Schmerz.
Schaust du der Sterne beruhigten Lauf,
Verbittertes Herz?
Siehst du ihr Blinken?
Kühlen Frieden zu trinken,
Drängt es dich auch;
Aber Glut ist dein Hauch!
Den er streift, der Ort,
Ist versengt, verdorrt,
Und ewig verstummt ist der Quelle Laut,
Die deine glühenden Lippen betaut.
Den blumigen Grund, den dein Fuß betrat,
Deckt Aschensaat.
Vergilbt und verwittert ist dir die Welt,
Ein Trugbild das Sternenzelt,

Gottesliebe dein Herzeleid,
Verdammt in Ewigkeit!
So suche ich über der schlafenden Flur
Auf schwarzen Flügeln die alte Spur. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun seh' ich die gähnende Tiefe erhellt.
Morgenlicht trinkt die Welt.
Mit ermatteten Flügeln rausch' ich einher,
An ein fernes Meer.
Da tauch' ich die sinkenden Schwingen, umloht,
In Meerschaum und Morgenrot.
O Tod, o Leben!
Hin und her zu schweben
Durch die Welt, die Gott schuf,
Ist mein Beruf.
Hab' ich Hunger — o Scham!,
So würg' ich Gram.
Steigert Durst mein Sehnen,
Trink' ich Thränen!
Ich leihe, wenn meine Qual erwacht,
Den Fittig der Nacht
Und stürme mit Wolken und Winden einher
An mein fernes Meer.
Dann muß mir der Morgen
Seine Flügel borgen.
Und über knisternden Meeressand
Streift hinter mir unverwandt
Als ein grauer, schleppender Seidenflor
Die Reue, daß ich mich selbst verlor.

### III. Weltlage.

Da sitz' ich in sengender Sonnenglut
Am Meer, das verschlafen und bleiern ruht.
Ich fasse den Felsen und fühle ihn nicht,
Er bröckelt wie Zunder im Sonnenlicht.



Max Liebermann: „Altmännerhaus in Amsterdam“

Und es sehnt sich nach Schlaf, nach traumloser Ruh'
Der Schmerz und drückt seine Augen zu.
Da taucht ein Kirchlein aus Almengrün,
Im Friedhof verworren die Rosen blüh'n.
Das Glöcklein zittert in's dämmernde Thal
Und Schweigen atmet im Alpensaal.
Die Kirchenthüre sperrangelweit —
In der weltverlorenen Einsamkeit.
Da tönt ein Schluchzen so weh und wild —
Grad unter dem Muttergottesbild.
Ein lieblich Menschenkind betet im Sand
Zur schmutzigen, häßlichen Leinewand.
Die schweigt und lächelt gefirnißt dazu:
Du mein süßes, blödsinniges Nannerl du! —
Der Pfaffe derweil sitzt beim sauern Wein
Und schenkt sich ein frisches Krügel ein.
Dann führt er mit gichtisch-zitternder Hand
Die Prise zur Nase und niest an die Wand.
„Na, was da wieder das Wochenblatt schreibt:
Im Dägermoos hat sich ein Wild'rer entleibt.
Mareia und Josef, es wär' nichts dabei,
Aber 's giebt wieder Anständ' und Schererei!" —
Da fahr' ich empor, aus dem Schlafe geschreckt, —
Mein eignes Lachen hat mich aufgeweckt. —
O traure nicht, Dämon, und dämpf' deine Glut,
Die Welt wohnt noch immer in sicherer Hut.
Sie spielt noch immer in seliger Ruh
Mit Heiligenbildern — und lächelt dazu.
Derweil du schmachtest in ewigem Leid,
Herrscht drunten die alte Gemütlichkeit.
Da spannt' ich die Flügel und segelte weit
Und schämte mich meiner Kläglichkeit.

## H. Fischer.

(Wiesbaden.)

# Himmelfahrt — Höllenfahrt.

Skizze.

„Nun, und der frühere Pfarrer, hat der nicht für Sie gesorgt?"

Die Unterlippe der Kranken zog sich herab. „Der? — de hot sich dinn ahgedah." Sie deutete auf ihre Tochter. „A's de Mah[1]) in der Pulverfawrik umkomme, ging aich mit er[2]) Ka Minsch hot sich um meich bekimmert. Hie, im selwe Bett hun aich gelähe von ahm Sunning[3]) zem annern. Allah." — „Aber ihre Nachbarin, die doch einen nicht unfreundlichen Eindruck macht, hat die Ihnen nicht geholfen?" — Die Alte richtete sich zornig ein wenig in die Höhe. „Herr Parrer, die? Dem Deibel is se von der Bleich gehippt." Sie fing an zu schluchzen. „Ach Gott, was e Elend! Ka Stern, der leicht.[4]) Ach Gott, ach Gott!"

Der Pfarrer wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Luft im Zimmer war gräßlich. Und diese Menge Fliegen. Er konnte sich ihrer kaum erwehren. Immer wieder klebten sie an ihm. Hülfesuchend blickte er rundum. Die Tochter merkte es und öffnete das Fensterchen. „Danke!" sagte der Pfarrer. „Und wie lange liegen Sie schon?" — „Zwelf Johrn, Herr Parrer. Hie am selwe Fleck.

---

[1]) Mann, [2]) war schwanger, [3]) Sonntag, [4]) der leuchtet.

Dodervor wor'n aich in Gieße in de Klinich. Un do hawe se mer'n Fuß abnomme." Sie streckte das Bein unter der Decke hervor. „Sehn Se, alles verbrennt. Un die Schmerze!" Sie ächzte und strich den Beinstumpf entlang. „Sehn Se, wie'n Stecke so derr."

Der Pfarrer blickte stumm zu Boden. Was sollte er da sagen.

Die Kranke aber erzählte ihm ganz genau alle Phasen ihrer Leidensgeschichte. Sie war froh, mal einen geduldigen Zuhörer gefunden zu haben, der teilnahm an ihrem Unglück. Das that wohl.

Die Tochter war hinausgegangen.

„Und wovon habt Ihr denn gelebt die letzten Jahre", unterbrach sie endlich der Pfarrer. „Von mei'm Dochdermah. Un seit der gestorwe is, schlage mer sich so dorch. Mei Annekathrin daglähnert, un aich stricken as e bische. Awer seit Christdag kunn aich's net mie.[1]) Aich glawe, aich hun de Brand aweil ahch in de Ärm." — Die Tochter erschien wieder, und zwar mit einer Kanne voll Kafe. „Duhn Se uhs de Ehr ah, Herr Parrer." Nur mühsam verbarg dieser seinen Schrecken. Er kam sich wie ein Dieb vor, wenn er diesen armen Menschen den Kafe wegtränke. Aber er sah die Blicke der Tochter und Mutter bittend auf sich gerichtet. Er hatte das Gefühl, als beleidige er die beiden, wenn er ablehne, und sagte zu.

Wieder öffnete sich die Thür, und herein trottete ein kleines Mädchen, deren große, blaue Augen sich sofort auf das Bett der Großmutter richteten. In der Hand hielt sie eine Untertasse, auf der sich eine grauweiße Masse befand.

„Uhs Kathrinche", sagte die Mutter. „Un se liert[2]) so gut", fügte die Großmutter stolz hinzu.

„Ahlmam'[3]), do . . eßt!" Sie streckte der Alten die Untertasse hin.

---

[1]) mehr, [2]) lernt, [3]) Großmutter.

„Ei, mei Sisselche[1]), mei lieb's Sisselche." Die Alte strich dem Kind liebkosend das Haar. „Gieb dem Herr Parrer e Händche", sagte sie, als sie der Kleinen die Untertasse abgenommen hatte.

Diese ging gleich auf den Pfarrer zu, der sie herzhaft an sich drückte.

„Es is e Dreckbaro"[2]) berichtete sie mit wichtiger Miene. „De Mam' hot se fir de Ahlmam' kocht."

Der Pfarrer trank Kafe, und nach einigem Bitten desselben aß die Großmutter ihren Fisch, während die Tochter bescheiden am äußersten Ende der Holzbank saß, aber trotz aller Bitten nicht zum Kafetrinken zu bringen war. Das kleine Mädchen hatte sich auf den Stuhl neben die Großmutter gehockt und sah ihr aufmerksam zu.

Nach dem Kafe wollte sich der Pfarrer verabschieden, blieb jedoch noch ein wenig auf dringendes Bitten. Als er aufbrach, sagte er: „Morgen will ich Ihnen dann also das Abendmahl geben, Frau Krug, wie Sie gewünscht haben." — „Ach ja, Herr Parrer. Es is scho lang här, un morgend is Himmelfahrt... Ach, Herr Parrer, aich wollt, aich derft' morgend mit uhserm Herrn Jesus Christus gen Himmel fahrn." Der Pfarrer drückte ihr stumm die Hand und ging, während die junge Frau Kanne und Tasse hinaustrug.

Das Kind hatte sich eng an die Großmutter geschmiegt. „Ahlmam', was is des, Himmelfahrt?" fragte sie. Die Großmutter tätschelte ihr Gesicht. „Do giehn aich zu uhserm Herrn in'n Himmel." Die Kleine machte ängstliche Augen. „Git Er dann ganz fort?... Is naut mie von Eich do?" schluchzte sie. „Mei Sisselche", tröstete die Alte, „sei still, mei Sisselche. Aich bin noch do. Aver aich hun ka Schmerze mie un ka Hitz un sein ganz kihl un kolt, un naut duht mer meh wieh." — „Ahch an de Ärm un am Kopp?" — Die Großmutter nickte. Leise strich das Kind ihren warmen Arm und war beruhigt.

[1]) kommt von: süß, [2]) Barbe.

In aller Frühe schon schlich sie sich am andern Morgen an's Bett der Großmutter, streichelte sie, fühlte die Wärme und legte sich wieder zu der Mutter auf die Ofenbank, wo beide ihr Nachtlager hatten.

Allmählich wurde es heller. Die Großmutter lag still in ihrem Bett und regte sich nicht. Sie gönnte ihrer Tochter den festen Schlaf. Die Sonne schien schon durchs Fenster.

Da richtete sich die Großmutter etwas auf. Alles blieb still. Leise rief sie: „Annekathrin!" Nichts regte sich. Sie wartete eine Weile. Wieder rief sie.

Jetzt wurde sie ängstlich. „Kathrinche!" — „Ahlmam'!" — Schläft de Mam' noch?" — „Jo!"

Auf einmal fing das Kind laut an zu schreien. „Kathrinche, Kathrinche!" rief die Großmutter erschrocken, „was is?" Das Kind schrie immer lauter. Aber die Großmutter konnte nicht aus dem Bett. „Kathrinche, sag doch ebbes; was is?" — „De Mam'! de Mam'!" schrie das Kind. „Se is ganz kalt." Wimmernd sprang sie von der Bank zur Großmutter. „Himmelfahrt! Se is kalt am Kopp un an de Ärm!" Die Alte fuhr jäh in die Höhe vor Entsetzen, brach aber gleich wieder vor Schmerz zusammen. Sie konnte ja nicht auf, sie konnte ja nicht hin, sie mußte hier ruhig liegen bleiben.

Sie schickte das Kind zur Ofenbank. „Fiehl noch emol, Kathrinche." Wieder wimmerte das Kind: „Se is kalt, eisig kalt." — — „Kathrinche, komm!"

Das Kind kniete neben ihr.

Lange starrte die Alte vor sich hin. Härter wurden die Züge. Die Augen hell wie Glas, die Lippen fest aufeinandergepreßt. „'S Kind, 's Kind", murmelte sie. Plötzlich raffte sie sich auf. „Kathrinche, hilf mer e wink." Gehorsam half die Kleine der Großmutter das schwere Kissen unter ihrem Kopf herausschieben. Dann lehnten sie's mit vereinten Kräften an die Wand, an der das Bett stand. — Die Großmutter legte sich zurück und faltete die Hände.

„Kathrinche, sprich emol dei nei Gebät." Das Kathrinche faltete ebenfalls die Hände und sprach: „Breit' aus die Fliegel beide, o Jesu, meine Freide, und nimm dein Kichlein ein; will Satan mich verschlingen, so laß die Engel singen: dies Kind soll unverletzet sein."

Andächtig hatte die Großmutter zugehört. — Wieder dieser helle Blick. Sie gab dem Kissen einen Stoß. Es glitt mit leisem Rauschen auf ihr Gesicht. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Erst gegen Mittag wurde die Nachbarsfrau auf das Schreien des Kindes aufmerksam und kam in's Haus. Die Kleine schrie laut auf: „Mei Mam', mei Mam'! De Ahlmam'! Se sin ze Himmel gefahrn!" — „Häl's d' es Maul", keifte das Weib. „Aich hage der uff de Kopp, daß uhs Herrgott am jingstde Dag dich mi'm Laderndche suche muß, dau Krischern!" Erschrocken schwieg das Kind und starrte sie an. Ein höhnisches Lächeln verzerrte der Nachbarsfrau Gesicht, als sie das Kopfkissen von dem blauroten Gesicht der alten Frau schob. „E schiene Himmelfahrt! he! he! E Hellenfahrt! E Selbstmärdern is se. Ka Himmelfahrt! E Hellenfahrt!" Mit roher Geberde preßte sie sich das Kissen vor's Gesicht. „E Hellenfahrt!" — — —

Die Beerdigung war vorbei. Schweren Herzens schritt der Pfarrer dem Unglückshaus zu, um die Kleine vorläufig mit in sein Haus zu nehmen. Er lugte erst durchs Fenster. Ihm war Angst vor dem Kind mit den großen, fragenden, blauen Augen.

Erstaunt sah er, wie dasselbe auf dem Rücken mitten in der Stube lag, lang ausgestreckt, bald seine Arme, seinen Kopf befühlte, bald sich das eine Ende des schweren Kopfkissens über's Gesicht zog, es wieder entfernte und wieder von vorne anfing. Es spielte offenbar. Da begann er zu begreifen. Erschrocken trat er in's Zimmer. „Aber Kind, entsetzlich! was spielst du denn da?" — „Himmelfahrt — Hellenfahrt", sagte die Kleine.

---

Bruno Wille.

(Friedrichshagen-Berlin.)

## Elegie.

Hinab zur unendlichen Ebene taucht
Rotglühend der volle Mond.
Des Morgens erster Odem behaucht
Mit feuchtem Kusse die silbergrauen
Erschauernden Roggenauen.

Wie schmacht' ich, die schwülen
Vergrämten Sünderschläfen
Im thauigen Schoße des Feldes zu kühlen!
Wenn nur die Ähren
Nicht spröde Beichtiger wären.

Doch zwischen den Ähren, du lodernde bleiche
Blüte des Mohnes, üppige weiche
Zu dir will ich gehen,
Süßes Köpfchen, du wirst mich verstehen.
Dies schüchterne Neigen,
Wehmütige Lächeln, schmachtende Schweigen . . .
O ich weiß, was es spricht:

„Getrost, mein Liebling, laß dein reuiges Mühen
Und bette dich her zu mir! Ob es bricht,
Das fromme Korn, o scheue die Sünde nicht;
Wir sündigen, weil wir blühen.
Vergiß die Welt, die uns Unkraut schilt,
Versenke die Seele versöhnt und mild
In meine barmherzige Blüte,
Laß heimlich uns trinken die duldsame Güte
Des Mondes und rings vom weiten Gefild
Unendliche heilige Ruhe!"

## Die Pappel.

Pappel, in deren Schattenrevier
Still geborgen ich ländlich wohne,
Breitgewipfelte Silberkrone,
Endlich wieder daheim bei dir!
Segne die schmachtende Stirne mir,
Die in schwatzender Menge Gewühl
Staubig ward und taumlig schwül,
Segne sie mit dem Kusse des Friedens!

Holde Rast, wo gastlich die frischen
Blätterschatten auf Gräsern sich kräuseln,
Wo in wogendes Wipfelsäuseln
Hurtige Schwalben ihr jauchzendes Zischen,
Aehren ihr sanftes Gelispel mischen,
Während die Sonne hinunterrollt,
Mit verklärendem Purpurgold
Zärtlich die Wolke von Laub umkost . . .!
Heimische Pappel, Freundin, mein Trost! . . .

Wenn in stummer heißer Nacht,
Ganz verloren in Gram und Grimme,
Meine Seele weinend wacht,
Hebt erlösend vor dem Fenster
Sich der treuen Pappel Stimme
Und verscheucht die Schreckgespenster.
O du heimlich süßes Lauschen,
Ruhevolles Wipfelrauschen!
Dies Gewoge und Gewühle,
Aufgeregt vom hauchenden Wetter,
Dies Geplätscher derber Blätter
Gleich dem Waldbach an der Mühle . . .
O du Labetrank voll Kühle!

Manchmal seh ich die Pappel, von blauen
Blitzen umlodert, ob Garten und Haus
Stattlich ragen und weit hinaus
Spähen über die nebelgrauen
Wellenschlagenden Korngefilde,
Wo die flammende Wolke regnet. —
Wie ein Patriarch, der milde
Seine träumenden Völker segnet.

Ludwig Scharf.

(München.)

## Erstes Kapitel aus Alfred de Musset's „Rolla".

Ruft ihr nach der Zeit, wo diese Erde
Noch ein Glanzgeschlecht von Göttern trug;
Wo der Salzflut Tochter, Astaroth,
Jungfrau noch, von Mutter-Thränen triefend,
Weltenschwängernd ihre Haare wand?
Ruft ihr nach der Zeit, wo geile Nymphen,
Durch besonnte Wasserblumen schwimmend,
An den Ufern schallenden Gelächters
Stumpfe Faune neckten, Schilfrohrschläfer;
Wo vom heißen Kuße des Narziß
Quellen bebten, drin sein Bild er schaute;
Wo die ewige Gerechtigkeit
Herkules im blutigen Löwenmantel
Nord- und südwärts durch die Schöpfung führte;
Wo aus Eichenrinden Spottsylvane
Huschten, mit dem Winde sich zu wiegen
Auf dem grünen schwankenden Gezweig,
Und des Wandrers Lied im Echo äfften;
Wo noch göttlich Alles, selbst des Menschen Weh;
Wo die Welt gehuldigt, wenn sie heute mordet;
Wo viel Tausend himmlische Gestalten

Keinen einzigen Gottesleugner fanden;
Wo noch glücklich Alles, nur Prometheus nicht,
Satans ältrer Bruder, der gleich ihm gestürzt?

— Und als Alles sich verwandelt hatte,
Erd und Himmel und des Menschen Jugend,
Als der Welt die Wiege ward zum Sarg,
Als ein Sturm, aus dunklem Norden fegend,
Seine Schneesturzfluten südwärts rollte
Und das Trümmerfeld von Rom begrub, —

Ruft ihr nach der Zeit, wo aus Verwildrung
Eine neue goldene Aera wuchs,
Früchtereich, voll niegekannter Schöne?
Wo die alte Welt mit Lazarus
Ihres Riesengrabes Stein gesprengt
Und verjüngt aus der Verwesung schritt?
Ruft ihr nach der Zeit, wo ihre Flügel
Unsre alten Goldromanzen dehnten,
Ihrer Welt ein Staunen und Entzücken;
Wo, was wir geschaffen und geglaubt,
Seiner Unschuld weißen Mantel trug;
Wo das ganze Leben neu ersproß
Unter Christi stiller Friedenshand;
Wo von Fürstenschloß wie Gotteshaus,
Bergentwachsen, himmelwärts sich türmend,
Niederleuchtete dasselbe Kreuz;
Wo fernab in Steingewändern knieend,
Notre-Dame, Sankt Peter, Straßburg, Köln
Neuer Welt ihr Hosianna brachten
Zum Gedröhne ungezählter Orgeln
Betend hingeworfner Völkerschaaren?
Nach der Zeit der Wunder und Legende,
Wo des Kruzifixes Elfenbein
Von geweihtem Altar niederstreckte

Milchweißlautre Arme, weltumfangend;
Wo das Leben jung noch war, der Tod
Reich an Hoffen — ruft ihr nach der Zeit?

Nimmer trag ich, Christus, bange Bitte
Andern gleich in deine stummen Tempel;
Nimmer nah ich dem Kalvarienberg,
Deine blutigen Füße dort zu küssen;
Aufrecht steh ich da in düstren Hallen,
Wenn dein gläubig Volk, gebetemurmelnd,
Beim Tedeum-Brausen tief sich bückt,
Wie beim Nordwindwehn ein Schilfrohrvolk.
Nimmer glaub ich an die Heiligkeit
Deines Worts: bin allzuspät
In die allzualte Welt gekommen.
Ein Jahrhundert ohne Hoffnung muß
Ein Jahrhundert ohne Furcht gebären;
Unsrer Leuchtgestirne greller Glanz
Scheuchte alle Himmelsvölker fort.
Aufgewacht aus ihren Wähnen irrt
Jetzt die Welt am Strand des Unbekannten,
Von der Gottheit „Ohngefähr" geleitet;
Und der Vorwelt Geist, um Trümmer kreisend,
Stürzt dein Engelheer, verstümmelt schon,
In den Gähneschlund der Ewigkeit.
Kaum noch tragen dich des Kreuzes Nägel
Und dein göttlich Grabmal brach zusammen:
Tot dein Ruhm, o Christ! auf unsrer Kreuze
Schwarzem Ebenholz zerfiel dein Leichnam.

Wohl! so sei's vergönnt, den Staub zu küssen,
Einem minder glaubensfrohen Sohn
Des Jahrhunderts, dem der Glaube fremd,
Und die kalte Erde zu beweinen,
Die von deinem Tode lebte, Christ,

Doch zum Sterben deiner nicht bedarf!
Oh, nunmehr, wer soll ihr Leben bringen,
Wie du's einst mit reinstem Blut verjüngt?
Wer soll wieder thun, was du gethan?
Uns, die Greise, Gestern erst geboren,
Wer in weiter Welt soll uns verjüngen?

Just genau so alt, wie deine Zeit,
Harren wir und haben mehr verloren.
Todeskälter starrt zum zweitenmal
Lazarus im ungeheuren Sarg.
Wo der Heiland, der die Gräber sprengt?
Wo Sankt Paulus, der zu Römern redet,
Noch mit Göttersetzen Völker födernd?
Wo das Abendmahl? die Katakomben?
Wen umstrahlt ein Glorienfeuerschein?
Wessen Fuß salbt Magdalenas Oel?
Wo die Luft, drin Geisterstimme flüstert?
Wer von uns geht hin, ein Gott zu werden,
Wer von uns? — Genau so alt und morsch
Ward die Welt, genau so hoffnungsbar
Schüttelt sie ihr Haupt, wie in den Tagen,
Da Johannes Rufwort in der Wüste
Ihr mit eins den siechen Leib durchrieselt
Und sie neues Leben in sich pochen fühlte.
Der Neronen Tage kehrten wieder;
Mit der Zeit zugleich starb Alles hin
Und verdorrt ist ihrer Kinder Blutstrom.
Aber müde ward die Menschen-Hoffnung,
Uebersatt zu neuer Mutterschaft,
Und die Brust von vielem Säugen schlapp
Ward sie unfruchtbar und nennt es Ruhe.

## Brudergruß.

Die Nacht ist still, so wunderstill,
Mein Blut schlägt leise, leise,
Ich horche dem uralten Rätsel Zeit,
Der alten granitenen Weise.

Wie das donnert und wogt aus Höhle und Schacht:
„Wir waren! wir waren! wir waren!
Wir sahen den Tag, wir horchten der Nacht,
Dein „Leben" wir haben's erfahren."

Und wie's von granitenen Wänden klingt
Im Echo vergangner Äonen:
„Wir kommen wieder vieltausendgestalt',
Im Lichte des Lebens zu wohnen!"

Und mitten aus Donner und Sturmgesang
Erhebt sich nach zahllosen Morgen
Ein Brudergesicht, in der Stille der Nacht
Dem uralten Zeitlied zu horchen.

Ich grüße dich, grüße dich, Bruder mein,
Nach manchem Hundert Jahr,
Wann ich schon lange verschluckt, verdaut
Im Werdebauch „Es war".

Ich grüße dich, Bruder, und küsse dir
Die ahnungsselige Stirn
Aus meinem dunklen Verwerden herauf —
Du leuchtendes Lebensgestirn.



Detlev von Liliencron.

(Altona.)

## Der souveräne Herr.

Kam über einen Kirchhof daher,
Hört' ich es flüstern kreuz und quer,
Bald ein Gelächter, bald Wimmern und Weinen,
Alles im Wisperton klangs von den Steinen.
Schwül war die Nacht und ich blieb stehn,
Ließ mich von seltsamen Schauern umwehn.
Welkende Kränze und bleichende Bänder,
Sinkender Rasen, gesunknes Geländer,
Glitzer und Glaster, vom Rost zerfressen,
Dunkle Pinien und schwarze Cypressen,
Und Alles vergessen.

Und aus den Lüften brachs brausend herab,
Da gings erst recht los von Grab zu Grab.
Flügelt mir, springt mir, webt mir ums Haupt,
Daß ich mich wahnsinnig fast geglaubt.
Beugte mich, bückte mich, hielt mit den Händen
Stirn mir und Augen als Schützer und Blenden.
Es stolpert, es strauchelt, es wippt und es wappt,
Taumelt und torkelt und foppt sich und schnappt.
Und um die große Mittelpunktlinde

Segeln und jagen die Geister im Winde,
Huschen und haschen sich, schweifen und schwärmen.
Herr des Himmels, war das ein Lärmen,
War das ein Tumult und Alles uneins,
Trotz des verehrlichen Knochenvereins.
Da schlug es Eins.

Und wieder ein Flüstern kreuz und quer
Kam von den Gräbern und Hügeln her,
Bald ein Gelächter, bald Wimmern und Weinen,
Alles im Wisperton klangs von den Steinen.
Hob ich mich langsam und schaute scheu,
Ob der Tanz begönne aufs neu.
Doch das Gepolter ward stiller und schwächer,
Aus dem Gezeter: Gezitter, Gefächer,
Sie legten sich in den Särgen zurecht,
Herrin und Zofe, Gebieter und Knecht.
Dann war der große Aufruhr vorbei,
Und Alles wieder im Einerlei.
Über die Gräser und Blumen und Blätter
Faulenzt ein Gähnen als Schreckenserretter
Und Unrastglätter.

Als ich mich trollen wollte nach Haus,
Überlief mich wieder ein Graus.
Neben mir war mit dem groben Spaten
Der Totengräber hingeraten:
Du hast noch nichts gehört und gesehn,
Warte, wir bleiben hier einmal stehn.
Ich rufe jenen her und diesen,
Den ich mir grade will erkiesen.
Die stellen sich dann vor uns hier auf
Und erzählen uns ihren Lebenslauf.
Ich konnte nicht fort, ich stand wie gebannt,
Da hat er schon einen Namen genannt:



Max Liebermann: „Schafheerde"

Der kluge Mann soll kommen, ich bitte,
Nur immer etwas rascher die Schritte.
Und alsobald, was er laufen kann,
Kommt, ein Skelett, der kluge Mann:
Mir hatte Natur viel Verstand gegeben,
Das hab' ich ausgenutzt im Leben.
Merkte vor Allem, daß mit Schweigen
Wir viel erreichen und höher steigen.
Nun ward mir die Welt eine milchende Kuh.
Freilich gehörte auch noch dazu:
Daß ich mit der „Richtung" ging,
Kirchenbesuch, mich mit Flitter behing,
Niemand meinen Geist ließ fühlen,
Immer spielte den Kalten, den Kühlen.
Doch muß ich offen das bekennen,
Viel kann ich nicht aus den Tagen nennen,
Das mir behagte: das ewige Schweigen,
Dies zum Schein vor der Dummheit sich neigen,
Die furchtbare Vorsicht, wollt' ich einmal
Mich heimlich vergnügen im Narrensaal.
Denn Neid und Scheelsucht passen auf
Und hindern uns den freien Lauf.
Besonders auf der Liebe Wegen
Umzäunt ich mich mit Stachelgehegen.
That ich für ein Schätzchen entbrennen,
Entführt' ich es schleunig in die Ardennen,
Wo ich ein einsam Schlößchen besaß,
Worin ich den Tamtam der Welt vergaß.
Die Liebe von allem hat mir im Leben
Einzig köstliche Stunden gegeben.
Suchte Nachts ihr Arm im Traume mich
Und wenn ihre Hand mir die Haare strich,
Und sie dann, immer im Traum noch ganz,
Verschlafen mich liebkoste: Eia, eia, mein Hans,
Und sie sich, im Traum immer, an mich drängte,

Und ich sie, lächelnd, fest an mich zwängte,
Ihr Götter, wie war ich überreich,
Dem kommt euer siebenter Himmel nicht gleich.
Und mögen auch die Philister schelten,
Nur heimlich genossenes Glück laß ich gelten.
Sonst wär ich jetzt, käms noch einmal vor,
Gern ein den Menschen trotziger Thor.

Die Nähmamsel, schrie des Maulwurfs Vetter.
Und alsbald ein schnelles Gekletter,
Da kommt sie schon das zarte Gerippe,
Hätts lieber gehabt mit roter Lippe.
Vortragen! brüllt der Gräber sie an,
Und sie fing zu erzählen an:
Wohnte mit den Eltern im Hinterhaus,
Gehörte uns nicht Katz noch Maus,
Mußte nähen den ganzen Tag,
Und keiner fragte mich, ob ich auch mag.
War ein jung Ding, erst sechzehn Jahre,
Trug gern Rosen im blonden Haare,
Sehnte mich nach Sonnenschein,
Nach Lust und Liebe im Kämmerlein.
Mein schönster Tag, ich vergess' es nie,
War in den Wald eine Landpartie.
Unter uns tischlerte ein Gesell,
Ein frischer Junge, sang klar und hell,
Der sang sich mir ins Herz hinein.
Und einer Stunde war ich sein.
Ich wollte nicht auf die Mutter hören,
Ließ mich von meinem Knaben bethören,
Ertränkte mein Kind — mehr weiß ich nicht,
Und das ist meine ganze Geschicht.

Der Dumme her, der Dumme soll kommen,
Wirds bald, das Gebein in die Hand genommen.

Nun heraus mit der Sprache, wie erging es dir?
Ich graste wie das liebe Thier,
Schlug mir den Wanst voll und spielte Skat,
Gab willig jedem, der mich bat,
Hatte den Nacken immer im Joch,
Mußte für andere schwitzen und doch:
Käm' ich noch einmal auf Erden an,
Blieb ich ganz gern derselbe Mann.

Der Scheerenschleifer, Schockschwerenot,
Wo steckt der Kerl mit dem knappen Brot.
Hier bin ich, ich schliff am Tage die Scheeren,
Um Nachts zu saufen, im Krug zu verkehren.

Der Dichter heraus mit dem langen Haar,
Deß wird er selbst im Sarge nicht bar.
Von all den verrückten Menschengeschöpfen
Gehört er zu den possierlichsten Tröpfen.
Nun schüttle die ambrosischen Locken,
Und bleib in deiner Rede nicht stocken.
Ach, ich hatt wenig im Garten zu pflücken,
Mußte für jeden Groschen mich bücken
Vor dem verehrlichen Publikum,
Griff immer ins Vocabularium
Für Hochzeitsschmaus und Siegeskranz,
Für Geburtstagskind und Firlefanz.
Doch wollt' ich mich in die Lüfte schwingen,
Schrien sie alle, der Narr will springen,
Seht ihn, herunter, braucht Gewalt,
Daß er den Hungergurt strammer sich schnallt.
Und in meiner Tannentruhe
Ließen sogar sie mich nicht in Ruhe,
Lärmten und lachten hinterher:
Da wird begraben der große Homer.

Der Gelbgießer jetzt, her mit dem Schuft,
Etwas gewandter aus deiner Gruft.
Erzähl' uns deine Heldenthaten,
Wie hat dich das Dasein beraten.
Meine Herren, das ist nicht viel,
Bald kam ich zum gewünschten Ziel,
Freite ein Weib, wir hatten uns lieb,
Und ich muß sagen, daß es immer so blieb.
Unsere Kinder gediehen gut,
Daß ich zuletzt im Übermut
Mir ein Häuschen konnt' erwerben,
Hatten genug zum Leben und Sterben,
Waren immer zufrieden, gesund,
Weiter kann ich euch thun nichts kund.

Die Hure heran, wo liegt das Aas,
Daß ich sie auch bis jetzt vergaß.
Kein Genieren, das muß ich loben,
Hast es nicht vergessen von oben.
Ich ward schon im vierzehnten Jahre verführt,
Hab' nichts von Schönem und Edlem verspürt,
Fiel immer schneller, bis ich gelassen
Mich jedem anbot auf Plätzen und Gassen,
Hat sich keiner um mich bekümmert,
Sind Seel' und Leib mir rasch zertrümmert.

Nun der Minister, Potz Siebensachen,
Donner und Doria, Kerl, will er machen.
Vorwärts, wie that es dir gefallen,
Als du mußtest im Odem wallen.
Ach, meine Herren, noch einmal auf Erden,
Würd' ich niemals Minister werden,
Was hatt' ich für all meinen Fleiß, meine Plage,
Verdrießliche Jahre und fiebrige Tage,
Wäre Karrenschieber . . .

Halts Maul, Kamel.
Willst du noch mehr sehn, ich steh zu Befehl,
Wendet der Schaufler sich mir zu.
Um der Heiligen Willen, laß mich in Ruh'.

Sonst, wie gesagt, wollen wir wandern,
Von einem Kirchhof gehts zum andern.
Findest immer die gleiche Sippe,
Findest immer dasselbe Gerippe,
Nur ist vielleicht höchst edel und wacker
Der Scheerenschleifer auf dem nächsten Gottesacker.
Während dort vielleicht als Sausaus und vertiert
Der Gelbgießer sich vor uns präsentiert.

Und so gehts fort durch alle Stände,
Durch jeden Rang, durch alle Verbände;
Dem hat die Natur das geschenkt,
Ihn so veranlagt, ihn so gerenkt,
Den schuf sie sich aus anderm Teige,
Zum schnellen Fall, zum Lorbeerzweige,
In ihren sonderbaren Launen,
Was kehrt sie sich an euer Staunen.
Nur bleiben stets sich gleich im Gefuge,
Paß auf, der dumme Mensch und der kluge.

Von den klugen dann, über das Millionenvieh,
Herrscht ein einziger wieder, das Genie.
Der hat, ob durchs Schwert, ob durch Verstand,
Unter sich das ganze Land,
Und muß sich doch zu mir bequemen
Und Platz in meinen Kammern nehmen.
So geht denn jedes Wachsen und Werden
In meinen Schlund bei euch auf Erden,
Und nicht nur hier, im ganzen All
Bin ich der Generalfeldmarschall.

Du scheinst mir das nicht recht zu glauben,
So werd' ich mir einen Spaß erlauben.
Und es gab mir der Tod einen Schlag,
Daß ich kopfüber am Boden lag.

* * *

Am andern Morgen erwacht' ich am Strande
In einem mir gänzlich fremden Lande.
Vor mir dehnt sich ein großes Meer,
Ohne Wellensturz, heilig und leer.
Der Küstensand, auf dem ich geruht,
War von Gold und rot wie Blut,
Überschimmert von bläulichem Licht
Zweier eirunder Sonnen, die dicht an dicht
Über der See am Himmelsrande
Sich zeigten mit purpurnem Wolkenbande,
Das sie leicht überfällt und ungezwungen,
Als wärs um zwei Rococospiegel geschlungen.
Ich konnte, ohn' mit den Augen zu blinken,
In ihren milden Flammen ertrinken.
Dünn, wie meines Spazierstocks Lauf,
Schossen nah hinter mir Bäumchen auf,
Sechs an der Zahl, gut ausgerichtet,
Nur in den Gipfeln blattverdichtet,
Schlank und lang; in deren Kronen
Sah ich eine Blume wohnen,
Glockenartig, zeisiggrün
Schienen die seltsamen Kelche zu glühn.
Sonst war die Gegend um mich her
Von aller Daseinsfreude leer.
Nein! Eine ungeheure Eiche
Stand in diesem Zauberreiche
Kaum einen Steinwurf entfernt meinem Haupt,
Mit Überfülle, verschwendrisch belaubt.
Und in den Zweigen, fast überviel,
Schoß ein reizendes Gaukelspiel.

Das waren nicht Menschen, das waren nicht Affen,
Was waren es denn, wie wars beschaffen?
So ähnlich, als wenn wir mit erstem Triebe
Fühlen die erste Kinderliebe,
Ich meine, ja wie denn, solche Gestalten,
Solche Gesichter, die wir behalten
Als Erinnerung an unsre Schülerzeit,
Voll erster süßer Entzündlichkeit.
Die warfen sich mit silbernen Bällen.
Und wie sie durchs Geäst sich schnellen,
Hintereinander, in Sprung und Geglitscher,
Mit Lachen, das klang wie Vogelgezwitscher,
Da bemerkte mich eins der Knospenwesen,
Und fort, wie weggekehrt mit dem Besen,
Hockten sie alle auf einem Ast,
Wie von unnennbaren Schmerzen erfaßt,
Und schauten dann voll Neubegier
Auf mich hinab aus dem schwanken Revier.
Und ich wandte mich wieder den Sonnen zu:
Ich stand auf den Inseln der ewigen Ruh.
Und wie mich ihr sanftes Leuchten beglückte,
Und wie mich ihr herrlicher Glanz entzückte,
Spannt' ich die Arme dem Schöpfer aus,
Ich wohnte in seinem Vaterhaus.
Da taucht aus fernster Ferne her
Ein Punkt auf aus dem unendlichen Meer.
Der Punkt wird größer, er nähert sich mir,
Grad auf mich zu, ein Fabeltier?
Doch kann ich nun ein Boot unterscheiden,
Ein schwarzes Segel, sturmgebläht,
Und hat doch nicht ein Lüftchen geweht.
Und dies schwarze Segel am Vorderbug
Verhüllt das ganze Schifflein klug.
Und dies schwarze Segel, wie ich sah,
Stößt an den beiden Enden der Raa,

Wie Oriflämmchen, zwei Rauchwölkchen fort,
Unaufhörlich trieb sichs dort.
Jetzt ists mir nah, und ein schriller Pfiff
Ertönt vom geheimnisvollen Schiff.
Die Stengen fallen, frei ist der Bord,
Und hinten steht aufrecht der große Lord,
Der Tod.
Die Arme sind untereinander geschlagen,
So seh ich den Gewaltigen ragen.
Ein holländisch Kalkpfeifchen steckt ihm schräge
Im vortrefflichen Zahngehäge.
Ich hör sein Gelächter — und kein Entrinnen,
Ich fiel in den Sand und verlor das Besinnen.

## Heimkehr.

Nach all dem Blumenpflücken,
Gejachter und Entzücken,
Nach Tanz und Zymbelzug,
Nach all dem Kaffeetrinken,
Uns in die Arme sinken,
Hast endlich du genug.

Und durch verstummte Wälder,
Durch mondbeglänzte Felder
Erstreben wir dein Haus.
Schon flimmern einzelne Sterne,
In grau verwebt die Ferne,
Und Spaß und Spiel sind aus.

Wir ziehn an Gärten, Hecken,
An plätschernden Marmorbecken
Vorbei wie schon im Traum.



Max Liebermann: „Bildniß des Hamburger Bürgermeisters Petersen"

Die Nachtigallen singen,
Gesang und Lärm verklingen,
Ein Toter, steht der Baum.

Und müder wird dein Schreiten
Nach all den Herrlichkeiten,
Und schüchtern lacht die Luft.
Ich halte dich umfangen,
Bis wir zu dir gelangen,
Lehn' dich an meine Brust.

Stütz dich, daß ich dich führe,
Schon dämmert deine Thüre,
Nun ist der Gang vollbracht.
Noch einmal deine Hände,
Noch einen Kuß als Spende
Zur letzten Gutenacht.

## Schöne Junitage.

Mitternacht, die Gärten lauschen,
Flüsterwort und Liebeskuß,
Bis der letzte Klang verklungen,
Weil nun alles schlafen muß —
  Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Sonnengrüner Rosengarten,
Sonnenweiße Stromesflut,
Sonnenstiller Morgenfriede,
Der auf Baum und Beeten ruht —
  Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Straßentreiben, fern, verworren,
Reicher Mann und Bettelkind,

Myrtenkränze, Leichenzüge,
Tausendfältig Leben rinnt —
Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Langsam graut der Abend nieder,
Milde wird die harte Welt,
Und das Herz macht seinen Frieden,
Und zum Kinde wird der Held —
Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

## Der Genius.

Gewitter drückt auf Sanssouci,
Ich stand im Park und schaute
Zum Schloß hinan, das ein Genie
Für seine Seele baute.

Und Nacht. Aus schwarzer Pracht ein Blitz,
Vom Himmel jäh gesendet,
Und oben steht der alte Fritz,
Wo die Terrasse endet.

Ein Augenblick. Grell, beinernblaß,
Den Krückstock schräg zur Erde,
Verachtung steint und Menschenhaß
Ihm Antlitz und Geberde.

Einsamer König, mir ein Gott,
Ich sah an deinem Munde
Den herben Zug von Stolz und Spott
Aus deiner Sterbestunde.

Denselben Zug, der streng und hart
Verrät die Adelsgeister,
Der aus der Totenmaske starrt
Bei jedem großen Meister.

# Pietà.

Wie kommt hierher Maria mit dem Leichnam?
Er liegt im Sand, am Ufer hart auf Muscheln,
Und unbegrenzt dehnt sich die See hinaus.
Der Abendhimmel zeigt Gewitterstimmung,
Und bis zum Wasserspiegel reicht die Wolke,
Die einzige, große, schwarze Wolkenmasse.
Ganz schwache Wellen, ohne Mützchen selbst,
Die träge spielen, spülen an den Strand,
Und lassen einen schmutzigen Schaum zurück,
Der längs der Küste wie ein Strich hinzieht.

Auf harten Muscheln liegt der Crucifixus.
Die Füße sind, die noch gekrümmten Hände
Mit weichem Tuch umwickelt, daß die Male
Der Nägel nicht, die schrecklichen, zu sehn.
Und über ihn neigt sich Maria hin
In ungeheuerm Gram, und kann es nicht
Und kann es nicht begreifen, daß wir Menschen
So schändlich ihren Sohn verraten konnten.
War er die Liebe nicht? War nicht sein Trieb,
Sein einziger Trieb auf seinem Lebenswege
Versöhnung, Friede, Herzenslauterkeit?
„O Haupt voll Blut und Wunden“, und Maria,
Mit ihren Thränen wäscht den Staub sie ab
Von seinem Antlitz; und mit ihren Fingern
Kämmt, trocknet sie den Bart vom Todesschweiß.

Am Horizont, wo nun die Sonne scheidet,
Die hinter dickem Dunste sich verbirgt,
Bricht Licht hervor, doch nur zurückgeworfnes.
Und dieses Licht ergießt sich übers Meer
Und geht in Streifen schnell darüber hin,
Und trifft das Ufer und die Leidensgruppe

Bis sich der Himmel plötzlich wieder schließt.
Ein Augenblick ists dunkelschwerer Nacht:
Da lodert in der Ferne, landeinwärts,
Ein Flammenchaos: Städte, Länder brennen,
Und wüstes Schreien, Lärm von Schwert und Schilden
Dröhnt her, und Roßgestampf und Kriegsmusik,
Und gen einander tobts: In Jesu Namen!

Die Sonne sank, die Dämmerung beginnt,
Ein linder Westwind hat sich aufgemacht
Und streichelt sanft den spitzen Dünenhafer,
Und kühlt die Augen unsrer lieben Frau,
Und küßt die Schmerzenszüge des Erbarmers,
Und gibt der Woge leichten Plätscherton,
Der sich verbündet mit dem leisen Weinen,
Das unaufhörlich auf den Heiland tropft.



Ola Hansson.
(Berlin.)

# Liebe.

Eine Skizze.

Ein Antlitz taucht vor mir in der Erinnerung auf, das Antlitz eines Freundes, den ich meinen besten nannte in jenen Jünglingsjahren, wo unser ganzes Wesen lauter Augen ist, die funkeln, lauter Arme, die sich ausstrecken in Hingebung an Hingebung an den Freund, wie an die Geliebte, an Ideen wie an Lebensziele, in den Jahren der Freundschaft und der ersten Liebe, den Jahren des: „Seid umschlungen, Millionen."

Gleichaltrig, Vetter, Spielkamerad, Studiengenoß, war er in allem wie mein eigenes, sympathisches, anderes Ich, aus demselben Erdboden entsprungen und erwachsen, von dem unser beider Wesen mit überwältigender Macht geprägt war, er wie ich bis an den Rand unseres Gefühles, bis in die kleinsten Züge unserer Persönlichkeit von dem Geist der schonenschen Erde durchdrungen. Wie er war: blond bis in's Weiße, wortknapp bis zur Stummheit, ernsthaft bis zur Langweiligkeit, ein verschlossene Träumer, ein Nachtwandler auf den vielen Dachgiebeln des Lebens, saß er als Einsiedler in der Welt anderer Menschen, aber als Herr in jener, die er aus seinen Träumen um sich herumspann, aus seinem Herzblut hervorspann, bis die ganze äußere Welt

davon übersponnen — und sein eigenes Herz seines warmen lebendigen Inhalts baar war! Eine Schwere war über ihm wie auch der Nebel schwer und dicht auf der schonenschen Landschaft liegt — eine Schwere in seiner Art zu reden und sich zu führen, in den Bewegungen seines Körpers und seiner Seele, in seinem Charakter und seinen Handlungen, in seinen Stimmungen und seinen grauen Augen, deren Blick so tief bis zum Grunde schien, als könne sich nie eine Umwelt darin spiegeln.

Wir saßen in einer Sommernacht beisammen, wir beiden dreiundzwanzigjährigen Freunde, in einer niedrigen kleinen Stube auf einem alten schonenschen Bauernhof. Die Fenster nach dem Garten standen offen, der Raum voller Jasminduft, der Fensterrahmen zeichnete sich mit scharfen, dunklen, rechtwinkligen Strichen auf dem unbeweglichen, taghellen Mondlicht, das breit auf der Diele lag. Wir sprachen zuweilen zu einander, mehr zu uns selbst, meist saßen wir schweigend; denn in dieser mondhellen Stille hörten wir die Worte unserer Gedanken und die Regungen unserer Stimmungen, während wir das nicht Wort Gewordene einander vom Gesicht und aus den Augen ablesen konnten. Es war zwischen uns eine Wechselwirkung von weit größerer Intimität als zwischen Menschen im allgemeinen, oder auch nur zwischen uns für gewöhnlich: in diesen Stunden sprangen geheime Verbindungskanäle auf, neue Sinne und neue Nerven von bisher ungekannter Empfindlichkeit erwachten. So entspann sich eine gegenseitige Vertraulichkeit ohne Laut, nur eben dadurch erst möglich, ein Sichmittheilen, das keine Wortgewichte belasteten, das auf zu leichten Füßen über das junge Schamgefühl wegschritt, um es aus seinem immer halbwachen Schlummer wecken zu können, ein Sichmittheilen über das eigenste Innere, das verborgenste Leben der Persönlichkeit, über Liebe und Zukunft, über eigene Mängel und eigenen Stolz, über überwundene Scheu und kommende That, über schöne Blumen und schlimme Eiterbeulen. Und all das

Viele, was wir in uns selbst und ineinander gewahr wurden, war für uns in gleichem Maße Wirklichkeit wie das Zimmer, in dem wir saßen, wie der Garten vor den Fenstern und die weite Ebene hinter ihm; denn es stand vor uns da in demselben starken Licht wie diese, das keiner von uns als das empfand was es war, ein Mondschein, der so hell war wie das Licht des Tages selber.

Wir brachen auf: das Haus schlief. Wir gingen in den Garten; er lag in Licht und Schatten, die stark waren wie die des Tages, aber von anderer Farbe. Wir kamen auf die Ebene hinaus: sie breitete sich flach und horizontlos in einem unendlichen Raum-Ocean von weißem, unbeweglichem, stillem Licht. Die Kühe brüllten nah und fern auf den Feldern; die Hunde bellten nah und fern in den Dörfern, aber alle Häuser und Höfe standen weiß und schliefen; und die Menschen waren, als wären sie nicht da. Unsere Herzen wallten über; und wie wir dahingingen im Schein des Mondes, der so hell war, daß er uns erschien, wie das Licht des Tages, fing mein Freund an zu reden.

Ich selbst war gerade zu Ende mit einer Jugendliebe, war leer und stumm, apathisch, aber aufgelegt mit weitgeöffneter Seele den Mitteilungen eines Freundes über seine Angelegenheiten zu lauschen, ohne Ungeduld, daß er enden möchte, damit ich nun mit den meinen hervorkommen könne. Er merkte es und schöpfte daraus Mut und Lust, sich zu vertrauen. Und ich ging an seiner Seite mit der Empfindung, daß mein Kamerad nun in dem Zustand war, wo das süße Geheimnis sich schließlich so groß gewachsen hat, daß es nur noch eines kleinen Zufalls bedurfte, um seine Schale zu sprengen.

Und darauf kam dann ganz natürlich die Mitteilung.

Der Gegenstand seiner Liebe stammte aus unserer Verwandtschaft, ein ganz junges Mädchen, eine ideale nordische Bauerntochter, gefeiert wegen ihrer Schönheit, noch mehr wegen ihrer Güte beliebt, lockend im Tanzkleid, noch mehr in der

Schürze. Ihr Aeußeres war auffallend: sie war schwarzhaarig und schwarzäugig wie ein Kind des Südens, aber ihr Gesicht hatte jene unbestimmbar weiße, blonde Haut, die sich allein unter der Sonne der nördlichen Länder entwickelt, und Augen und Hand hatten jene beseelte durchsichtige Zartheit, die ein seltenes Inneres aussprechen und hektischen Familien eigenthümlich sind. Ihre Familie war denn auch seit Generationen in allen Zweigen hektisch; und an diesem jungen Mädchen war schon ein gewisses Etwas, das noch nicht welke Farbe und noch nicht eingesunkene Gestalt war, aber sich dem sensitiven Instinkt des Betrachters doch als eine Ahnung von beidem fühlbar machte.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Entwicklung dieser Liebe aus erster Hand, in der Nähe durch alle Phasen zu beobachten. Mein Freund und ich verloren uns nämlich kaum einen Tag aus dem Gesicht; und was meine Augen nicht sahen, gaben, nachdem einmal das Eis gebrochen war, seine Briefe und Gespräche an die Hand.

Mein Freund war von jenem guten, aber selten glücklichen Schlag, der hängen bleibt, wo er sich einmal angehäkelt hat, ohne Fähigkeit sich wieder loszureißen. Er war treu von Natur und eigensinnig von Natur, — ein ächter Schonländer, ein Sohn des Nebel- und Sturmlands; diese angeborene Treue und dieser angeborene Eigensinn schmolzen in seinem Gemüth in eins und mußten im Verein mit der Tiefe seines Charakters und seiner Gefühle natürlich bewirken, daß die Neigung, die er einmal faßte, sein ganzes Wesen gefangen nahm und die ganze Perspektive seiner langen Zukunft beherrschte. Das junge Mädchen wurde für ihn das einzige Weib — alle anderen waren nicht vorhanden; und wenn er in sein bevorstehendes Dasein hinausdachte, sah er sich selbst nur wie ein Anhängsel an diesem Weibe, ohne das er kein selbständiges Leben besaß.

Ich erinnere mich noch eines Briefes, den ich eines Tages von ihm empfing. Er schilderte seine Rückreise von



Rudolf Maison.

der Universitätsstadt, wo wir beide studirten, nach seinem Heimort, seinem und ihrem Heimort. Es war zeitig an einem Morgen im Vorfrühling; er war auf einmal von einem unwiderstehlichen Widerwillen gegen die Stadt und was zu ihr gehörte, ergriffen worden, gegen die Straßen, die Kameraden, das Büffeln am Tage, das Schwärmen in der Nacht; und eine ebenso unwiderstehliche Sehnsucht erfaßte ihn nach dem Lande, nach der grünen Ebene am Meer, nach dem Heimatsdorfe mit dem weißen Höfen. Er mußte fort von dem einen und hin zu dem andern, zu dem andern, über dem ihr Geist schwebte. Er setzte sich auf den Morgenzug und nach ein paar Stunden stieg er an der kleinen Station, eine Stunde von seinem Väterhof ab. Und dann schilderte er mir im Briefe seine Wanderung, die Wanderung eines verliebten jungen Mannes nach seinem Heim, dem Heim seiner Liebe, — eine Wanderung durch den Wald, der in derselben Nacht ausgeschlagen war, zur Ebene hinab, dem Meer zu. Und in dieser Schilderung etwas so unbestimmbar und unbegreifbar Feines, die Stimmung gerade eines solchen frühen Frühlingsmorgens in einem eben ausgeschlagenen Buchenwald mit seinem Grün, das mehr Farbenton als Körper ist, etwas zugleich Reines und Verletzliches, Kühles und Innerliches, etwas Zitterndes, fast jungfräulich Verschämtes und feiertäglich Stilles, — ein Gefühl von solcher Innerlichkeit, daß die Worte sich ihm versagten, und von solcher Tiefe, daß nur Blicke es ausdrücken könnten, — ein Glück, das jene hohe Grenze erreicht hat, wo es Beklemmung wird, und eine Zärtlichkeit von solcher Fülle, daß eine ratlose Unruhe wohin mit ihr? in ihr zittert.

So war die Liebe meines Freundes. Viel Ueberspannung, viel Idealisirung, aber die ist in jeder echten Liebe eines Mannes für ein Weib. Und doch kein Traum, doch eine Liebe für dieses eine bestimmte Weib, das er aus- und inwendig kannte, am Werktag wie am Festtag, zu Hause und draußen, bei Arbeit und Vergnügen, durch einen langen vertrauten Ver-

kehr seit vielen Jahren, das er in allen Betrachtungen und Lebenslagen gesehen, in günstigen und ungünstigen, und deren Kanten und Flecken sich auch durch den Opferrauch seines Kultus bemerkbar machen mußten, wie dicht er auch gewesen sein mochte. Er liebte das Mädchen, nicht als das Ideal, das er von ihr gemacht, sondern er liebte sie gerade wie sie war und eben weil sie so war.

Es wurde keine glückliche Liebe. Mein Freund war, neben allem, was er sonst war, einer von jenen stillen und im Verkehr etwas verlegenen Männern, die unbedeutend scheinen, weil sie zu wählerisch sind, die den Meisten uninteressant vorkommen gerade wegen ihrer Tiefe und Vornehmheit, welche sie verhindert, alltägliche Redensarten zu schwätzen und sich vorzudrängen, die aus übertriebener Feinfühligkeit mit dem zurückhalten, was das Beste an ihnen ist, mit der Grazie ihrer Seele und der entschiedenen Delikatesse ihres Geschmacks. Solche Männer wirken in der Regel am wenigsten auf die Frauen; für die activer angelegte weibliche Natur sind sie ausschließlich „die Verlegenen". Und eines schönen Tages erhielt mein Freund für ihn und andere sehr unverhofft eine kühle Absage auf seine oft ermutigte und endlich vorgebrachte Werbung.

Und auf einmal stand er und wahrscheinlich ganz unvorbereitet vor einer Mauer, die nirgendwo einen Spalt bot, durch die er sich zu ihr und dem Leben durchzwingen konnte. Er versuchte auch nichts dergleichen, und nun kamen lange graue Jahre für ihn, während welcher er sich mit der schweren düstern Insichgekehrtheit, die seine Natur war, in Resignation hineingrub. Er blieb an seiner Liebe hängen, obgleich ohne Hoffnung. Nicht einmal der Umstand, daß das Mädchen sich bald darauf mit einem Mann verlobte, der gar keinen Vorzug vor ihm hatte, auch nicht im Aeußeren, der ihr aber zu bieten hatte, was er nicht sofort vermochte, einen eingerichteten Hausstand und eine sichere Zukunft, nicht einmal der Umstand, daß sie sich also nur gut verheiraten

wollte, solange sie noch alle Chancen beisammen hatte, vermochte ihn aus der Apathie aufzuschütteln, in die er mehr und mehr versank. Er blieb hängen wie das Medium am leuchtenden Punkt, am Auge oder dem Prisma des Magnetiseurs; seine Liebe war seine fixe Idee geworden, nachdem sie das Alles verschlingende Gefühl in ihm gewesen war. Und als er endlich aus seinem magnetischen Schlaf erwachte, war es aus mit seiner Jugend, mit jener Jugend, die in Schiffbruch und Kampf und immer neuen Rettungsfeiern verlebt wird.

Unsere Wege hatten sich getrennt, und einige Jahre vergingen, ohne daß wir viel von einander sahen oder hörten. Endlich kamen wir wieder zusammen, und mein Freund erzählte mir das letzte Stadium und plötzliche Ende seiner Jugendliebe, erzählte mir, wie sie in das Gegenteil umgeschlagen war, während wir an einem Herbstnachmittag zusammen über unsere Felder gingen, die blaßgelb in der Herbstsonne dalagen. Es leuchtete fast auf in seinem Gesicht während des Berichts, eine Helle, die nicht die des Glücks, auch nicht die der Gleichgültigkeit war, sondern ein bleicher Schimmer wie Herbstsonnenschein über nackten Feldern, ein ödes, sanft sarkastisches Lächeln.

Eines Tages im Mitsommer des vergangenen Jahrs war er mit ihr auf einem Waldausflug zusammengetroffen wie viele male vorher. An einem bestimmten Tage pflegte sich die ganze Gegend, Hofbesitzer mit ihren Frauen und Töchtern, Studenten und Honoratioren, in einem bestimmten Walde zu versammeln, um da zu tanzen, Spiele zu spielen, und Bekannte zu treffen. Diese Waldausflüge mit ihren melancholisch hellen Heimfahrten in den stillen mondscheinlichten Mitsommernächten schlossen den eigentlichen Rausch seiner Erinnerungen ein; und das brennende, nagende Bewußtsein, daß sie unwiderruflich für ihn verloren sei und nie sein werden könne, stand nie so greifbar hart und wirklich vor ihm, wie gerade bei diesen Begegnungen im Walde

Er war mit der Eisenbahn aus der Stadt gekommen; sein spähendes, krankhaft scharfsichtiges Auge gewahrte sie schon vom Coupéfenster mitten im bunten Gewimmel von Wagen, Pferden und Menschen. Er fühlte, daß die unleidliche Qual wieder von neuem anfing und bereitete sich darauf vor, sich in das Unvermeidliche zu fügen und die ganze Skala wunder Empfindungen sich abspielen zu lassen. Sie begegneten einander, grüßten einander und unterhielten sich mit einander. Sie hatte dieselbe stille Herzlichkeit, das schmeichelnd Sanfte wie früher; man sprach angelegen über unbedeutende Dinge, und alles war unverändert. Sie lachte auf einmal auf — sie lachte selten — und dabei bemerkte er, daß ein Vorderzahn in ihrer unteren Zahnreihe einen grünen Fleck hatte. Und damit war die Verwandlung geschehen.

Im selben Augenblick fühlte er sich frei, unbedingt, plötzlich. Der Alpdruck, der ihn jahrelang geritten, und den er mit keinen Vernunftgründen und keiner Willensanstrengung abzuschütteln vermocht, die Verzauberung, von der er besessen gewesen, fielen von ihm ab. Er strich sich mit der Hand über die Augen, als erwache er aus einem langen Schlaf, er starrte die junge Frau, die vor ihm stand, an, als wäre er nicht sicher ob sie dieselbe sei, die sie war und sein mußte. Für ihn war sie eine Andere. Sie sprach. Ihre Stimme klang ihm plötzlich, als hätte er sie nie gehört. Er flüsterte lautlos vor sich hin ihren Namen, es war ein Klang ohne Sinn und ohne Wirkung, der keine Erinnerung in ihm erweckte und keine Person ihm vor Augen brachte. Und die Umwandlung in seinem Innern ging weiter; es war, als schöbe Schicht auf Schicht in seinem Unbewußten sich nach oben, die früheren Bewußtseinsablagerungen verdrängend und selbst deren Stelle einnehmend. Und der kleine grüne Fleck fing an sich zu vervielfältigen, und er sah Aehnliches überall an ihr, sah wie flach ihre Brust, wie krumm ihre Haltung war, sah die Welkheit in der Apfelblüthenfarbe ihres Gesichts, die Schlaffheit ihrer Gesichtsmuskeln, die Schwere ihres

Ganges, die Leere ihres Blicks. Seine ganze, große, alte, prachtvolle Liebe, die er so lange, erst als Glück, dann als bittersten Kummer getragen — sie fiel auf einmal von ihm ab wie ein verschlissenes Kleid, wie ein Bündel Lumpen. Er war frei — frei. Und aus der einst so frischen dann verwelkten, aber immer schönen Blume seiner Sommerliebe kroch eine Raupe hervor — er machte eine Bewegung, als kröche sie ihm über die Hand und er schüttle sie ab. Ihm war zu Mut wie Einem, der, seiner selbst nicht achtend, für ein herrliches Ideal gelitten und sich verblutet, und plötzlich erfährt, daß dies Ideal längst zu einer leeren Redensart geworden sei.

* * *

Ich könnte noch viele Fälle solcher geheimnisvoller Umschläge anführen. Ich glaube nicht, daß sie Ausnahmefälle sind, ich möchte sie vielmehr als typische Beispiele für den Auflösungsprozeß einer Liebe betrachten. Und wie eine Liebe sich auflöst, so entsteht sie auch. Wenn auf irgend einem Gebiete unseres Lebens der Satz: kleine Ursachen, große Wirkungen, Geltung hat, so ist es hier. Die Eindrücke, die Regungen, die Schwingungen, die das erste Glied im Werden und das erste Glied im Vergehen einer Liebe bilden, sind so minim, daß sie nicht im Augenblicke ihres Auftauchens sichtbar werden und sich später nicht konstatieren lassen. Sie sind etwas Wachsendes, etwas Wogendes, so tief auf dem Grunde der menschlichen Natur, daß auch nicht einmal die schwächste Wirkung davon an die Oberfläche des Bewußtseins hinauf gelangt. Sie sind ja im Grunde nichts anderes als die verborgenen, der Persönlichkeit innewohnenden Sym- und Antipathien, die durch äußere Veranlassung aus ihrer Gebundenheit und ihrem Schlummer gelöst werden; und diese äußeren Veranlassungen sind in der Regel so minim, und — vor allem — sie liegen so fern von den Regionen ab, die der Liebe gehören, daß es gar keinem einfällt, am wenigsten der selbst in Frage stehenden Person, irgend einen Zusammen-

hang zwischen einer so kleinen Ursache und einer so großen Wirkung zu finden, zwischen gerade dieser Ursache und dieser Wirkung, die so wesensgegensätzlich wie möglich sind.

Natürlich war es nicht der grüne Fleck auf dem Zahn, der meines Freundes frische Liebe in einem Augenblick verwelken ließ; vor diesem verhängnisvollen Augenblick ging eine lange Entwicklung her, die sich unsichtbar unter der Schwelle des Bewußtseins abspann; die Metamorphose wurde nicht durch die Eindrücke jener letzten Begegnung hervorgerufen, sie trat nur dadurch ins Bewußtsein und fand damit ihren Abschluß. Indessen gibt es auch Fälle, wo die Umwandlung in größerer Tiefe vor sich geht, als hier geschah, wo sie sich nicht blos im Unbewußten des Menschen, sondern in seiner selbinnersten Physis vollzieht; und in solchen Fällen ist es eigentlich erst, wo die Liebe zur Sphinx und zum Rätsel wird, in ihrem Entstehen, ihrem Verlauf und ihrem Abschluß. Wie kann z. B. die Liebe eines jungen Mädchens für einen jungen Mann plötzlich in unbezwingliche Abneigung übergehen, blos weil das Mädchen, als der Verlobte es seinem Vater vorstellte, dem er sehr glich, vor dem Gesicht des Vaters einen unerklärlichen Abscheu faßte? Oder warum verwandelte sich eine andere Liebe plötzlich ins Gegenteil, weil der junge Mann bei einer Gerichtssitzung eine Kindsmörderin zu vernehmen hatte, deren Züge eine äußere Ähnlichkeit mit denen seiner Braut hatten, eine Ähnlichkeit, die sich seitdem jedesmal wie ein zweites Gesicht neben das Antlitz derselben schob und ihm das ganze Verhältnis so verleidete, daß er mit der Geliebten brach.

Es werden das Jahr durch soviele Bücher über Liebe geschrieben, sie ist das Thema aller Dichtungen, sie ist neuerdings auch — und nicht blos in Paul Bourgets „Physiologie de l'amour moderne" — ein Gegenstand der kritischen Untersuchung. Aber sieht man näher zu: wie überraschend klein ist die Ausbeute, wie gering die Einsicht in ihr wirkliches Wesen! Mir scheint es wenigstens so. Wir haben un-

beschreiblich vorzügliche Schilderungen der Liebe in ihrem äußeren Verlauf und der sichtbaren Beziehungen der Liebenden zu einander, aber in das Geheimnis ihres Ursprungs und ihres Verlöschens, in die unendlich kleinen Zufälligkeiten, aus denen sie entspringt, durch die sie wächst, an denen sie sich erhält und an denen sie stirbt, sind wenige eingedrungen. Die Einen simplifizieren sich die Liebe zum Bedürfnis, die Andern veroberflächlichen sie sich zum Gefühl, man läßt auch Prinzipien und Theorien mit hineinspielen, man bringt das ganze Außenwerk umständlich bei, die äußern Phasen, das soziale und psychologische Milieu, die Umgebungen des Liebesverhältnisses außer und in den Personen; aber wo, um beispielsweise nur die Größten zu erwähnen, wo, bei Zola und Ibsen, finden wir die Liebe selbst geschildert, die individuelle Liebe in diesem ihrem psycho-physiologischen Wesen, in dem sie eins ist mit der Individualität, selbstbestimmt wie sie in ihren Sym- und Antipathien, ihrer Art und Physiognomie, ihrem Geruch und ihrer Farbe, ihrer Weise zu wachsen, sich zu formen und zu leben, sich organisch aus sich selbst entwickelnd wie die Individualität, Materie wie sie, Seele wie sie, und wie sie Naturgrund, mit schwarzen sowohl, wie mit weißen Blumen?



Karl Henckell.
(Zürich.)

## Bettler.

Blüten, Früchte, Füll' und Farben,
Überfluß der reichen Saat,
Schnitterinnen, eure Garben,
Wie sie wogend mich umwarben,
Als ich Reicher euch genaht!

Meine schönen Schnitterinnen,
Sonnumleuchtet, blaubekränzt,
Trieb für ewig euch von hinnen
Mit dem Riesentroß von Spinnen
Das verheerende Gespenst?

Wüst und leer, wo eure Garben
Üppig sich gewölbt im Rund —
Blüten, Früchte, Füll' und Farben,
Meine reichen Welten starben . . .
Sterbend zuckt des Bettlers Mund.




Karl Henckell.

## Tote Stunden.

Das sind die toten Stunden,
Die seine Seele lebt,
In denen unempfunden
Die Welt an ihm vorüberschwebt.

Mit schleiergrauen Blicken,
In fruchtlos träger Ruh
Sieht er des grünen Tuchs Geschicken,
Der Billardkugel dumpfhindämmernd zu . . .

## Zwischensommer.

Ich habe den Sommer genossen
In selbstgenügsamer Ruh,
Den roten Vorhang geschlossen,
Drängte die Sonne sich zu.

Nur schüchtern spielten die Strahlen
Zum blinkenden Ofenring,
Auf rosaroten Sandalen
Die Sonne durchs Zimmer ging.

So lag ich in stillender Kühle,
So lag ich in reifender Rast
Auf golddurchwobenem Pfühle
Und habe mich selber erfaßt.

Ich habe gelauscht und getrunken
Meiner Jugend wirbelnden Gischt,
Da ist es in schäumenden Funken
Noch einmal emporgezischt.

All mein verwegenes Wollen,
All mein messianischer Mut . . .
Rollen hört' ich und grollen
Die glühende Willensflut . . .

Ich habe den Sommer genossen
In selbstgenügsamer Ruh,
Den roten Vorhang geschlossen,
Drängte die Sonne sich zu.

Nun schüttet krystallene Bläue
Der Herbst in mein off'nes Gemach.
Schwebend in eigner Treue
Schau ich der sinkenden Sonne nach.

## Über Gräbern.

(Frei nach einem Bilde.)

Wo die steilen Pappeln ragen
Über Gräbern todesgroß,
Wo die welken Kränze klagen
Um ein schnellverblühend Loos . . .

Wo an grauen Felsenwänden
Sich wie Spinnweb netzt der Stein,
Und mit weiten Schattenhänden
Sich Gestalten aschfahl reih'n . . .

Steht ein Mönch in schwarzem Kleide,
Zündet zitternd dann und wann
Auf dem Thron von roter Seide
Weiße Kerzen lächelnd an . . .

## Sei nur robust!

Sei nur robust! Wie du dich stellst,
Steh fest und lach der Spießer,
Die dich zertreten, wenn du fällst,
Die edeln Kannegießer.

Denn hassen, hassen muß der Wicht,
Der ein beschränkter Tropf ist,
Das überlegene Gedicht
Deß, der ein freier Kopf ist,

Drum sei robust und wappne dich,
Mit einer Haut von Eisen!
Wenn du gesiegt — o sicherlich!
Sie werden dich noch preisen.

## Silvesterlied.

Ich hebe mein Champagnerglas —
Wie golden schäumt und schimmert das!
Mit grüßendem Begehr.

Ich bring' es uns'rer Freiheit Tag,
Daß sie in Blüten kommen mag
Mit lichtumlohtem Speer.

Ich trink' es auf der Stunde Gunst
Daß uns die Kunst, die edle Kunst
Mit leisem Zauber feit;

Daß sich, wen Not und Sorge drückt,
Aufatmend regt, wer tiefgebückt
Im harten Joch der Zeit.

Ich leer' es uns'rer Liebe Huld
Mit sehnsuchtschwerer Ungeduld,
Daß, Immergrün im Haar,

Sie treu uns führe Hand in Hand
Durch unsrer Wünsche Frühlingsland
Zum lodernden Altar;

Wo Seele sich in Seele senkt,
Wo von Jasmindust mild getränkt
Dein Haupt sich kraftvoll neigt,

Indes ein freies Hochzeitslied
Aus Kampf und Flammen ins Gebiet
Der blauen Lichtwelt steigt.

## Der Sonne entgegen!

Der Sonne entgegen
In Liebesgluten
Wandr' ich . . . o Wonne,
Wer mäße dein Maß!
Von Reif bepudert
Prangen die Wälder,
Die Berge grüßen
Das blendende Licht.
Vor Eiseskälte
Knirschen die Schritte,
Der Hauch des Mundes
Ballt sich zu Dampf . . .
Ich trage Feuer
In meinem Herzen,
Mich hat die Liebe,
Das rasche Kind.
Sie schürt die Flamme
Mit hastigen Händen,
Die Kohlen knistern,
Der Wohlduft quillt . . .
Der Sonne entgegen
In Liebesgluten
Wandr' ich . . . o Wonne,
Wer mäße dein Maß!

Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

## Sphinxgeburt.

Auf dem Meeresgrunde, da träumte das Nixenweib,
Die Wellen spülten um ihren weißen, schimmernden Leib,
Und rauschten und raunten geheimnisvoll,
Wie wenn es aus tigerfleckigen Muscheln quoll;
Ein Murmeln der Träumenden leis und bang
In die perlengeschmückten Ohren drang . . .
Da hob sie lauschend den Kopf empor,
Mit offenem Munde und horchendem Ohr,
Doch wie sie auch spähte scharf in die Flut,
Sie sah nur der Fische lautlose Brut,
Seesterne und Farren, Korallen wie Blut,
Nur stolze Algen mit roten Zweigen
Plätschern und auf- und niedersteigen,
Veilchenfarb' zitternde Blütentangen,
Die lüstern um ihre Brüste gehangen . . .
Da lachte sie unmutsvoll,
Daß es gedämpft durchs Wasser scholl,
Und warf sich wieder auf schlanken Rücken,
Und griff nach Perlen, den Hals zu schmücken,
Und lachend griff sie nach grünen Krystallen,

Und lachend zerdrückte sie milchweiße Quallen
Und lachend zerbrach sie die roten Korallen
Und warf sie den glotzenden Fischen hin,
Und glitt durch die Wellen mit schläfrigem Sinn. . .

* * *

. . . Und wie sie griff nach grünen Krystallen,
Und wie sie zerdrückte die milchweißen Quallen,
Und wie sie zerbrach die roten Korallen,
Da rauschte wieder das leise Rauschen,
Das Wellenmurmeln, das Wogenbauschen,
Und stärker wurde das Murmeln und Raunen! —
In bangem Erstaunen
Läßt sie die Perlen und roten Korallen
In die Woge fallen,
Um zu lauschen. . . .

Auch schaut sie in die Meerflut über sich,
Die einem klaren Riesenbergkrystalle glich,
Da sieht sie durch das helle Meeresgrün
Pfeilschnell einen Schatten ziehn,
Der immer tiefer und tiefer dringt
Und schwer zu ihren Füßen sinkt.
Silberne Bläschen drängen perlend nach oben,
Unruhig murmeln die Wellen und toben
Und spülen um den toten Leib,
Der lag vor dem jungen Nixenweib. —

Angstvoll schaut sie im grünlich zitternden Licht
Des Toten Angesicht;
Das starrte mit Augen, seltsam-offen,
Als hätt' ihn ein großes Wunder getroffen. . .
Ein Staunen ging durch das stille Meer
Vom Toten zur Nixe hin und her,



Rudolf Maison: „Der Eselreiter"

Und strich die Wellen glatt und eben;
Nun lagen sie regungslos, ohne Leben.
Noch ein Atmen, tief und schwer,
Und es schlief das weite, schweigende Meer. . . .

* * *

Aus off'nen verglasten Augen,
Aus denen das Rätsel rann,
Da wollte sie Kunde saugen,
Kunde vom bleichen Mann.

Vom Haupt die Korallen lohten
Blutrot auf den bleichen Mann,
So saß sie zu Häupten dem Toten
Und sann erschrocken und . . . sann . . .

* * *

Mit Steinen und Edelkorallen
Will sie dem Toten gefallen.
Der Tote schweigt und schweigt.

Perlmuschel und stolze Tangen
Hat sie für ihn gefangen.
Der Tote schweigt und schweigt.

Seerosen und Anemonen
Pflückt sie, mit Purpurkronen.
Der Tote schweigt und schweigt.

Da drückt sie in bangem Gelüste
Sein Haupt an die runden Brüste.
Der Tote schweigt und schweigt.

Da klagt sie Tag und Tage, —
Lautlos verklingt ihre Frage.
Der Tote schweigt und schweigt. . .

* * *

In den kühlen Meereswogen
Lag sie still und träumeschwer;
Und die Sehnsucht kam gezogen
Durch das dunkelgrüne Meer.

Ihre großen Träumeraugen,
Blickten müde in die Flut.
Ach, das Spiel will nicht mehr taugen:
Muscheln, Perlen, Korallenblut.

Achtlos, wenn von Purpurtangen
Gold auf ihre Brüste rann,
Hielt ein Traum sie weich umfangen,
Traum von einem bleichen Mann.

Achtlos, wenn das Meergewimmel
Sie liebkosend überfällt,
Träumte sie vom blauen Himmel.
Einer andern Wunderwelt...

* * *

...Und langsam hob sich auf die warme blaue Flut,
Die Sonne lag auf den Wassern in goldner blitzender Glut,
Ein Haupt und ein Nacken, schimmernd und rund,
Und ein Arm und ein schwellendes Brüstepaar
Taucht aus des Meeres schweigsamen Grund; —
Mit Algen und Tangen im grünlichen Haar
Hob sich ein lächelndes Angesicht,
In das trunken sich wiegende Sonnenlicht;
An der blütenweißen, feuchten Brust
Blitzten Perlen in zitternder Lust.
Mit leuchtendem Leibe, wogend und rund
Und dem Staunen aus offenem lachenden Mund,
So tauchte sie auf aus der blauen Flut....

. . . Und wie sie sich wandte um,
Da ward sie bleich und stumm,
Das Lachen fror auf den Lippen ein,
Die Perlen verloren den blitzenden Schein.
Und ein Schrei, der weit über's Meer erscholl,
Aus ihrem totwunden Herzen quoll.

Entsetzensvoll will sie rückwärts gehn;
Sie hatte dem Leben ins Antlitz gesehn! —
Doch wie sie die weißen Arme regt,
Den schimmernden weichen Leib bewegt,
Da fühlt sie die Arme müd und schwer,
Als wenn sie Erz und Felsen wär.
Regungslos liegt mit steinernem Leib
Und stieren Augen das Nixenweib.

Die Meerflut weicht und weicht zurück,
Ihr graut vor ihrem bangen Geschick;
Die Wellen rollen, um fortzufliehn,
Nachdem sie die Steinerne ausgespien.

. . . Still liegt sie da, die Sphinx aus Stein,
Und starrt in das ewige Leben hinein.
So ruht sie seit dunklen Ewigkeiten,
Den Blick entsetzensvoll gebannt
Mit schauerlichem Schweigen über den weiten
Regungslos dämmernden Wüstensand . . . .

Richard Schaukal.
(Brünn.)

## Blut.

Über den blauen Höhen
Schwimmt ein leuchtendes Rot:
Blutlachen, die verwehen.
Denn die Sonne ist todt.

Der Mond ließ sie erschlagen
Von Wolken, die sie gehaßt,
Die sie einst hochgetragen
Von goldenem Arm umfaßt.

Sie hat die schwarzen Verräter
Scheidend glanzüberstrahlt,
Mit ihrem Blute der Thäter
Hat sich sein Antlitz bemalt.

## Plein-air.

Lilaglocken auf moosigem Steingeranke
Und darüber verzitternde Kiefernzweige.
Vorne der Hund der rosaohrige, schlanke,
Blinzelnd hinüberblickend zur Sonnenneige.
Vogelzwitschern vereint zu preisendem Sommerdanke.
Und ein Wipfelrieseln und Stengelgegeige.
Hinten verblaut der Himmel, der abendblanke,
In die schwarzverwitterten Wolkensteige.

## Pierrot.

(Nach Verlaine.)

Das ist der alte Vollmondträumer nicht,
Der unsern Vätern durch die Thüre lachte.
Tot ist sein Witz, das Licht, das er uns brachte.
Heute schreckt uns sein Gespenst, so bleich und licht.

Im eis'gen Wind schwankt wie ein Leichenlinnen
Die weiße Bluse, wenn der Blitzstrahl schreit.
Sein Mund klafft wie zum Heulen ellenbreit,
Er klagt sein Leid: Die Würmer nagen drinnen.

Und wie ein Nachtgevögelflügelschlagen
Schwirren seine Ärmel, rufen fernehin.
Doch keine Antwort lockt sein närrisch Fragen.

Wenn aus den Augen auch ihm Phosphor blitzt,
Noch grauenvoller macht der Puder ihn
Um seine Nase, die der Tod schon spitzt.

## Aus Verlaines Buch der Weisheit.

Der Himmel ist über dem Dache
    So blau, so linde,
Ein Baum wiegt über dem Dache
    Seinen Wipfel im Winde.

Die Glocke im tiefblauen Raume
    Klingt zart und leise,
Ein Vogel singt oben im Baum
    Seine Klageweise.

Mein Gott, o mein Gott, dieses Leben
    Wie einfach fließt es.
Das friedliche Lärmen daneben
    Vom Städtchen grüßt es.

Was weinst du denn, armer Geselle,
    Bei Tag und bei Nacht.
Was hast du, sag, armer Geselle,
    Mit deiner Jugend gemacht?

Anton Lindner.

(Wien.)

## Mädchendefiliermarsch.

Ein fester Tritt, ein Lieutenantstritt,
Ein bauernmädelbreiter Schritt —
Der Boden ächzt und keucht und stöhnt,
Das Fensterscheibenglas erdröhnt . . .
Eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei —
So defiliert sie fesch vorbei.
Die Backen drall und rot wie Blut,
(Die Kleine ist mir wirklich gut!)
Ein Grübchen links, ein Grübchen rechts;
Ein Kuß, so denkt sie, ist nichts Schlecht's!
So spitzt sie denn den Kirschenmund,
Stürzt auf mich zu und — — „bleib gesund!"
Dann wieder hurtig eingereiht;
Das Hauptmannmädel flucht und schreit;
Noch einen Gruß, noch einen Blick,
Noch einmal sieht sie scheu zurück, —
Dann vorwärts marsch! und nicht gemuckt!
Und Carcerpillen fromm geschluckt!
Das blonde Haar frohlockt im Wind,
Sie läßt es lächelnd gern geschehn,
Oft läßt sie ihre Zähne sehn . . .
Sie weiß, daß sie ein hübsches Kind.

Eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei —
So geht sie stramm in Glied und Reih.
Die Augen frühlingshimmelblau,
Darin ein winzig Perlchen Thau
Und eine buntbeflaggte Welt,
Die Hüften lebenslustgeschwellt,
Der Nacken rund und sonnverbrannt,
Und klein und dick die braune Hand,
Die Arme nackt und muskelstark,
Die Schenkel voller Glut und Mark,
Das Mieder aus geblümtem Sammt,
Der, wie sie prahlt, aus Indien stammt.

Der Faltenrock flaggt bänderschwer
Im Winde hin, im Winde her.
Ein steifer Unterrock lugt vor . .
Sie siehts . . wird rot . . bis an das Ohr . .
Geht lammfromm dann in Schritt und Tritt,
(In ihrem Herzen hüpf' ich mit)
Lacht neckisch Perlen, exerziert,
Lacht nochmals, nickt und — salutiert!
Und blickt nach mir recht ungeniert . .
Die Blonde, die Blonde . . —

Da ward mir just ein wenig bang;
Doch währte dies nicht gar so lang,
Denn eben kam, gezwängt, gedrängt,
Im müden Schritt, das Haupt gesenkt,
Die Wangen schamrot angeglüht;
Sultaninüppig aufgeblüht;
Die Augen lackschuhspiegelschwarz,
Die Locken wie aus Cedernharz, —
Die Schwarze schüchtern anmaschiert.
Wer weiß was sie hierhergeführt?
Das Röckchen gelb und kurz und glatt,

D'rauf flimmert Flitter silbermatt;
Die Strümpfe schwarz, die Waden voll,
Wie Weichholz das im Regen schwoll;
Sandalen roth und goldgestickt; —
Was wohl die Kleine heut' bedrückt?
Da schritt sie, zimperlich im Gang;
Weiß Gott, ihr war so sehnsuchtsbang . .
Ihr Herzchen pochte männerwild,
Ihr Herzchen trug ein glühend Bild,
Ein Bild von tropisch-heißer Glut,
Von wildphantastisch-tollem Blut,
Von Palmenwäldern, Piniensang,
Der scheu durch Blätterlippen klang,
Von sonnenklarem Himmelsblau;
Doch hier, . . hier war es kalt und rauh — —
Um ihre Lider wob ein Traum . .
. . Da war der Busch und da der Baum.
. . Und da lag sie und dort lag er,
. . Und Erdbeerbündel um sie her.
. . Und da ihr Hut mit rotem Band,
. . Aus gelbem Stroh und Blütenschmuck;
. . Nun nahm er ihre heiße Hand . .
. . Und dann im Dunkeln . . . Geisterspuk — —
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Die Lider schloß sie, ging und ging —
Das Hauptmannmädel schalt das Ding,
Das närrisch Takt und Schritt verfehlt,
Und, wenn schon blöd, nicht 'mal gezählt!
Da zählte sie . . eins-zwei . . eins-zwei . .
Eins-zwei . . eins-zwei . . eins-zwei . . macht drei . .
Sie wankte, . . fiel — — man lacht sie aus;
Da klingt aus fernem Palmenhaus
Zu ihr die welke Melodie:
„. . Und da lag er . . und da lag sie . ."
„Auf! auf!!" — man schreit, packt sie am Arm,

„Na, auf!“ — man bläst und paukt Alarm,
Und zerrt sie auf, reißt sie empor,
Und alle kichern rings im Chor,
Das Hauptmannsmädel schilt sie „dumm!“ —

Dann wieder: eins-zwei —, bum — bum — bum —,
Bum — bum —, eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei
Sie folgt — — ihr ist es einerlei . .
Die Wangen fahl . . dann schamdurchglüht;
Sultaninüppig aufgeblüht;
Die Augen lackschuhspiegelschwarz,
Der Locken Glanz wie Cedernharz;
Und wieder zimperlich im Gang . .
Weiß Gott . . ihr war so sehnsuchtsbang . .
Und wieder müd' gesenkt das Haupt,
Durchfröstelt, lichtscheu, kahl entlaubt,
Und aus den Augen greis, gebückt,
Ein frostig Winterseelchen blickt,
Und singt die Frühlingsmelodie:
„. . Und da lag er . . und da lag sie . .
Die Schwarze, die Schwarze“ — —

Potz Blitz!! Da kommt ein toller Schwarm!
Zwölf Mädel sind es Arm in Arm;
In bunten Röcken, keck und drall
Und siegsbewußt, — — das ganze All,
Die Welt und Hecken, Busch und Flur,
Die farbenbunte Prachtnatur,
Die nixenkranke Grottenkluft,
Die backenrote Würzeluft,
Das thaugetränkte Glitzergras
Und das und dies und dies und das
Gehöre ihnen — sangen sie . . . . .
Zur Hölle, Palmenmelodie!
Ich schließe mich den Drallen an!

Mir scheint, — ich bin ein Mädelmann!
Ein Mädelmann! ein Mädelmann!
Was geh'n mich Stadtgewächse an!?
Die kranke, nervenmüde Brut,
Das bleiche, rosenbleiche Blut!? . . . —

Weiß nicht, ob ich von Grund aus so,
Von Grund aus drallverliebt und froh . .
Ob nicht zur Zeit in meinem Hirn
Der kränklich bleiche Wurm gewühlt
Und meine tollgehetzte Stirn
Nur blasser Farbenthau gekühlt . .

Oft griff mir Sehnsucht in mein Herz
Und Marterqual schien mir — ein Scherz.
Die Seele lachte manchen Stich;
Um Nächtlichfahles wand sie sich,
Um Marmor, den der Mondstrahl traf . .
Ein Ekel war mir Maulwurfsschlaf!
Zum Fenster ging ich, träumend-wach,
Und reckte mich zum Himmelsdach
In Silbersehnsucht frech empor . .
Und Töne klangen an mein Ohr,
Wie stummer welker Blütensang . .
Ich war gesund . . und war doch krank — —

Doch manchmal schreit es laut in mir
Nach weißen Zähnen, Backenrot,
Und jeder mondscheinbleichen Gier
Posaune ich urew'gen Tod!
Weiß nicht, ob ich von Grund aus so,
So drallverliebt und landluftfroh . . .

Halt!! Augen links und salutiert!
Und nicht so schnell vorbeimarschiert!

Zu Euch! zu Euch! ich schließ' mich an!
Kam'raden! bin ein Mädelmann!
Ein Mädelmann! ein Mädelmann!

Das Hauptmannmädel schreit: „voran!"
„Voran! und marsch! nicht umgeseh'n!"
„Und bleibt mir nicht, ihr Racker, steh'n!"
Und bum-bum — bum, — eins-zwei — eins-zwei —
Eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei —
Der Boden ächzt und keucht und stöhnt,
Das Fensterscheibenglas erdröhnt;
Noch einmal lacht der bunte Schwarm
Und pfeift und trällert Arm in Arm;
Und weiße Zähne, säbelblank,
Sie necken schelmisch den Gesang,
Der, brusterlöst, nach Freiheit lechzt — —
Dann bum-bum — bum. — Die Trommel ächzt.
Und wieder stramm: eins-zwei — eins-zwei —
In ödem blödem Einerlei. — — —
Noch einmal nicken Zwölf mir zu:
„Na, komm' do' mit! wo steckst d'nn du!?"
Dann seh' ich noch, wie Eine lacht . .
Eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei — eins-zwei —
Ich rüttle mich — . — und bin erwacht. .

## Cäsar Flaischlen.

(Berlin.)

### Jenseits der Straße!

„—: Glück?“

Es ist nur Schein und ist nur Phrase,
Drauf dünkelstolz der Alltag stelzt;
Das Beste liegt jenseits der Straße,
Da sich der große Haufe wälzt:

Jung und mit Leichtsinn nur zu finden,
Jenseits der Straße . . . im Versteck,
In quelldurchrauschten Rosengründen
Und üppig wildem Dorngeheck . . .

### Die Bucht der Abgeschiedenen.

Allerseelentag in der Bretagne.

(Zu dem Gemälde von Hermann Hendrich.)

So starrt es auf: granitne Mauern,
Vom Meer zerklüftet und zersägt,
Das rings ums Kap mit zornigen Schauern
Die wild gefräßige Brandung schlägt.

Wrack neben Wrack in schwarzer Tiefe,
Grab neben Grab im schlammigen Tang —
Und doch: als ob nicht Einer schliefe,
Von allen, die's hinunterschlang:

Stöhnt es empor voll Weh und Grauen:
Im weißen Gischt aus Schlucht und Schacht,
Und irrt's im düsteren Nebelbrauen
Qualvoll aufseufzend durch die Nacht; —
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
— —:

„„Der du sie schlugst mit Sturmeslohn
Der See zu Raub, dem Tod zu Frohn,
In deiner Himmel hohen Höhen
Erhör Allmächtiger unser Flehen!

Erbarm dich, Christus, lichtentstammt,
Erbarm dich ihrer, die verdammt,
Weil ohne Segen, unbegraben:
Nicht Heimat und nicht Ruh zu haben!

Durch unsere Stimmen flehen sie
Auf auch zu dir, Jungfrau Marie,
Ruf ihre Seelen von der Erde,
Daß ihnen Frieden, Frieden werde!

Unselig, ohne Trost und Lieb —
Erlös, erlöse sie und gib
Die Heimat ihnen, die verschönte,
Zu deinen Schemeln, Schmerzgekrönte!

Die du einst Mutter warst wie wir,
Bei deinem Sohn, o sprich dafür:
Er möge ihre Unstat enden
Und ihrer Qual Erlösung senden!““

## Laub am Boden.

„Einen ganzen Sommer lang Sonnenschein und blauen Himmel . . . —
Sei glücklich, glücklich gewesen zu sein!"
Jost Seyfried.

Laub am Boden, Laub am Boden,
Gelb und rot und braun,
Dorn und Hagebutt am Strauche,
Leere Nester im Zaun!

Sommerende — Spätoktober . . .
Glauben muß ich's nun doch:
Daß wir lange auseinander
Eh' Dezember es noch!

Sturm am Himmel — Schneegestöber . . .
Frost im Herzen und Hohn;
Daß es anders einst gewesen,
Du bereust ja es schon!

Laub am Boden, Laub am Boden,
Gelb und rot und braun;
Und der nächste Windstoß kehrt es
Lachend hinter den Zaun.

## Wilhelm Weigand.

(München-Bogenhausen.)

# Auf den Höhen.

Reines Glühen hält die Höh'n
Abendfeierlich umfangen,
Ob die Sonne, groß und schön,
Auch schon ganz hinabgegangen.

Bläulich seh ich fern den Rauch
Aus der Thale Dämmrung steigen.
Rings kein Atem, rings kein Hauch!
Namenloses tiefes Schweigen.

Unnennbare Sehnsucht will
In der Brust mir nimmer sterben,
Während rings die Höhen still
Sich in tiefe Nacht verfärben.



Rudolf Maison: „Der Neger"

## Im Dom der Heiligen Gudula zu Brüssel.

1.

Ein Sommerabend. Lärm und Staub und Schwüle.
Die Häuser glühn. — — Aus hastendem Gewimmel
Umfängt mich tief des Domes Dämmerkühle.
Gemach verglimmt der Abendpurpurhimmel.
Der Weihrauch duftet. — Fernen Lärms Verhallen. —
In Gold und Purpur blühn die Fensterscheiben,
Darauf der Heiligen Beterzüge wallen
Und selig niederschaun in irdisch Treiben.
Ein altes Weib mit welken, müden Lippen
Sitzt murmelnd in dem braunen Holzgestühle,
Das würmermorsch von ungezählten Sippen.
Doch mich ergreifen streitende Gefühle. — —

Mein Hirn ist dumpf und müd. Es will sich senken
Aus dieser Dämmerung leise Trauer nieder
Auf all mein Dichten, all mein schmerzlich Denken:
Wann lebt ein neuer Gott denn siegreich wieder?
Wann wird die neue Zeit sich Tempel bauen,
Der Erde froh im reinen Sonnenlichte,
Im Herzen Klarheit, Fülle, Glück, Vertrauen
Und Lust und Licht und lachende Gedichte?

2.

Das ewige Licht dort vor dem Hochaltare
Kämpft still mit dieses Dunkels dumpfen Schwingen
Und — zeigt die Nacht, die Alles will bezwingen. —
Die Glorie stirbt am letzten Fensterpaare.
Mein Auge trennt sich nicht von diesem Ringen
Mit düfteschweren schwülen Finsternissen.
Da — faßt es mich wie wilden Geistes Schwingen,
Das schwangere Dunkel ist entzweigerissen:

3.

Ein golden Dämmern über Land und Meer.
Die griechischen Inseln dunkeln aus den Wogen.
Die Wellen schauern schweigend. Drüber her
Kommt weicher Sternenfriedehauch gezogen.
Wie weiße Meeresbräute blühn am Strand
Errötend Marmorstädte. Von den Spitzen
Der Berge grüßt das abendliche Land
Das Licht noch einmal zu der Menschen Sitzen.
Der goldne Augenblick der Feierzeit
Des Tages, wenn im warmen, reifen Frieden
Die Sterne treten aus der Ewigkeit,
Sieghaft zu strahlen jedem Aug' hinieden!

Doch leis und leiser bleicht die Feierpracht.
Hier der Olymp steht öd in dunkler Trauer.
Mitleidig deckt ihn zu die alte Nacht,
Die alte Nacht voll wundersamer Schauer.
Nur dort ein matter, nachtumgrenzter Schein — —!
Auf Golgatha —! Das Schmerzensbild am Holze
Des Kreuzes ausgespannt in ewiger Pein,
Als Demutmahnung jungem Menschenstolze.
Doch horch —! Ein Schritt. Ein wegemüdes Weib
Hält vor dem altersmorschen Kreuzesstamme.
Ein licht Gewand umhüllt den magern Leib;
Aus ihrem Aug glüht eine düstre Flamme. — —
Ich kenne wohl die wankende Gestalt,
Die einstens prangte in der Weltlenzschöne,
Getrieben von sehnsüchtigster Gewalt,
Zu wandern in dem Reich der Menschensöhne:
„O Psyche, suchst du noch den teuern Gott,
Den schönsten Jüngling, unter Qual und Jammern,
Jahrtausend lang umgellt von Hohn und Spott,
Um an sein selig Herz dich anzuklammern?
Quält dich Erinnerung der Seligkeit

Der Sommernacht, voll Flüsterlaut der Quellen
Und Rosen in der Brandung leisem Schwellen
Und Rosen auf des Purpurlagers Pracht,
Wo glückesmüde Augen sich geschlossen
Und dein Gedanke, wie ein Kahn der Nacht,
Stieß durch des Sinnens Meer — von Glanz durchflossen?
Suchst du dein göttlich Glück —? Und führt dein Fuß
Dich immer wieder zu dem Schmerzensgotte —?
Du stehst entsetzt! Dein brennend Auge muß,
Muß schaun das Opfer haßvertierter Rotte:
Die blutbesprengten Schultern leuchten matt.
Der tiefste Schmerz in seines Hauptes Neigen.
Der Mund geheimnisvoll und schmerzenssatt.
Die Augen starrend in das ewige Schweigen —:
Doch horch —! Was kommt wie wilden Grimmes Laut,
Wie notentzücktes Opferlied gezogen,
Wie Beten, das dem Himmel nicht vertraut,
Wie stürmisch Glück, das nimmer noch getrogen?
Das goldne Schicksalslied vom Reich der Welt!
Es schwankt das Kreuz im grimmen Sturmesbranden. —
Es steht. Der stumme Friedestifter hält
Die Arme ausgespannt ob allen Landen. —

Das Weib entflieht. Und Golgatha sinkt sacht
In stimmenvolle, schreckensschwangre Nacht.

4.

O Menschensohn, ich lästerte dich nie,
Wie viele, die dem dumpfen Schicksal fluchen,
Das ihrer Seele Gier — und Ohnmacht lieh
Und heißen Drang, ein ewig Glück zu suchen. —
Der Schmerz ist tief. — Und ruhelos der Geist,
Dem sieghaft glühen neue Morgenröten,
Der deiner Liebe Fülle richtend preist
Und göttlich wird in hohen Schöpfernöten. — —

Mir winkt ein Traumgesicht: Soll nie der Welt
Erstrahlen deine himmlisch reine Güte
In schönen Menschen, — nie der junge Held
Im schönen Körper tragen dein Gemüte —?
Empor zu dir und — höher geht der Flug!
Die Freude adelt wie die tiefen Leiden.
Zum Glück wird schon der Menschheit Sehnsuchtszug
Und rein das klare, edele Bescheiden. —

Schon reift heran ein herrliches Geschlecht
Von männerstarken, lachensfrohen Erben,
Die neuen Menschen mit dem heilgen Recht
Auf alle Fülle, drum wir bitter werben.
Sie schreiten schön! Sie ziehn zur Frühlingspracht
Des Schmerzenshügels feierlich, voll Schweigen
Der Seligkeit, die aus den Augen lacht.
Vor deinem hohen Bilde sich zu neigen;
Am höchsten Feiertage der Natur
Dein Haupt zu kränzen mit den frischen Rosen
Und mild zu segnen deines Wandelns Spur,
Versöhnt mit dieser Erde dunkeln Losen.

## Während eines Gewitters.

Bei den bleichenden Blitzen
Des mählig verrauschenden Abendgewitters
Sah ich dich plötzlich, klar und deutlich,
Mein Jugendgespiele! —

Eintöniger Regen rauscht strömenden Segen.
Mit blauen, klaren, friedlichen Augen
Blickst du ins Grau des ziehenden Wetters
Von der Sandsteintreppe
Des alten Hauses.
Es riecht nach Rauch und Kräutern und Erde,
Betäubend würzig.
Zuweilen zankt ein Spatzenpärchen
In der Lindenkrone.
Was sinnt dein Blick —?
Soweit er taucht ins fegende Grau,
Ist alles dein Erbe von Väterzeiten.
Zu Ende die Ernte.
Die letzte Garbe ruht wohlgeborgen
In strotzender Scheune.
Und drüben am Hügel
Reift mählig drängend
Die purpurn und goldenbräunliche Fülle
Der Trauben zum leuchtenden
Wein deiner stillen Feiertage.
So stehst du mit markigen Gliedern auf der
Mittagshöhe gesättigten Lebens.
Nun klingen die klaren, heiteren Stimmen
Deiner Kinder herüber. —
Du — lächelst leise.

Und siehe, auch dieser dräuende Tag
Leuchtet noch einmal in spätem Glanze —
Von allen Zweigen tropft flüssiges Gold —
Ehe er reift
Zur glücklichen Nacht. — —

Auch ich, ich starre zur selben Stunde
In das leise sich rötende
Grau des verrauschenden Wetters.
Bist du gekommen
Siegreiches Ende,
Goldene, glühende Sonnenwende
Der unfruchtbaren, rastlosen Jugend — ?
Darf ich euch hoffen:
Leuchtende Tage und selige Nächte
Und schwellende Ernten
Des reifenden Geistes,
Daß herrlich die Brust
Der Welt ihre Fülle
Offenbare? — —

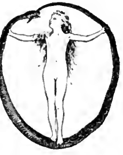
Schwermütiges Rauschen!
Mein Glück ist einsam. —
Auf ganzen Geschlechtern
Liegt drückende Öde
Und Unlust und Trauer.
Das Glück der Väter
Ward unersprießlich und schal und leer.
Und das Ernteglück der ringenden Völker
Lebt nur als Hoffnung
In Dichterworten
Und jungen Herzen
Der reifenden Zeit.

## Eva im Paradiese.

(Zu einer Radierung Max Klingers aus dem Cyklus „Eva und die Zukunft“.)

Eva träumt im jungen Paradiese.
Auf der blumenlichten Maienwiese
Sinnt die Jungfrau, deren Schönheitsblüte
Fruchtlos reift, mit grübelndem Gemüte: —

Übersättigt, goldenfarbig gleichen
Sich die Tage, die wie Bäche schleichen,
Stets des Himmels warme Bläue spiegelnd,
Stes des gleichen Friedens Glück besiegelnd.
Schauen —! Selig Schauen! Doch nicht Wissen! —
Wunderbar regt sichs in Finsternissen —
Unermessenes muß die Welt noch füllen,
Selig locken Zauberschleierhüllen.
Ist das Schmerz, was durch die leise Ahnung
Zuckt wie eines neuen Glückes Mahnung?
Unnennbares will ich fassen, schauen!
Nur nicht dieser Tage leeres Blauen.
Voll mein Sinn — —. Vorwonne süßer Feier
Zuckt durch meines Auges lichten Schleier,
Zuckt mir durch den Leib —! O nicht bezwingen
Kann ich dieser Brust unsäglich Ringen!
Wird mein Sinn mir hell mit einem Schlage?
Her die Frucht! Steigt auf, ihr neuen Tage!



Julius Schaumberger.
(München.)

## Brücken-Studie.

Ein schwüler Hochsommerabend. Schwer und dumpf und staubig die Luft. Gewitterträchtig.

Ich stehe auf der Brücke, die aus dem Englischen Garten hinüber nach Schwabing führt.

Umsonst, heute Kühlung im Grünen zu suchen.

Ich beuge mich über das Geländer. Über dem Wasser ist die Luft kühl bewegt.

Rechts, auf dem schmalen Parkweg, schleichen müde Spaziergänger. Ein träger Windhauch bringt von dort her betäubenden Jasminduft.

Links, auf der staubgrünen Wiese vor der spitztürmigen Kirche, hängen junge und alte Weiber, mit weißen und bunten Kopftücheln, feuchte Wäsche über langgespannte Stricke.

Buben mit hochgestülpten Hosen, Mädels mit hochgeschürzten Röckerln waten und plätschern im seichten Uferwasser.

Knechte führen ihre „Rösser" zur Schwemme. Mit über die Kniee gestülpten Hosen sitzen sie auf breiten Pferderücken; derb, breitspurig, die nackten Beine im Wasser.

Ein elegantes Tilbury, von einem schlanken Goldfuchsen gezogen, fährt langsam über die Brücke. Hinten ein steifer Groom, der über den juchtenledernen Polstersitz hinweg die Zügel führt.

Drüben am Ufer hält er und wartet. Offenbar auf seine „Herrschaft", die langsam über den Parkweg vom See her spaziert.

Eine Dame, sicher eine Aristokratin. Hochgewachsen, üppig schlank. Sie trägt ein crêmefarbenes Flanellkleid mit blaßviolettem Faltengürtel. Auf dem vollen, rotbraunen Haar wiegt sich federleicht ein Crême-Spitzenhütchen. Das violettseidene Sonnenschirmchen über die linke Schulter gelegt, mit dem Battist-Taschentuch sich Kühlung zufächelnd, flaniert sie langsam daher.

Neben ihr ein Herr, dessen Tochter sie sein könnte. Es wird aber wohl der Herr Gemahl sein. Klein und schmächtig, mühsam steil aufgerichtet, auf ein Bambusrohr sich stützend, trippelt er in Glanzlederschuhen steifbeinig neben seiner Dame her. Über einem glänzend schwarzen Salonrock trägt er einen modefarbenen Paletot. Trotz dieser nicht eben hochsommerlichen Bekleidung zeigt die aschfahle Blässe des vornehm glatten Gesichtes nicht das geringste Echauffement; nur schlaffe Müdigkeit.

Schweigend gehen sie neben einander. Jetzt betreten sie die Brücke. Die Baronin — Pardon, vielleicht müßte man sie sogar Gräfin titulieren — bleibt stehen, kaum drei Schritte neben mir, vor dem Geländer. Das Schauspiel scheint sie zu amüsieren.

„Voyez donc! C'est drôle ça. On se croirait à la campagne."

Der müde Baron nickt schweigsam. Der Aufenthalt ist ihm nicht angenehm.

Jetzt klingt ein scharfer, schwerer Hufschlag auf der gepflasterten Gasse, und nun stampft es den Weg zum Bach herab, in scharfem Trab. Auf dem schweren, laut schnaubenden Schweißfuchsen sitzt ein junger Knecht, ein stämmiger, blonder Bursch, blos mit einer blauen, hoch übers Knie gezogenen Zwilchhose und einem groben, über der Brust weit offenen Leinenhemd bekleidet. Stramm hält er den Gaul im Zügel,

elastisch wiegt sich sein breiter, kräftiger Oberkörper auf dem sattelfreien Pferderücken. Weiter gehts auf dem schmalen Weg, der sich im Bach verliert. Jetzt tauchen schon die Hufe in's Wasser; und ein kräftiger Schenkeldruck treibt das Tier in die Strömung; nun verliert es den Boden; es schwimmt, der raschen Strömung folgend, und das Wasser schlägt in heftigen Wellen über seinen Rücken.

„Eh, voyez donc! Was für ein prächtiger Bursche!“ ruft meine elegante Nachbarin, während „Roß und Reiter“ eben der Brücke sich nähern. Der Bursche scheint diesen Ausruf impulsiven Wohlgefallens gehört zu haben. Er schaut herauf und zeigt seine großen, weißen Zähne. Seine starken, muskulösen Schenkel pressen sich fest an den Leib des Pferdes, das nun mit seinem Reiter unter der Brücke verschwindet.

Die Baronin fühlt sich so sehr „à la campagne“, daß ihr, zum stillverbissenen Ärger des nervös an seinem Henri quatre zupfenden Barons, die Etikettenfrage gar keine Sorge bereitet. Hastig eilt sie über die Brücke, um unten den kühnen Reiter wieder hervortauchen zu sehen.

„Ah, comme c'est amusant! Comme c'est joli!

Der Baron erlaubt sich, daran zu erinnern, daß man doch um fünf bei Lutz im Hofgarten sein wollte. Man würde gewiß schon mit Ungeduld dort erwartet.

Die gnädige Frau trennt sich ungern. Es ist so interessant, zu beobachten, wie nun das zurückschwimmende Pferd mit der Strömung kämpft und die Schenkel des jungen Reiters förmlich mit dem Leib des Tieres zu verwachsen scheinen.

„Ah, ce joli garçon!“

Wohlgefällig lächelnd nickt sie ihm zu. Das darf sie doch. Sie steht ja so hoch über ihm.

„Allons donc!“

Während sie, gefolgt von dem armen Baron, an mir vorbeigeht, um das wartende Tilbury zu besteigen, glaube ich einen ganz leisen Seufzer zu vernehmen.

Oder war es doch eine Täuschung?

Hermine von Preuschen-Telmann.
(Rom.)

## Was wißt denn Ihr . . .

Was wißt denn Ihr von Leidenschaft,
Ihr zahmen Seelen,
Die Ihr von Lust und Liebe singt
Aus vollen Kehlen.

Die tändelnd Ihr und scherzhaft reimt
Zum Herzen — Schmerzen
Und stiftet — zahm, verjährt und feist,
Erinnerungskerzen

Dem Fünkchen, das verfrüht versprüht
In Euch und todt,
Kühlt Euern Muth an unsrer Gluth,
Die ewig loht!

## Puppentanz.

Ich lag zu Bett, nicht eben ernstlich krank,
Doch lag ich einsam in der großen Stadt
Und träumt' und sann und dachte, dachte, dachte.
Ein schwüler, trüber Junitag. Vom Fenster
Tönt' aus dem Hinterhof nur Kinderlachen.
Dann drang's an's Ohr mit hartem, grellem Klang,
Ein Leierkasten drunten in der Tiefe,
Affen und Puppen drum in buntem Tanz.
Wie falsch und laut die schrille Melodie
In's Ohr mir tönte und der Kinderjubel
Schneidend dazwischen in die Seele griff.

Doch wüst und wüster ward die tolle Weise —
Und plötzlich schien sie meinem wunden Hirn
Im ungeheuren Puppenspiel der Welt
Des Lebenstanzes Leitmotiv zu sein,
Nach dessen Klängen athemlos auch ich,
Wie all' die andern Puppen, rastlos kreiste
Und zuckte an den Drähten des Geschicks!

Max Dauthendey.

Gepperup (Dänemark).

## Gesänge der Düfte.

### Geruch der Walderde.

Unter schwarzen röchelnden Algen,
Scharfen Harzen, rothen Blättern
Stumm eine qualmende Quelle.

In lallender Welle sengender Wein.
Nelken, entzündet, scharlachwild,
Müdes Glimmen schwüler Amethysten.
Kühler Narzissen weiße Stimmen
Singen und lachen im Welken.
Nächte fliehen auf eisigen Schwingen.
Heiß schleichen der Wein und die Nelken.

### Regenduft.

Schreie. Ein Pfau.
Gelb schwankt das Rohr.
Glimmendes Schweigen von faulem Holz.
Flüstergrün der Mimosen.
Schlummerndes Gold nackter Rosen
Auf braunem Moor.

Rauschende Dämmerung in weißen Muscheln.
Granit blinkt eisengrau.
Matt im Silberflug Kranichheere
Über die Schaumsaat stahlkühler Meere.

## Jasmin.

Wachsbleich die Sommernacht.
Auf erddunkeln Moderlachen
Singen rosigblaue Irislichter.
Wetterleuchten, schwefelgrün, in Splittern.
Eine weiße dünne Schlange sticht
Züngelnd nach dem blauen Mond.

## Morgenduft.

Schwergebogen nasse Zweige.
Trübe Aprikosenblüten.
Unter tiefem Himmel schleichen
Feuchte Wege.

Aschenweiche Buchenwälder.
Kahle perlenmatte Fjorde.
Kaltes Schilf. Auf nacktem Grunde
Spielen scheue Rosenmuscheln.

## Rosen.

Weinrot brennen Gewitterwinde.
Purpurblau der Seerand.
Hyazinthentief die ferne Küste.

Ein Regenbogen, veilchenschwül,
Schmilzt durch weihrauchblaue Abendwolken.

Im Thaudunkel lacht
Eine heiße Nachtigall.

## Gustav Falke.

(Hamburg.)

### Das Herz.

Aus grünem Waldesdämmerdunkel
Tret plötzlich ich in helles Licht,
Da grüßt aus goldnem Glanzgefunkel
Mich ein entzückendes Gedicht:
Ein Marmorhaus in lauter Rosen,
Ein Säulenrund, wo Schaft und Schaft
Verstrickt in eines leichten losen
Gerankes holder Liebeshaft.

Und in der stillen Tempelgrotte
Hebt sich ein schlankes Postament,
Darauf sternblank dem Liebesgotte
Ein Erzbild in der Sonne brennt.
Den Pfeil auf dem erhobenen Bogen,
Darüber er sein Ziel eräugt,
Steht er, die Sehne straff gezogen
Zum Schuß, ein wenig vorgebeugt.

Und vorn an des Geschosses Spitze,
Wie man den Heiligen Opfer bringt,
An einer schlichten, wollnen Litze
Ein wächsern Herz im Winde schwingt.

Das zeigt von warmen Fingermalen
Im weichen Wachs ein Conterfrei,
Und eine Spur, als ob in Qualen
Ein Weinen drauf gefallen sei.

Und eine abgepflückte Rose,
Wie ein verlornes Liebespfand,
Liegt da, und Stapfen rings im Moose
Und weiterhin im glühenden Sand.
Die tauchen in die Buchenschatten
Und finden ungesehn nach Haus,
Und niemals plaudern diese Matten
Das zärtliche Geheimniß aus.

Und einsam in des Mittags Gluten
Am Pfeil des Gottes schmilzt das Herz,
Und tropft, ein langsames Verbluten,
In roten Thränen niederwärts,
Und tropft in roten heißen Thränen
Auf weißen Marmors kalt Geleucht,
Von ungestillter Liebe Sehnen
Ein rührend Gleichniß, wie mir däucht.




Gustav Falke.

## Das Gartenfest.

Rosen, Guitarren und Lachen!
Schatten geistern von ferne —
Ach wie bald, und der heiterste Tag
Schläft und es wandeln die Sterne.

Becher und atmende Brüste!
Glück ist ein Augenblinken —
Einmal muß auch der zärtlichste Arm
Vom Nacken sich lösen und sinken.

Trübsinn ist Sünde, seid fröhlich!
Horch! wer trat in den Garten?
Sieh in geöffneter Pforte den Tod,
Wortloses Winken und Warten.

Fräulein, was brachte euch Schrecken?
Lachen verstummt und Geklimper —
Klirrendes Glas und entblätterter Kranz,
Seufzer und sinkende Wimper.

## Der Citronenbaum.

Weinend sitzt die alte Frau im Garten.
Wo ihr Schmerz die schwarze Erde feuchtet,
Sprießt ein Baum, in dessem dunklen Laube
Frucht bei Frucht in gelbem Golde leuchtet.

Kommt der Sohn und sieht der Mutter Thränen.
Die Citronen pflückt er, pflückt sie alle,
Schlürft den Saft mit seinen jungen Lippen,
Daß kein herber Tropfen ihm entfalle.

Spricht die Mutter: Lieber, meinen Kummer
Nahmst du von mir, mag dich Gott belohnen.
Und der Sohn drauf: Kann es Früchte geben,
Die noch süßer sind als die Citronen?

## Unrast.

Tag und Tage geh ich
Wie durch tiefen Sand,
Und am Wege steh ich
Wie in fremdem Land,

Nacht und Nächte lieg ich
Schlummerlos allein,
Und vergebens wieg ich
Meine Unrast ein.

Hoch in Sternenkühle
Schwebt der Frieden. Ach,
Von gewühltem Pfühle
Schrei ich laut danach:

Einen Flaum nur deines
Schneegefieders, nur
Einen Traum lang deines
Segens eine Spur.

## Confirmandinnen.

Es war ein feuchter Novembertag,
Sankt Gertrud in dichten Nebeln lag.
Da sprang eine fröhliche Schaar mir vorbei,
Halbwüchsige Dirnen, mit viel Geschrei,
Mit roten Backen und roten Ohren.
Kamen direkt vom Herrn Pastoren,
Der die munteren Lämmlein all
Schäfern sollte in Betlehems Stall.
Waren gar schmucke Lämmlein darunter,
Eins weiß, ein schwarz, eins etwas bunter,
Eins größer, eins kleiner, eins glatt, eins gerauht,
Wie sie der liebe Hergott gebaut.
Von Andacht sah ich nicht eine Spur,
Aber viel frische, frohe Natur.

Zum Schluß eine zierliche, schlanke, blasse
Ging gesondert von der Masse.
Traumumschleierte Augen schienen
Noch immer ihrem Gott zu dienen,
In dieser frommen Kinderseele
Klangen nach des Herrn Befehle
Mit heiligem Erschauern weiter,
Der himmlische Bräutigam war ihr Begleiter.
Sittig ging sie und fromm einher,
Erfüllt von der heiligen Christenlehr,
Sah einmal, zweimal ins Buch hinein,
Woraus ein lieblicher Widerschein
Des köstlichen Inhalts sie überstrahlte,
Mit einem zarten Rot übermalte.
Sah aus wie eine Himmelsbraut,
Die ihren Bräutigam erschaut.

Wie rührte mich das junge Ding,
Das so an seinem Gott schon hing.
Ich sah sie an, sie ward verlegen,
Spürte wohl, was mich mochte bewegen.
Wie schnell sie das Buch zusammenklappte,
Als ob ich auf Sünden sie ertappte,
Wie denn meistens den wahrhaft Frommen
Nichts vor allem so unwillkommen,
Als wenn man ihr christlich Thun belauscht,
Während Heuchelei gerne radschlägt und rauscht,
Und läutet vor allem Volk die Glocken
Mit Bettelsuppen und Waisensocken.

Bescheiden ging das gute Kind
An mir vorüber, wie Mailuft lind,
Wie im Nebel ein Sonnenschein,
Wie dem Sünder ein Engelein.
Da sah ich auf der Erde liegen,
Eine Strecke im schwachen Winde fliegen,
Und wieder liegen und winken mir,
Ein loses Blättchen, ein weiß Papier;
Gewiß ein Spruch, ein frommer Traktat,
Den die Vertiefte verloren hat.
Ich hob es auf: ein zierlich Couvert
Mit großen Buchstaben überquert.
Verwundert sah ich mich um, da stand
Die Kleine und lachte hinter der Hand.
Warte nur, Schelm! Was seh ich geschrieben!
Hauptpostlagernd G. F. 7.

Heinz Tovote.

(Berlin.)

## Lise Mengers.

Wir waren in einer jener großen Gesellschaften gewesen, aus denen man mit dem Gefühl grausigster Langeweile heimkommt. Ein Fest voller Luxus, ausgestattet mit allem Raffinement, aber ohne Behaglichkeit, ohne jenen intimen Reiz, der die erste Bedingung jeder Geselligkeit ist. — Dazu war Hans Brügge über zwei Jahre fortgewesen, und kam somit als Fremder in Kreise, in denen er einst heimisch gewesen war.

Wir brachen früh auf, weil es keinen Zweck hatte, länger zu bleiben, und erreichten noch glücklich unseren letzten Zug, den Lumpensammler, der uns um ein Uhr nach unserer Behausung bringen sollte.

Es schneite seit etwa einer Stunde, aber die bittere Kälte der Tage zuvor war gewichen, daß die Luft uns angenehm mild schien.

Mit Mühe fanden wir in dem besetzten Zuge noch zwei Plätzchen, wir saßen aber im Coupé getrennt und konnten nicht viel mit einander reden, zumal wir damit die Schläfer geweckt hätten, abgespannte müde Gesichter, zwei offenbar völlig berauscht, und ein dicker apoplektischer Herr, der laut schnarchte. Am Fenster ein Potsdamer Lieutenant, der, ohne sich zu rühren, konstant aus dem Fenster sah.

Abfahren! — Der Pfiff des Zugführers, die Antwort von der Lokomotive und unmerklich glitt der Zug aus der eisernen Halle in das Schneegestöber hinaus, über die Kanalbrücke rasselnd, an hohen grauen Häuserwänden vorbei, über die Lichtzeilen der tiefliegenden Straßen, aus der Stadt hinaus ins Freie. Bei der ersten Station durch den jähen Ruck der Carpenterbremsen taumelten die Schläfer auf, ein hastiges sich überzeugen, welche Station; dann fielen sie in ihre Lethargie zurück. —

Wir atmeten wie befreit auf, als wir das stickdumpfige Coupé, in dem es nach nassen Kleidern und Betrunkenen roch, verlassen konnten, und stapften durch den frischen Schnee.

Nur wenige Laternen brannten noch, wir bogen in eine dunklere Seitenstraße der kleinen Villenkolonie ein, als uns ein mächtiger Leonberger anfiel. Allein von mir barsch angefahren, begnügte er sich stehen zu bleiben und uns wütend anzuknurren; es war nicht das erstemal, wir kannten uns schon.

Zwischen den Villengärten hin schritten wir unter der beschneiten Kastanienallee bis zu meinem Häuschen, um dessen Veranda sich im Sommer wild kletternder Wein rankte. Jetzt hatte der Schnee alles zugedeckt, die breiten Ligusterhecken zu weißen Mauern und die in Stroh eingebundenen Rosen zu Schneemännern umgewandelt.

Wir gingen durch den Vorgarten um die kleine Villa herum, und nachdem wir die nassen Mäntel abgelegt hatten, trafen wir uns in meinem Arbeitszimmer; denn die Leere, die hinter uns lag, verlangte, daß wir noch ein Weilchen mit einander plauderten.

Auf dem Schreibtische brannte die verschleierte Studierlampe, am Kamin eine große bronzene Ständerlampe, die ihr rotes Licht seltsam bis hinaus warf auf die Schneefläche des Balkons, da ich die Thür nach dort geöffnet hatte. Es war heiß im Zimmer, und die kühle Nachtluft that uns gut, bei den Speisen- und Weinmischmasch, den wir im Magen hatten und der nur durch einige gute Cognacs

erträglicher geworden war. Ein Glas kühlen Bieres und ein Cigarettchen waren wohl am Platze.

Wir machten es uns bequem, und schwiegen uns erst ein wenig aus. In den drei Tagen seit Hans bei mir zu Gast war, hatten wir viel miteinander geplaudert, und wir waren seit frühester Jugend bekannt genug miteinander, daß wir auch ohne viel Worte miteinander verkehren konnten.

Wie er jetzt dasaß, den Kopf etwas gerötet von dem Wein, dem wir eifrig zugesprochen hatten, um die gesellschaftliche Oede erträglicher zu machen, fiel mir eine Narbe auf, eine unregelmäßig zerrissene Linie von der Stirn bis zur linken Augenbraue, die er früher nicht gehabt hatte und die gegen die vielfachen glatten Schmisse abstach.

Es sah aus, als ob er gefallen sei, aber dann wieder konnten es nicht solche Zickzacklinien sein.

Ich wollte nicht neugierig sein, aber da wir schwiegen, kehrte mein Blick immer wieder zu der Stelle zurück, bis er als ob er meine Blicke fühle, leicht mit der Hand darüber hinfuhr; und da fragte ich ihn, wie er sich denn das zugelegt hatte.

Er sah mich an, und schien zu überlegen, unentschlossen, ob er eine vage Ausflucht vorbringen sollte; dann sah er bedächtig auf seine Cigarette, indem er sie in den Fingern drehte, ob sie auch rund brannte und sagte fast gleichgiltig:

— Die Narbe? — Aber ja, das wird dich interessieren, da jemand schuld daran ist, den du gekannt haben mußt — natürlich! —

Ich horchte interessierter auf, aber unterbrach ihn nicht.

— Unverdient ist das kleine Ding auch nicht, und ein paar mal schon hat sie mir gute Dienste gethan, indem sie mich gehindert, gedankenlos jemandem weh zu thun. —

Er strich vorsichtig die Asche von seiner Cigarette ab, lehnte sich zurück nnd sah in das Schneegestöber hinaus, das immer heftiger wurde. Einzelne verirrte Flocken flatterten bis an die Schwelle der offenen Thür, aber da vergingen sie vor dem warmen Hauche der Zimmerluft.



Heinz Tovote.

— Ich war damals grade im Ministerium angestellt und benützte meine viele freie Zeit, um zu bummeln. Gesellschaftliche Verpflichtungen waren mir bis dato ziemlich unbekannt, Freunde hatte ich auch nicht besonders, ein Verhältnis konnte und wollte ich mir nicht anschaffen, — also war ich darauf angewiesen, was der Zufall mir gelegentlich in den Weg führte.

Ich durfte nicht viel fragen, sondern mußte mich mit dem bequemen, was sich mir bot.

Es war kurz vor Weihnachten, ein Schneewetter wie heute. Aber das gefiel mir, so mit hochgeschlagenem Kragen sich die weißen Flocken um den Kopf und ins Gesicht wehen zu lassen.

Hie und da blieb ich vor einem Ladenfenster stehen, um die paradierende Herrlichkeit zu bewundern, und ein paarmal stellte sich ein mehr oder weniger, meist weniger hübsches Kind wie unabsichtlich neben mich.

Allein dazu hatte ich heute keine rechten Gedanken, wenigstens vorläufig nicht.

Ich wurde anderen Sinnes, als ich unter einem Hausthore eine schlanke junge Dame erblickte, deren unauffällige und doch elegante Kleidung meine Neugier reizte. Das mußte etwas besonderes sein. Sie hatte sich offenbar vor dem Schneewetter hierher zurückgezogen; und einmal als ein Omnibus vorbeifuhr, winkte sie, aber es war alles besetzt und eine Droschke war nicht zu sehen.

Ich stellte mich also neben sie hin, aber fand nicht den rechten Mut, sie anzusprechen, weil ich meiner Sache nicht ganz sicher war.

Mehr wie abfallen konnte ich nicht, und ich wagte es.

Dort kam eine leere Droschke, die ich heran winkte. Ich sah, wie das hübsche Kind sich darüber ärgerte und so bat ich denn um die Erlaubnis, ihr den Wagen zur Verfügung stellen zu dürfen. Sie ihrerseits wollte mich desselben nicht berauben und so überboten wir uns mit verbindlichem Lächeln gegenseitig an Liebenswürdigkeit, bis es sich herausstellte,

daß ihre Wohnung auf dem Wege zu der meinen lag und wir kamen überein, daß uns beiden geholfen werden konnte. Darauf ging sie ohne sich länger zu zieren ein.

In dem halboffenen Wagen mußten wir eng aneinander geschmiegt sitzen und wir fingen an zu plaudern, über das Wetter und endlich was man den Abend über anfangen sollte. Sie war auch allein, und bei ihr war nicht einmal das Zimmer ordentlich geheizt. Ich faßte mir Mut und lud sie zu mir ein. Nach kurzem Bedenken nahm sie den Vorschlag an.

Wir fuhren erst bei ihr vor, sie brachte ein Packetchen, das sie trug, hinauf, ich glaubte schon sie würde nicht wiederkommen, aber da kam sie und nun zeigte sie mir ein anderes Gesicht; die Geschichte mußte ihr wohl Spaß machen, und rasch waren wir gutfreund geworden.

Als sie bei mir den Hut abnahm, starrte ich sie an — mir war, als ob ich das Gesicht kennen mußte. Ich hatte es jedenfalls schon gesehen ... Dieser kleine etwas sinnliche Mund, die wirren Haare und die seltsamen Augen, in deren mattem Grau es wie von Goldtupfen aufleuchtete.

Es war kein Zweifel, ich hatte das Gesicht bestimmt schon gesehen, oder irgend eine frappante Aehnlichkeit täuschte mich. Wozu sollte ich mir jedoch Gedanken darüber machen, ich kam auch nicht dazu, denn ich mußte ihr zuerst alles bei mir zeigen, sonst starb sie vor Neugier. —

Wir hatten den ganzen langen Abend vor uns, und wollten es uns recht gemütlich machen, vor allen Dingen erst einmal etwas futtern. Es war alles vorhanden, und sie entwickelte ein staunenswertes Geschick, den Thee im Samovar zu bereiten.

Und da, als sie an der Maschine hantierte, bei einem leichten Werfen des Kopfes, während sie schalkhaft über die Schultern blickte, wußte ich, daß es keine vage Aehnlichkeit war, die mich genarrt hatte.

Im ersten Moment wollte ich mit dem Namen herausplatzen, aber da machte sie eine dumme Bemerkung, daß ich

lachen mußte, und so überlegte ich mir die Sache und kam zu dem Beschluß, mich vorläufig still zu verhalten und uns wenigstens das Abendessen nicht zu verderben. —

* * *

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, blieb an der Thür stehen, sah in das jetzt schwächere Schneegestöber hinaus und sagte dann, wieder dicht vor mir, während er aus dem Kästchen eine neue Cigarette nahm, ganz ruhig, unvermittelt: Lise Mengers! —

Lise Mengers! . . . . .

Freilich hatten wir sie gut gekannt, die Tochter des Oberförsters, des alten Mengers, der eine närrische Freude an uns Jungens hatte, unter dessen Führung wir Feld und Wald kennen lernten, und der mir und Hans Brügge die Anfangsgründe der Jägerei beibrachte.

Und mit der kleinen Lise hatten wir manch einen Streifzug unternommen, denn obgleich sie vier Jahre jünger war als wir, war sie mit ihren elf Jahren ein wildes kleines Ding, das sonst keinen Verkehr hatte und mit gleichaltrigen Mädchen nicht auszukommen verstand, während sie sich uns eng anschloß, zumal in den letzten Jahren, als ich bei den Brügges zu Besuch war, während der Ferien, oder auch oft einen Sonnabend und Sonntag lang, die wir auf seinem väterlichen Gute zubrachten.

Später, als sie mit zwölf Jahren in eine Pension geschickt wurde, hatte ich kaum wieder von ihr gehört; ein paar Jahre später starb der alte Förster, und dann wußte auch Hans nichts mehr von ihr und ich glaube kaum, daß wir je wieder von ihr gesprochen haben.

Aber jetzt sah ich sie wieder vor mir, das tolle kleine Ding, das mit den Hunden um die Wette lief, mit uns in allen Bäumen herumturnte und die uns kommandierte, als ob es nur so sein müßte.

Einmal hatte sie uns gehetzt, daß wir über die Mühlenbecke springen sollten. Das Flüßchen war viel zu breit für unsere Kräfte, aber sie ließ nicht nach, bis wir es einer nach dem andern, natürlich vergebens versuchten und elendiglich mitten ins Wasser sprangen. Da erklärte sie, es uns, die wir schlammbespritzt dastanden, vormachen zu wollen, nur die dummen Kleider hinderten sie; und sie war schon im begriff die Röcke abzuwerfen, als der Alte dazwischen kam und die Lise trotz ihres Sträubens mit sich nahm, so daß wir sie bis zum folgenden Tage nicht wieder zu sehen bekamen.

Hans Brügge überragte sie damals um mehr als zwei Kopf, die selbst ausnehmend groß und schlank war. Bei all ihrer knabenhaften Wildheit suchte sie doch alles zu thun, was ihm gefallen konnte, während er von diesen oft seltsamen Äußerungen ihrer Zuneigung nichts bemerkte.

Dabei leuchtete es in ihrem Gesichte auf, wenn er irgend etwas that, was ihr imponierte. Einmal streiften wir im Walde am Berghange hin, mit langen Stecken als Lanzen bewaffnet, als wir auf die Heerde des Gutes trafen, die friedlich auf einer Waldblöße weidete, während der Kuhhirt unter einer Eiche schlief.

Rasch war der Entschluß gefaßt, die Heerde zu überfallen, vor allem um dem alten Jochen einen Schrecken einzujagen; und mit wütendem Indianergeheul stürzten wir aus dem Walddickicht. Die Kühe stoben denn auch entsetzt auseinander, aber der sonst friedliche Bulle faßte die Sache anders auf und mit dumpfem Laute, die Hörner tief gesenkt, raste er Hans entgegen. Mit einem wilden Schrei war die Lise an Hans' Seite, um ihn zu schützen. Das plötzliche Auftauchen der flatternden Kleider, wie das Mädchen tollkühn dem wütenden Tiere entgegenflog, machten den Stier scheu, er stutzte, schüttelte den Nacken und trottete dann langsam davon, seiner Herde nach.

Und die Lise ganz blaß, an allen Gliedern zitternd, neben dem erschreckten Hans, den sie angstvoll ausfragte, ob

ihm auch nichts geschehen war; und auf dem Heimwege, der stiller als gewöhnlich verlief, wich sie nicht von seiner Seite und sah von Zeit zu Zeit ganz besorgt zu ihm auf.

Ich glaube, ich erinnerte mich all dieser Dinge viel besser und genauer als er; vor allem, weil ich ihn um die Teilnahme beneidete, die Lise ihm schenkte, während ich mehr nebenher lief, obgleich ich in keiner Beziehung Hans Brügge nachstand. Aber sie hatte mehr für ihn als für mich über, wenn sie auch anderseits gegen mich wieder offenherziger war, als gegen ihn. —

All diese vergessenen Dinge stiegen wie Blasen in meinem Gedächtnisse auf, als ich den Namen Lise Mengers hörte.

Hans Brügge hatte seine neue Cigarette angezündet, ließ sich in den Triumphstuhl zurückfallen und fuhr langsam fort:

— Ja, Lise Mengers! — Denn jetzt, wie sie sich umkehrte und mich lachend ansah, war kein Zweifel mehr.

Teufel auch, was sollte ich jetzt thun. Sie konnte mich so leicht nicht wieder erkennen. Sollte ich es ihr doch lieber jetzt gleich sagen? —

Dann war sie imstande und fing womöglich an, hier eine Scene zu machen. Wozu das! — Angenehm konnte es ihr kaum sein, daß wir uns so wieder fanden.

Erst wollten wir also zu Abend essen, dann konnten wir in Gemütsruhe ein bischen plaudern, und ehe sonst was passiert war, fand sich schon eine Gelegenheit.

Ich beherrschte mich also, und bei ihrem herzigen Geplauder wich das unangenehme der Situation allmählich, und schließlich kam ich zu dem Ende: ich sei schön dumm, wenn ich zimperlich sein wollte, und aus unangebrachter sentimentaler Rücksicht eine so günstige Gelegenheit mir entgehen lassen wollte.

Dazu berechtigte mich auch ihr ganzes Verhalten, denn da sie wohl merkte, daß ich still und zurückhaltend wurde, verdoppelte sie ihre Liebenswürdigkeit; und bald sah ich nur

mehr das verführerische Mädchen, das ich auf der Straße kennen gelernt und mitgenommen hatte. —

Sie war entzückend in ihrer Wildheit und jedwedes letzte Bedenken war geschwunden. —

Wir standen wieder am Fenster und sahen auf die Straße hinab, wo der Schnee fiel. Sie lehnte sich eng an und im ruhigen Glücksgefühle umfaßte sie mich, den Kopf mit den wirren Haaren an meine Schultern schmiegend. Da erst fiel es mir wieder ein, daß es ja Lise Mengers war.

Nun aber würde sie gehen, und damit war es dann eben gut. Wenn sie nur erst fort war. —

Aber es gefiel ihr bei mir; es war ja auch noch früh am Abend, und sie stöberte wieder im Zimmer umher, jetzt auf meinem Schreibtische. Was hatte sie da . . .

Ich war rasch neben ihr, und wollte ihr das Bild fortnehmen, aber sie entwand es mir und trat unter die Hängelampe.

Es war ein Bild von mir, noch aus der Schulzeit, das sie jetzt in der Hand hatte, das sie kennen mußte.

Ich sah, wie ihr Gesicht sich plötzlich änderte, sie blickte auf das Bild, dann mich an, und nun hatte es ja keinen Zweck mehr, und um ihr zuvor zu kommen, sagte ich rasch, möglichst gleichgiltig, während mir das Herz schlug:

— Ja ja, Hans Brügge! — Den hast du wohl nicht wieder erkannt, Lise Mengers . . . .

Ihre Arme sanken schlaff herab, das Bild in dem schweren Bronzerahmen fiel auf den Tisch und mit ganz irren Augen, in denen das Entsetzen stand, starrte sie mich fassungslos an, während ihr Kopf sich hob, immer mehr, als wolle er nach hinten überfallen.

Ich wußte nicht, was ich sagen, noch thun sollte, ich lächelte sie nur an, während sie zu zittern anfing, daß ich ihr beispringen wollte. Aber während ihr die Thränen aufstiegen, hatte sie sich wieder gefaßt und sie fragte stockend, die Antwort fieberhaft erwartend:

— Du hast das gewußt . . . du — du hast mich erkannt? . . . gleich? . . .

— Ja! —

Ich wollte ihr das erklären, aber da ging eine plötzliche Wandlung mit ihr vor, das Gesicht verzerrte sich, daß der Mund ganz herabgezogen war, ein dumpfer, aufstöhnender Laut, ihre Blicke suchten einmal wie irr im Zimmer herum, und dann mit einem heisern Schrei der Qual: Du! Du! — der mir durch und durch ging, stürzte sie auf mich zu, während ich einen Schritt zurücktrat, schlug mit der geballten Faust sinnlos mir ins Gesicht, wieder und wieder und dann krallten sich ihre Hände in meinen Hals mit einer wahnsinnigen Kraft, um mich zu würgen, daß ich sie nicht abschütteln konnte, während sie stöhnend wie ein rasendes Tier, das seinen Peiniger anfällt, mit den Zähnen knirschte.

Ich riß ihre krallende Finger von meinem Halse, und wieder schlug sie blind zu — endlich hatte ich sie abgeschüttelt, da faßte sie das Bild in dem schweren Rahmen, den sie an mir zerschmetterte und ich fühlte das sickernde Blut über meine Augen laufen. —

Weißt du noch, einmal als ein Knecht, der Heu in den Hof einfuhr, einen der jungen Teckel, die sie groß zog und an denen ihr Herz hing, überfahren hatte, daß das winzige Tierchen, das eben auf den Beinen torkeln konnte, auf der Stelle tot blieb — wie sie da auf den Mann mit kratzen und beißen losfuhr, daß er sich der Tobsüchtigen nicht erwehren konnte, die ihm die Kleider vom Leibe riß — so, ganz so wiederholte sich die Scene.

Und während mir das Blut über das Gesicht lief, daß ich nichts sehen konnte, war sie fort — wie sie gewesen, ohne Hut und Mantel, und ich habe sie nie wieder gesehen. . . .

Ich hatte mich bei dem unerwarteten Angriffe nicht gewehrt, ich hätte mich auch nicht gewehrt, wenn ich gekonnt hätte.

Ich fühlte zu spät, daß was ich gethan hatte im Grunde eine Ruppigkeit war; aber mit den Frauen, siehst du, weiß man ja nie wie man eigentlich dran ist. . . .

* * *

Seine Cigarette war ausgebrannt. Er nahm sie und durch die offene Balkonthür warf er sie in das Gestöber hinaus, achtlos.

Mit einem leisen sterbenden Zischen sank sie in den Schnee, einen Augenblick leuchtete der rote Punkt in der weißen Ebene auf, dann erlosch er — und die Flocken, die unaufhörlich fielen, bedeckten die kleine schwarze Stelle, bis nach wenigen Augenblicken nichts mehr zu sehen war. —



Carl Strathmann: „Der Tyrann"

Hans Kraemer.

(Berlin.)

## „Aus der Schule der Liebe."

Liebe suchen, macht reich an — Erfahrungen!
Liebe finden, macht arm an — Illusionen . . .

*

Wer ausgeht, „Frauenliebe" zu säen, wird „Männerhaß" ernten . . .

*

Ehe du einem Weibe Glauben schenkst, prüfe, ob es verliebt oder eifersüchtig ist . . .

*

Erst küssen — dann fragen! Wie manches „Nein!" bliebe da unausgesprochen . . .

*

Aepfel und Weiber faulen bald wenn sie gefallen sind . . .

*

Bei Lebemännern entscheidet sich nach den Flitterwochen eine prinzipielle Frage: Entweder sie kehren zur alten Geliebten zurück, oder erziehen ihre Frau zur Maitresse . . .

*

Der Ruf einer Frau gleicht einer Spiegelscheibe — Jeder versucht zu erforschen, was „dahinter" ist, ein leichter Hauch schon trübt ihren Glanz und der Steinwurf eines Gassenjungen kann sie in Trümmer legen . . .

*

Daß die Männer die Frauen verführen ist die frechste aller je ersonnenen Notlügen — ersonnen vom Weibe, das stets verführt, indem es die „Gelegenheit" zum „Diebstahl" bietet . . .

*

Es giebt Frauen, die ihr „Laster" und solche, die ihre „Tugend" als Lockmittel gebrauchen . . .

*

Gar manches Weib ist lieber „Lust"-Thier als „Last"-Thier . . .

*

Indiskretionen sind die Schaufenster unreifer Charaktere . . .

*

Zwischen mancher Frau und einer Dirne ist nur der einzige Unterschied, daß die Erstere einen „höheren Preis" zu erzielen vermochte . . .

*

Paulus schrieb an die Korinther: „Die Liebe verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles . . ." — schade, daß die modernen Frauen die Bibel so wenig kennen . . .

*

In manchen Städten soll es Frauen geben, die mehr auf die Reinheit ihrer Nägel als auf die der Gedanken achten . . .

* * *

Felix Dörmann.

(Wien.)

## Empfehlung.

Ich möchte dir ja wirklich gern erzählen,
Mit heißen Worten, zärtlich und genau,
Daß mich Gefühle neuerdings beseelen
Und dir sich neigen, seltsam schöne Frau.

Doch leider, leider kann ichs nicht verhehlen:
Mein Blut ist bleich und rieselt dünn und flau.
Ich will dir lieber einen Freund empfehlen!
Er ist so frisch und rein wie Morgenthau,

In seinem Kinderherzen kaum erglommen
Ist jenes Feuer, das mir längst verblafft;
Ich rath dir gut, er wird dir wohl bekommen,
Er träumt noch von der großen Leidenschaft!

Sein Anblick schon wird deine Nerven stärken,
Auch ist er gern bereit zu frommen Werken!

## Aus alter Gewohnheit.

Ich liebe deine zartbeflaumten Wangen
Und deinen Leib, so frisch und köstlich-kühl;
Doch eines, Kind, darfst du mir nicht verlangen:
Die Leidenschaften und das Sturmgefühl!

Ich bin ja recht geneigt zu kleinen Scherzen,
Ein bischen Plaudern und, wenn man schon muß,
Ein Viertelstündchen auch an deinem Herzen,
Doch schenk' mir den berauschenden Genuß.

Ich folge ja nicht ungestümen Trieben,
Nicht dunkler Sehnsucht, die den Sinn bethört,
Nur aus Gewohnheit pfleg' ich noch zu lieben —
Und weil die Liebe zum Beruf gehört.

## Letzte Laune.

Ich kenne nun so ziemlich alle Leiden
Und fühle wirklich etwas Müdigkeit;
Ich weiß genau, für mich ist Schlafenszeit,
Mag sich wer immer will am Feste weiden.

Das Abschiednehmen möcht ich gern vermeiden,
Drum halt ich ganz im Stillen mich bereit,
Wenn auch im leichten, festgeschmückten Kleid,
Gelegentlich, ganz unbemerkt zu scheiden.

Doch einer Laune will ich noch genügen,
Eh' ich verlasse diesen alten Bau:
Ich will mich noch an einer hübschen Frau
Mit reinen, unverdorbnen Kinderzügen,
Mit Augen, die gewitterwolken-grau,
Beiläufig zehn Minuten lang vergnügen.

## Ottokar Stauff von der March.

(Wien.)

# Randglossen.

### Aut-aut!

Fortkommst du nur auf zweierlei Weisen:
Entweder Maul halten oder beißen!

*

### Epitaph auf Königsgräber.

Hic ossa regia tegit lapis. Amen.
In des Volks Gedächtnis such' den Namen!

*

### Halbwelt und Ganzwelt.

„Die Halbwelt benimmt sich offen und frei" — Mit Fug!
Die Ganzwelt heuchelt für Alle genug!

*

### Georges Ohnet.

Georges Ohnet — welch ein begeistertes Tosen! —
Natürlich: die Marlitt in Männerhosen!

*

### Erkenntnis.

Wie sie fechten mit Hand und Mund,
Der Theresitas und der Alexander
Und endlich kommen sie doch auf den Grund:
Mäusedreck ist kein Koriander.

## Julius Petri.

### Logik.

Als der Kritiker einst die Hofpoeten zerzauste,
Klagten sie alle gesammt, daß er den König geschmäht!
— Tadle die Geistlichen nicht! Sie sind wie jene Poeten:
Wenn du der Sünde sie zeihst, schrein sie, du lästertest Gott!

## Max Hoffmann.

(Berlin.)

### Weltfern.

Ein winz'ges Inselchen blickt aus dem Meere,
Ganz weltvergessen und doch unentweiht,
Ein grünes Heiligtum der Einsamkeit,
Ringsum verteidigt durch Korallenspeere.

Da murmeln Wogen früh und spät ihr Lied
Und glucksen schläfrig in den bunten Grotten,
Durch die der Wind bisweilen schnarchend zieht,
Um ihre ew'gen Klagen zu verspotten.
Da herrscht noch frisch der Urzeit kräft'ges Leben,
Es kribbelt und es krabbelt an dem Strand:
Insekten, die mit leisem Surren schweben,
Und Krustentiere, die an Steinen kleben,
Und Schlinggewächs verschwendrisch ausgespannt.
Durch Fächerpalmen weht ein sanfter Hauch,
Daß sie sich lautlos auf und nieder wiegen;
Schneeweiße, duft'ge Blütenflocken fliegen,
Bis sie im lauen Wellenbette liegen,
Wenn sie nicht fing ein rauher Dornenstrauch.

Doch durch die Büsche springt kein muntres Tier,
Kein Vogel flötet in den schwanken Zweigen,
Nur niedre Wesen, die verdammt zum Schweigen,
Verbringen sehnsuchtslos ihr Dasein hier.

Einst, mittags, wandelt übern Ozean
Der Sturm, in schwarzes Wolkenkleid gehüllt.
Die Sonne birgt sich scheu bei seinem Nahn
Und überläßt ihm ganz den feuchten Plan,
Wo er nach Herzenslust nun tobt und brüllt.
Doch gegen Abend legt sich seine Wut.
Am klaren Himmel flimmerts blaß und blasser.
Die Sonne gießt den letzten Glanz auf's Wasser,
Das, müdgehetzt, breit hingelagert ruht.
Nur kleine Wellen hüpfen noch und tanzen,
Sorgloses Leben zeigt sich wieder heiter,
Da rudern Muscheln, saugen Wurzelpflanzen,
Es kribbelt und es krabbelt lustig weiter.

Von Wellenhänden wird herbeigetragen
Manch wunderbar Gerät: Ein Mast, ein Faß,
Ein Zeitungsblatt, ein Bild und dies und das,
Wie es der Sturm mit roher Faust zerschlagen.

Und langsam schwimmt nach diesem stillen Reiche
Von irgend einem jammervollen Wrack,
Das auf dem Grund liegt — eine Mädchenleiche.

Kaum angekleidet ist sie, im Gezack
Des Spitzenhemdes schimmern Frühlingsbrüste,
Das schöne Haupt umspritzt der Meeresschaum,
Ein goldnes Kreuz glänzt auf der vollen Büste.
Ist sie auch tot? Sie scheint nur tief im Traum,
Und lässig schaukeln Wogen sie zur Küste.

Da ruht sie nun, derweil am Himmelssaum,
Den purpurhauchend er soeben küßte,
Der rote Glutball zögernd sacht versinkt
Und Abendtau an Blatt und Blume blinkt.

Seltsam Getier kriecht zappelnd leis heran
Und hängt ans Fleisch sich, das so wundersam
Noch nie in diese Gegend kam,
Und gierig saugt's, wo's einen Platz gewann . . .

Längst brach die Nacht herein. Es schläft der Friede
Im Palmenwald. Das dunkelblaue Meer
Lullt sich in Schlaf mit einem Wogenliede.
Neugierig lugt der Mond aus Sternen her
Und spielt mit seinen zarten Silberfingern
Im goldnen Haar der mormorblassen Lady.

## Heinrich Hart.

(Friedrichshagen Berlin.)

Bruchstücke aus dem Epos

# „Das Lied der Menschheit".*)

(Handschriftlich.)

### I.

(Aus Erzählung III: „Mose".)

### Die Nacht.

Nacht um des Horebs Haupt. In Wolken ruht
Das hohe; langsam treibt empor die Flut
Und braut und wallt und wogt, den Himmel streifend,
Weißgraue Nebelschleppen mit sich schleifend.
Gleich Raben, die durch Waldesdüster ziehn,
Steigen Schatten auf und ab, zerflattern, fliehn.
Ein Schimmer fliegt, — bleich, glanzlos, totenweiß:
Zum Himmel reckt er sich; ein hagrer Greis,
Ein Riese, flatternden Haars; rot blitzt hervor
Ein Auge, wie Feuersglut durch Nebelflor.
Er sinkt und gleitet hinab ins Felsenmeer —
Und wiederum Nacht und Stille, schwarz und leer.
Da! in der Tiefe, durch den Klippenwall,
Ein Klirren, Anruf, flüsternder Stimmen Hall:

*) Im Druck erschienen bisher Erz. I „Tul und Nahila". Erz. II „Nimrod". (Baumert & Ronge, Leipzig.)

„Wer kommt? Wer durch die Schlucht da? Losung! Sprich!"
„Preis Ihm! Zum Volke wählt er Jakob sich."
„Du Kaleb? Du allein? In solcher Nacht!
Mein Kopf ist lahm und taub. Der Horeb kracht —
Kracht wie ein Boot, wenn's durch die Brandung stampft;
Und doch — kein Lüftchen weht. Und sieh! es dampft
Der Bergesrachen. Feuerzungen blitzen —
Jetzt dort, — jetzt drüben aus den Felsenritzen."
„Staub auf die Zunge! Machi's Sohn! Sprich leis!
Ich selbst, — fühl nur, — mein Haar rinnt feucht von Schweiß, —
Ich hörte wirr Gelärm am Bergeshang,
Als trabten Reiter eilig ihm entlang
Hohl aber hallte das Getrapp; wie Rollen
Der Wasser, die im Schlund der Tiefe grollen.
Auf einmal Stille. Dann, auf Einmal dann
Ein Schrei vom Gipfel her. Mein Blut gerann.
Schrei! Oh ein Schrei! So gellt mir noch im Ohr
Der Pardel, den ich niederstieß im Rohr.
Und dann ein Rasseln und Klirren, ein Gestöhn,
Ein Knirschen, — wie wenn rasend auf den Höhn
Mann wider Mann ringt, keuchend Brust an Brust;
Und dann ein brausendes Jauchzen wilder Lust
Hoch im Gewölk. Und in der Felsen Grunde
Gebrüll — wutheiser klang das todeswunde.
Da birst die Bergwand, Donner rollen dumpf
Die Kreuz, die Quer, aufbebt des Berges Rumpf,
Im Thale schollert's von Geröll, es splittert
Das Erdreich. Plötzlich Stille. Leis verzittert
Fern, immer ferner, Todesseufzerbang,
Klagen und Stöhnen. Lang noch hallt es, lang."
„Das hörtest du? Bei meines Vaters Hüfte,
Heilig ist diese Nacht. Sie sprengt die Grüfte,
Die Toten stehen auf, die Finstren wallen
In Nebeln, Drachen gleich. Gnade uns allen!

Ist's nicht die viermalzehnte Nacht,
Daß Er zu Berge stieg, der unser wacht?
Nun wachen wir um ihn. Weh Amrams Sohn,
Weh uns, wenn sie den Heiligen bedrohn!
Wenn ihn ihr Geifer trifft, daß er erblindet,
Wenn ihn ihr dürrer Schlangenleib umwindet —"
„Was sorgst du dich um Mose, unsren Herrn?
Strahlt über ihm nicht seines Gottes Stern?
Sprich mir von anderm! Aufwärts ging mein Weg,
Doch kein Levit versperrte mir den Steg;
Und von den Wachen Gottes sah ich keine,
Am Ziegensteig, am Tonnariskenhaine.
Blieb Phinehas in seinem Zelt? Der Wilde,
Der von sich prahlt: mein Bett ist auf dem Schilde?
Und Eleasar? . . Ihm gebührt's zu sichten
Weizen und Spreu, die Lässigen zu richten."
„Rauch ohne Feuer sprichst du! Schau dich um!
Dort rastet Levi's Fürst; er betet stumm
Am Feigenbaume dort. Und von den Wachen
Floh keine vor den Finstren, vor den Drachen.
Zwei von dem Pöbelvolk, den fremden Hunden,
Die hatten durch die Felsen sich gewunden,
Und klommen ins Gebirg, um zu entweihen
Das heil'ge, zu verdammten Zaubereien
Kräuter und Steine sammelnd. Hei! die spürte
Mit seinen Leuten Hebron auf und führte
Zu Phinehas die Zwei. Der knirscht' und stieß
Dem Einen jählings in den Bauch den Spieß;
Den Andren schleppten sie hinab ins Thal
Des Schweigens, — nimmer rettet ihn sein Bal!
Noch kehrten sie, du siehst" — — Nicht weiter sprach
Des Machi Sohn, Guël. Blutleuchtend brach
Der Mond aus dampfendem Gewölk hervor;
Und flackernd wob er dunstig gelben Flor
Um dreier Berge Haupt. Und rötlich flossen

Lichtwellen nieder am Geklipp und schossen
Zu Thal. Und in die Schluchten tropfte springend
Der Glanz, mit schwarzen Schatten wirblig ringend.
Und deutlich lagen plötzlich, wie zur Stunde
Geboren, alle Kuppen in der Runde.
Da wies Guël auf Eleasar. Der
Erhob sich, sah geblendet um sich her,
Kam näher — langsam — kam und hielt und sprach:
„Friede mit Euch! Ja Friede! Seht, der Tag
Steigt bald herab, doch Mose bringt er nicht,
Und unsrer Seele Dunkel scheucht kein Licht.
Mein Seufzen ist zu schwach; nicht dringts empor
Zum Gipfel, den das Licht zum Thron erkor,
Zu Mose nicht. Der Höchste spricht mit ihm,
Und ihn umjauchzen alle Seraphim —
Weit ist von uns sein Herz. Ich aber will
Nicht müde werden und mein Mund nicht still.
So laßt auch ihr nicht ab, ihr Männer, — fleht
Mit mir und macht zum Donner mein Gebet!"
Und Eleasar streckte betend aus
Die Hände, starrend in die Nacht hinaus:
„Wo weilst du, Herr? Wie lange lässest du
Dein Volk allein? Horch auf! Der Wind nimmt zu;
Ein Feuer glimmt, lodernd wallt auf der Brand, —
Er frißt uns; dämpft ihn, ach, nicht deine Hand?
Von langem Wachen schwer sind unsre Lider,
Verzagt ist unser Herz. O steige nieder
Aus deines Gottes Haus! Laß wieder sehn
Dein Antlitz uns! Daß wir nicht untergehn
In Finsternissen. Wie ein flackernd Licht
Sind wir im Sturm, laß es verlöschen nicht!
Du bist der Anker, der das Schifflein hält —
Komm, komm! eh's an der Klippenbank zerschellt." . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

## Eleasars Erzählung.

Nur Eleasar reckte sich empor;
Von seinem Antlitz fiel der düstre Flor,
Aufstrahlte, wie im Frühlingsgoldgefunkel
Der schwarze Waldsee, seines Auges Dunkel:
„Nein, nein! ihr Männer, nicht ist Mose tot,
Er lebt, er lebt und tötet alle Not.
Wenn je die Not mit scharfer Klaue drückte
Zu Boden uns und schon den Leib zerstückte,
Dann plötzlich stand Er da; sein Fuß zertrat
Des Untiers Kopf, leicht wie ein Kind die Saat.
Er ist ein Blitz, der das Gewölk zerreißt,
Wenn es am tiefsten ob der Erde kreißt.
Er kommt, er kommt, denn er allein kann brechen
Die Furcht der Thoren und den Trotz der Frechen.
Und vor ihm her in roter Feuerwolke
Zieht Horebs Gott, Heil zeugend allem Volke.
Ich war ein Kind, als ich zuerst ihn sah;
Noch aber steht er herrlich vor mir da.
Es ist ein Licht in mir, das ihn bestrahlt,
Nur ihn ... Und immer leuchtet's, immer malt
Es mir sein Antlitz, immer vor mir wallt
Der Knecht des Herrn, nun jung, nun bergesalt.
Und in mir nach klingt tönend jedes Wort
Aus Mose's Mund; ich hör' es fort und fort."
Und Eleasar bog den Kopf zuseit,
Wie lauschend, beide Augen starr und weit.
Und plötzlich brach er aus: „Horcht auf! Horcht auf!
Drommeten schmettern, brausend zieht's herauf.
Weit öffnet Zoan seine Thore. Glühend
In roter Teppiche Glanz, in Rosen blühend —
Begrüßt die weiße Königsstadt das Heer;
Des Mittags Kinder trieb es vor sich her,
Die Schwarzen, die der Bauch der Erde zeugte;

Sie flohen wie der Krähen Schwarm, der sturmgescheuchte.
Voran auf silberblitzendem Wagen Er
Der Sieger, wie ein Erzbild hoch und hehr;
Er, der aus Jakobs staubzertretenem Haus —
Wie Hunden wich uns Zoans Pöbel aus —
Ihm aber jubelte das Volk und schrie:
Heil! Mose! Heil! und warf sich auf die Knie.
Denn Mose war des Pharao Genoß,
In seinem Schatten wuchs er auf und sproß.
Weit hinten in dem Volksgewimmel stand
Aaron mein Vater, ich an seiner Hand.
Doch Mose's Blick erspäht uns — plötzlich steht
Sein Wagen vor uns, daß der Staub aufweht.
Da ringt der Vater ineinanderpressend
Die Hände, und — die Menge rings vergessend —
Stöhnt er, die Augen thränenrot:
„Bruder! Bruder! Unsre . . Mutter . . . tot!"
Und Mose starrt ihn an, die Nägel gräbt
Er sich ins Fleisch, blickt leeren Blicks und bebt,
Und springt herab dann von des Wagens Bord
Und flüstert heiser: „Laß uns zu ihr! Fort!"
Wir gehen zu des Vaters Haus hinein;
Da hebt sich neu das Klagen und das Schrei'n,
Und heulend drängt um Mose sich die Schar
Der Weiber — ihn umwallt ihr flatternd Haar.
Er schiebt sie achtlos von sich, blickt sich um,
Und tritt ans Bett der Toten sacht und stumm.
Und lange schaut er nieder unverwandt
Und streicht die kalte Stirn, die kalte Hand.
Und beugt sich tief hinab zu ihrem Ohr,
Klanglose Worte stößt sein Mund hervor;
Und wirft sich über sie und reglos liegt
Er wie ein Toter an den Tod geschmiegt.
Dann stöhnt er auf — matt, qualvoll, dumpf und schwer,
Hebt sich mit jähem Ruck und starrt umher,




Heinrich Hart.

Wirräugig, wie ein Blinder starrt . . . und schreitet
Zu Aaron, der um ihn die Arme breitet.
Schnell aber reißt sich Mose los und lallt
Schweratmend, auf der Brust die Hand geballt:
„Das ist's! Das ist's! Und weiter ist es nichts!
Und darum Last und Lust und weiter nichts.
War ich dein Sklav nicht, König Tod? Und bracht'
Ich dir nicht tausend Opfer in der Schlacht?
Und Tausend töteten auf mein Gebot —
Das aber ist des Todes Lohn: der Tod.
Hinweg, hinweg! Von seinem Dienste los!
Sein Werk ist Jammer, Staub und Fäulnis blos.
Ich aber suche den, der Leben schafft,
Der dieses dürre Rohr voll Reben schafft.
Ihn such' ich, der mit seines Auges Strahl
Die Wüste wandelt in duftgrünes Thal;
Ihn, Ihn, der wie mit Abendwindes Wehen
Dieses Ängsten löst; dieses bange Flehen
Und Fragen und Suchen segnend stillt,
Dieses Herz aufgräbt, daß es von neuen Brunnen quillt.
Herr! Du des Lebens Herr, überströme mich
Mit deinen Flammen! Herr! wo find' ich dich?
Herr, der du Leben säest in den Tod, —
Dich will ich, dich allein. Alles — andre — Koth!"
Er ruft's und zittert wie in Fieberbrand
Und knirscht und lehnt sich keuchend an die Wand.
Wir eilen auf ihn zu, da strafft und reckt er
Sich hoch empor. Weit aus die Hände streckt er.
Und reißt vom Gürtel dann das Schwert. Zur Erde
Hinwirft er es. Und hastiger Geberde —
Wie Einer, den vom Schiffe mahnt Geschrei,
Abschied zu nehmen, — winkt er mich herbei;
Küßt mich und küßt die Freunde . . . und hinaus,
Ein Suchender, geht er zu Ammons Haus.
Zum Priester ward der Held. Doch nicht in Mauern

Fand er den Gott, dem Land und Meer erschauern . . .
Er ging. Und siehe! unsres Volkes Tag
Erlosch und unsres Hauses Säule brach.
Nacht fiel auf Israel, Nacht ohne Licht;
Wir nannten uns ein Volk, wir waren's nicht.
Wie eine Gräberstadt war Jakobs Haus,
Und müde Schatten irrten ein und aus.
Wie Gras am Wege lagen wir zerdrückt,
Misraïm*) hielt den Nacken uns gebückt;
Misraïm trat uns nieder und mit Spott
Rief es: Bet an, bet an, ich bin dein Gott.
Und wir — wir beteten und keiner dachte
Des Gottes noch, der über Jakob wachte" . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

## Der Morgen.

Hier schwieg der Alte. Aus der Ebene drang
Von fern herüber dumpfer Hörnerklang.
Und Phinehas**) schrie auf: „Hört ihr das Dröhnen
Des Widderhorns? So dürfen sie uns höhnen!
Frech tönt ihr Weckruf auf zu Jahwe's Ohr
Den heilgen Berg dringt ihr Geschrei empor.
Ist kein Prophet hier? Kündet keine Stimme:
Wie lange säumt der Herr mit seinem Grimme?"
Abwehrend hob der Vater seine Hand;
Er blickte still empor zum Bergesrand,
Zum Himmel, der in Morgenfeuern brannte,
Mit goldnem Zelt die Höhen überspannte.
Und jede Höhe, jede Kuppe sprühte
Von rotem Schmelz. Der nackte Fels erblühte
In Rosenglut. Aufglitzerte wie Seide
Der Bergwand Adernetz. Wie Perlgeschmeide
Erflimmerten die Körner und Krystalle.

*) Egypten.
**) Eleasars Sohn, der kurz vorher den Männern vom Abfall Aarons und des Volkes zum Stierdienst berichtet hat.

Und thalwärts floß, — als ob herniederwalle
Mit Flötenspiel, in festlich buntem Schwalle
Ein Priesterzug, — so floß am Bergeswalle
Hinab ein Strom von Sonnenglast und Glanz.
Um jede Zacke glomm ein Feuerkranz.
Zu Lichtaltären flammten auf die Klippen.
Mit tausend Spalten wie mit durstgen Lippen
Trank jeder Fels das Licht. Und goldne Blitze
Durchfunkelten die Purpurwolkenschleier
Die flatternd hingen um des Horebs Spitze —
So hielt die Bergeswüste Morgenfeier . . .
Und Eleasar sprach: „Das ist das Licht!
So strahlt auf Mose Jahwe's Angesicht.
Vor ihm nur liegt, hell, wie der Quelle Grund,
Der Ratschluß Jahwe's, ihm nur wird er kund.
Was soll uns schwärmender Prophetlein Rat?
Sie schauen nur durch Nebel Jahwe's Pfad.“
„Das ist's!“ rief Kaleb. „Warum sorgen wir?
Ich folge meinem Herrn, doch er nicht mir.
Er weiß die Stunde, wann sein Grimm wird schneiden
Das geile Kraut, die Streu vom Korne scheiden.
Kommt mit ins Zelt! wenn ihr dem Herrn vertraut,
Das Aug' verdorre, das den Frevel schaut!“
Die Männer nickten stumm. Vorsichtig glitten
Mit Kaleb sie den Fels hinab und schritten
Am Schafberg hin, der grün von Kraut und Ried
Die Felsenschlucht vom Thal des Schweigens schied.
Nur Phinehas blieb trotzig stehn. Da kehrte
Auch Hebron eilends um, sein Zeltgefährte.
Und eine Weile starrte jeder drein.
Dann aber grollte Phinehas: „Nein! Nein!
Ich berste, sollt' ich jetzt in's Zelt mich setzen
Und schwatzend wie ein Weib die Zeit verschwätzen.
Mit diesen Augen will ich sehn wie weit
Sie's treiben. Ruft der Herr, bin ich bereit.“

„Da halt ich mit!" stieß Hebron schnell heraus.
„Mein Schwert wird staubig, gerne klopf ich's aus.
Sieh! in dem Thal dort! Zu dem Feste trotten
Die Schafe schon. Da kommt's in ganzen Rotten.
Ist das nicht Zuph — der Schlauch? Und da! Die Zwei!
Die Dirnen Hophni's! Wie das tänzelt! Hei!
Das ist ein Gott für Weiber, dieser Stier!
Sie fühlen es schon krabbeln — — hier — und hier."
Und Hebron lachte laut; doch finster brütend
Stand Eleasars Sohn. Er ballte wütend
Die Rechte. Plötzlich aber warf er keck
Den Kopf empor: „Hinab an unsren Fleck!" . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

## Das Fest.

Ein Blitz — erstarrt in Erz. Von Strahlen flimmernd
Von feurig zitternden, erglänzte schimmernd
Und ragte still und hoch der goldne Stier.
Und sah mit Augen, groß und von Saphir
Vom Hügel nieder. Jeder fühlte beben
Sein Herz, — das Bild des Gottes schien zu leben.
Noch lag die Ebene still. Und nur im Westen,
Wo Pfost' an Pfosten, Zelt an Zelt sich preßten,
War ein Gewühl. Nun aber quoll hervor
Aus allen Schluchten Volk, und klomm empor
Das nackte rollende Gestein, zu kauern
Am Hang der Felsen, die mit Riesenmauern,
Wie einen See, umklammerten das Thal,
Das rauhe, dorrend in der Sonne Strahl.
Das Thal erbebte: Jauchzend in die Lüfte
Hinbrauste, rollte schmetternd durch die Klüfte
Posaunenklang. Und Hallelujah dröhnt es
Empor zum Himmel. Hallelujah tönt es
Vom Himmel wieder . . . Aus den schwarzen Zelten —
Ein weißer Strom, den Frühlingswasser schwellten —

Wand rauschend sich der Opferzug hervor.
Hell leuchtete der Byssuskleider Flor,
Bunt schillerten die Mützen, Gürtel, Spangen,
Gleich Blumen, die im Kornfeld farbig prangen.
Voran die Bläser. Der Posaune Schall
Macht freien Weg. Und dann in wirrem Schwall
Die Opferdiener. Der trug in der Hand
Messer und Strick. Ein Andrer, wutentbraunt,
Stieß mit der Faust den Stier, den störrisch jungen,
Der rannte dem Bock nach, der sich losgerungen.
Jetzt blitzten Aller Augen auf, jetzt schoben
Sich Alle vorwärts, Kopf und Hals erhoben.
Hallel! erklang es jubelnd — El! Hallel!
Das Sistrum klingelte Hallel! Hallel!
Die Tänzerinnen glitten, flogen vorbei,
Sie bogen sich, drehten sich, schwebten zwei zu zwei;
Rasselnd schwirrte das Tamburin, und leise
Dazwischen tönte süße Flötenweise;
Goldglitzernde Schleier wehten wie Duftwolken empor,
Verhüllend der Sängerinnen feierlichen Chor.
Den Sängerinnen folgten würdig schreitend
Zwölf Knaben, Weihrauchwolken rings verbreitend;
Zwölf Mädchen folgten, die nach allen Seiten
Blühende Zweige, duftige Kräuter streuten.
Und hinterdrein, purpur- und goldgeschmückt,
Schritt Aaron, stolzen Gangs und doch bedrückt;
Sein schlaff Gesicht schien müd und sorgenschwer,
Die Augen irrten unstät hin und her . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Jetzt rauschten die Harfen auf, die Zither erklang
Zu des Chores lockendem Liebessang;
Leis hob die Weise an sehnsüchtig schwebend,
Und schwoll dann an lustjauchzend, brünstig bebend:
„Über die Berge wandelst du zu mir her,

Du Starker, du Liebender, zu mir her!
Weihrauchdüfte atmet dein roter Mund,
Purpurn aus deiner Augen nachtdunklem Schlund
Loht die Flamme, die brennende Flamme hervor —
Du die Flamme, ich das Rohr.
Feurige Arme umstricken, umschlingen mich,
Brennende Pfeile durchbohren, durchdringen mich,
Lodernd steig ich in dir empor —
Du die Flamme, ich das Rohr.
Suchst du mich, Herr? 's ist Nacht wo ich bin —
In deine Stralen nimm hin, nimm mich hin!
Bist du müde, mein Freund? So raste, so bleib!
Sieh! ein kühler Weingarten ist mein Leib;
Meine Zweige sie neigen sich schattig belaubt,
Meine Lilien duften — da ruhe dein Haupt!
Dürstet dich, Liebender, in deiner Glut?
Meine Brust ist ein Quell — da trinke mein Blut!
Meine Brüste sind Bächlein vom Winde bewegt,
Mein Schos ist ein Brunnen palmenumhegt.
Hungert dich, Liebster? O kehr bei mir ein —
Verzehr' mich! Verzehr' mich! Ganz dein! Ganz dein!
O wacht auf! O herbei! ihr Töchter des Bal!
Der Bruder, der Gatte steigt nieder ins Thal.
Eure Weingärten öffnet, daß im Schatten er ruht,
Eure Brüste dem Dürstenden — euer Blut, euer Blut!
Mit Cymbeln und Reigen holt ihn herein —
Hier bin ich, Geliebter! Ganz dein! Ganz dein!"

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

## II.

(Aus Erzählung IV: „Die Seefahrer".)

### Meeresleuchten.

Und nun schliefen und träumten die Wasser, und weich
Gingen die Wellen, unhörbar weich.
Eine Braut in der Vornacht — ruhte das Meer;

Im Traume lächelnd, wenn über die Wellen her
Ein Mondstrahl glitt, und leis atmend regte
Die schimmernde Brust sich, die windbewegte.
Und der Wind hob sich kecker; neckisch spielend
Durchschnitt er die Flut, sich wiegend und sielend;
In die Luft blies er prustend den spritzenden
Gischt, und brodelte Schaum auf, weißblitzenden.
Empor aus der Tiefe klang Flüstern und Plauschen,
Dann weithin ein Knistern, ein wallendes Rauschen —
Unsichtbare Hände deckten das weit-
Hin fließende, flimmernde Hochzeitskleid
Über die Braut, ausbreitend das weiche,
Opalhaft glimmernde, Lichtfransenreiche.
Die Säume strahlten, gewebt aus Blitzen,
Funkelnd zitterten blaßgrüne Spitzen;
Und Zweiggewinde, korallengraue,
Goldglimmernde Blüten, sammetblaue,
Durchrankten das Kleid, das purpurgestreifte,
Mit silbrigem Schmelz schneeglitzernd bereifte.
Nun regte der Leib sich, und das Gewand
Blähte der Wind; da flatterte Band
An Band glasglitzernd empor
Und aus Falten und Spitzen sprühte hervor
Gefunkel von tausend weingoldnen Topasen;
In der Luft zerplatzten silberne Blasen,
Und es flirrten und schwirrten und strömten zusammen
Feurige Regen, thauschillernde Flammen . . .

III.

(Aus Prolog zur Erzählung XXII: „Die Hungernden“.)

## Der Schrei.

Ich träumte und ich fuhr vom Traume auf,
Ich starrte durch die Nacht herab, hinauf;
Ich bebte wie ein Kind, mein Leib war naß

Von brennendem Schweiß und war wie sprödes Glas;
Ich fühlte zucken jeden Nerv, und Tropfen
Für Tropfen an die Brust das Blut mir klopfen;
Ich zitterte und meine Glieder klammten
Sich ineinander, meine Lippen flammten.
War das ein Traum, was mich so jäh entsetzt,
Was wie ein Wild mich aus dem Schlaf gehetzt?
Dieser Schrei! dieser Schrei! unirdisch, wesenlos,
So grauenvoll und doch ein Schatten blos.
So schreit nicht Fleisch und Blut, so heult der Schlund
Der Meerflut nicht, so ächzt nicht todeswund
Die Hirschkuh, der am Hals die Wölfin hängt,
So knirscht die Flut nicht, die den Damm durchdrängt.
's war ein Wimmern, ja ein Klagen war's,
Ein seufzend Flehen, ängstlich Fragen war's;
So ginge durch die Luft ein Weinen wol,
Mitleid entpressend auch den Steinen wol:
Wenn sich die Gräber öffneten zumal,
Und alle Thränen, alle Herzensqual,
Die Leben je dem Sterben nachgeweint,
In einen Laut, in einen Strom vereint,
Emporgetragen in den Himmel strebte —
Ja solch ein Klagen war's, das mich durchbebte.
Nein, nein, ein Heulen war's ein Dröhnen war's,
Ein gellendes, verzweifelt Höhnen war's;
So braust wohl einst von wüthendem Geschrei
Ein Sturm durchs Land, verlöschend Licht und Mai:
Wenn alle Kerker springen auf zumal,
Und tausend bleiche Schatten in den Saal
Des Richters drängen und jede Fiber schreit:
„Gerechtigkeit! du! — du! Gerechtigkeit!" . . .

## H. Fischer.

(Wiesbaden.)

# Uhs Hannjärg.

De Wind, de gung mächdig un blus un blus
de Kathrin grod in die Ank[1],
he ballert de Räck[2] un blus un blus
un weist[3] ei'm de Hosse[4], so blank.

He fegt um de Kopp er[5], es Dichelche[6] weht,
he kloppt an de Kist uf ir'm Kopp;
de Kathrin, de wehrt em, — ihr Knoche sein stark,
sus[7] fegt' he se üm[8] im Galopp.

De Kist is klah[9], de Ahstrich[10] gäl[11],
fest hot se de Kathrin gepackt,
drei Mark hot se kost, drum is se so schie,
Dodervor[12] hot sei sich geplackt.

Zwa Stunne schon wor se unnerwägs,
Derhäm ließ er'sch doch kah Ruh . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
se guckt in de Heh un admet uf,
e Bauer kimmt uf se zu.

---

[1] Nacken; [2] Röcke; [3] zeigt einem; [4] die Strümpfe; [5] ihr; [6] Kopftuch; [7] sonst; [8] um; [9] klein; [10] Anstrich; [11] gelb; [12] darum.

„Was hott er denn do in de Kist?“ frogt he,
„Uhs Hannjärg,“ sogt se, „e hot“ —
— es Kistche wackelt, so greint se und flennt —
„de Pocke hot e gehott.“

De Bauer, de sprung uf de Seit und lief
un kloppt sich mit sei'm Stock,
„des Dunner! de Pocke!“ un kloppt un kloppt
a's säße s'em schon uf sei'm Rock. — —

De Kathrin gung wei'rer, es Kistche drickt,
es werd er fast ze viel;
de Pärrner[1] und Kister stunne schon do,
uhs Hannjärg wor am Ziel.

Uhs Hannjärg krag[2] e Gebet geholle,
und ahch en Seege noch,
Dann dahte se des schie, gäl Kistche
in e gruß[3], schwarz Loch . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

De Wind, de gung mächdig un blus un blus
de Kathrin de Zepp[4] in de Heh,
doch drin in de Brust, uhs Hannjärg,
do daht he weh.

---

[1] Pfarrer; [2] bekam; [3] groß; [4] Zöpfe.

## Hermann Bahr.
(Wien.)

# Bonaparte.

In drei Akten.

Personen: Napoleon Bonaparte.
Josefine, seine Frau.
Eugen von Beauharnais, ihr Sohn.
Barras.
Der Oberst.
Der österreichische Gesandte.
Korporal Moustache.
Eine Ordonnanz.
Der Pariser Kourier.
Erster Adjutant.
Zweiter Adjutant.
Offiziere, Soldaten, Italiener, Italienerinnen, Zofen.
Zeit: 1796.

Ein elegantes Boudoir im Stiele des Directoire, klein und schmal aber mit raffiniertem Geschmacke eingerichtet. Im Hintergrunde zwei Fenster auf einen Garten hinaus; davor ein zierliches Rokoko-Piano mit eingelegter Arbeit, die eine Schäferszene des Watteau darstellt. Rokoko-Glasschränke mit Nippes. An der Wand rechts ein kleiner Damenschreibtisch. In der Mitte ein runder Tisch und Fauteuils. — Im Vordergrunde links eine breite Chaiselongue mit kostbaren Fellen. Viele Spiegel. Rechts und links je eine Thüre. Kamin.

Josefine (ausgestreckt auf der Chaiselongue, in einem verführerischen Schlafrocke, sehr ärgerlich, in dem sie den Zipfel ihres Taschentuches zwischen den Zähnen zernagt und an dem anderen Ende nervös mit den Fingern zerrt): Und ich will es! ich will es! ich will es!

Barras (mit gesuchter Eleganz und steifer umständlicher Würde, immer mit den Bewegungen des gravitätischen Philisters. Indem er sich auf den Rand der Chaiselongue setzt, vor welcher er gestanden ist, und den Arm um Josefine legen will, um sie zu besänftigen, mit väterlicher Zärtlichkeit): Aber meine liebe kleine Josefine —

Josefine (indem sie mit einer hastigen Bewegung die Beine an sich zieht, sich aufsetzt und den rechten Ellenbogen auf das Kissen stützt, mit dem Taschentuche leicht nach Barras schlagend; schlecht gelaunt und entschieden): Ach nein! Danke. Damit fangen Sie mich heute nicht! (sie spreizt die Finger der rechten Hand auseinander und dreht die Hand rasch abwehrend im Gelenke): Alles umsonst!

Barras (in derselben Haltung, ohne sich abschrecken zu lassen): Aber so hören Sie mich doch nur —

Josefine (heftiger, indem sie mit der Linken das Taschentuch gegen ihn schwingt und ihn mit der Rechten von der Chaiselongue verdrängt, so daß er aufstehen muß): Weg, weg! Jedes zu seiner Zeit! Jetzt sprechen wir von Geschäften — von meinem Manne.

Barras (der von der Chaiselongue aufgestanden ist, verlegen, was er eigentlich soll): Braucht es darum gleich diese grollende Miene, darum diesen feindseligen Ton, so viel häßlichen und ungemütlichen Zank? Die angebetete Königin aller Feste ist nicht wieder zu erkennen.

Josefine (geringschätzig, spöttisch): Puh! (plötzlich trotzig): Es ist Ihre Schuld!

Barras (mit schwerfälligem Pathos; man merkt, daß er sich gerne reden hört): Die Schuld Ihres wärmsten, ehrlichsten, aufrichtigsten Freundes, der keinen sehnsüchtigeren Wunsch kennt —

Josefine (welche sich auf der Chaiselongue wieder lange ausgestreckt hat, den rechten Arm unter den Kopf schiebt und mit der Linken das Taschentuch durch die Luft schwingt): Lalalalala! Wenn Sie sich bloß das ewige Deklamieren abgewöhnen könnten! Wir sind nicht im Konvent. Es imponiert mir nicht so viel! (sie schnippt mit den Fingern) Sie machen sich nur lächerlich.

Barras in seiner Eitelkeit verletzt, spitz): Es ist sehr schwer Ihnen zu gefallen, meine teuere Freundin! Sie beschuldi-

gen mich, die Sorge um ihre Wohlfahrt zu vernachlässigen, aber wenn ich mich verteidige und Ihnen raten will, dann hören Sie mich gar nicht an, sondern lachen mich nur aus.

Josefine (fängt unmäßig zu lachen an): Armer Kerl!

Barras (wie oben): Ja — was soll ich da eigentlich thun?

Josefine (heftig mit einer nervösen Geberde): Schaffen Sie mir den Menschen weg! — (indem sie die Hände nervös vom Körper weg bewegt, wie um etwas von sich wegzuwälzen) Luft, Freiheit!

Barras: Er ist zum General der Feldarmee ernannt. Mehr können Sie doch wirklich nicht verlangen. Er soll jeden Tag Paris verlassen.

Josefine (ihm verächtlich nachspottend): Soll — soll verlassen! Aber er verläßt es nicht! Sie sehen ja, daß er es nicht verläßt!

Barras (aufgeblasen): Man wird ihn zwingen.

Josefine (aufbrausend, indem sie sich stolz aufrichtet, mit blitzenden Augen): Wer wird ihn zwingen? Ihr? ihr werdet Bonaparte zwingen? Da bin ich doch wirklich begierig.

Barras (kleinlaut, ärgerlich, vorwurfsvoll): Jetzt ist Ihnen das auch wieder nicht recht! Wahrhaftig, Josefine, Sie haben heute keinen guten Tag.

Josefine (wütend): Und morgen auch nicht, und übermorgen noch weniger und — ah, Sie sollen mich erst kennen lernen! Sie sollen noch ganz andere Dinge erleben! (Sie ist von der Chaiselongue aufgesprungen und dringt auf Barras ein, der vorsichtig zurückweicht): Ich will Sie quälen, ich will Sie peinigen, ich will —

Barras (sie mit vorwurfsvoller Bewegung abwehrend): Aber Josefine —

Josefine (indem sie wütend mit dem Fuße aufstampft): Schweigen Sie — oder weiß Gott: ich bin imstande (Sie macht eine Bewegung als wollte sie ihn schlagen; er wendet ihr kopfschüttelnd den Rücken und geht nach dem Piano im Hintergrunde. Sie geht vor den Spiegel und richtet hastig ihre Haare. Nach einer Pause, ein wenig ruhiger): Sie sind an Allem Schuld! Sie haben

mich in diese unglückselige Heirat hineingehetzt! und jetzt sitze ich da und kann die Suppe ausessen!

Barras (nach einer Pause, indem er wieder von dem Piano nach dem Vordergrunde kommt): Sie wissen doch ganz genau, daß es nur in der besten Absicht für Sie geschah —

Josefine (noch vor dem Spiegel, mit ihren Haaren beschäftigt): Ja freilich!

Barras: Hätte ich an mich gedacht, ich hätte Ihnen wahrhaftig niemals dazu geraten. Was kann für mich schmerzlicher sein, als Sie in den Armen eines anderen zu wissen? Um Ihretwillen habe ich mich bezwungen —

Josefine (immer vor dem Spiegel, indem sie zu jedem seiner Worte spöttische Gesichter schneidet): O, O!

Barras: Es war die Rücksicht auf Ihr Wohl, auf Ihre Sicherheit; auf Ihr Glück, die meine eigenen Wünsche erstickte. Ich wollte Sie in dieser wilden, wechselvollen und gefährlichen Zeit nicht ohne Schutz und einsam wissen.

Josefine (wie oben): Einsam! thun Sie bloß nicht so!

Barras: Mein Schicksal ist ungewiß und schwank. Mir drohen täglich tausend Gefahren. Was wäre denn aus Ihnen, der schwachen unerfahrenen Frau geworden?

Josefine (mit einem raschen Ruck sich vom Spiegel weg nach ihm wendend, den Oberleib vorgebeugt, sehr wütend): Nun hören Sie aber gefälligst auf — ja? Soll ich Ihnen sagen, wie die Sache war? Sie teilen mich lieber mit einem, als mit allen — da! das war ihre Logik. Darum haben Sie mir diesen Kettenhund vorgelegt.

Barras (kopfschüttelnd, beschwichtigend): Josefine, Josefine! Warum denn immer gleich solche Ausdrücke!

Josefine: Als ob ich es nicht vom Anfang an gewußt hätte! Sie dürfen sich nicht einbilden, weil Sie Ihre weisen Politiker betrügen —

Barras (hoheitsvoll): Lassen Sie den Staat in Ruhe, Josefine.

Josefine: Keine Furcht — ich thue Ihrem Staate nichts! wenn bloß Sie ihn endlich in Ruhe ließen!

Barras (wie oben): Sie kommen von Ihrem Thema ab.

Josefine (indem sie sich mißmutig wieder auf die Chaiselongue setzt, die Arme in den Schoß gestützt): Wozu auch das lange Gerede! Wir haben uns alle beide verrechnet. Sie haben sich den kleinen General so als eine Art von Keuschheitsgürtel für mich gedacht —

Barras: Es thut mir weh, so unzarte Worte von Ihnen zu hören.

Josefine: Und ich erwartete einen aufmerksamen, dankbaren und bequemen Gatten, einen verläßlichen Sekretär — (mit komischer Sentimentalität träumerisch vor sich hin): Ach, ich hatte es mir so schön gedacht!

Barras: Übertreiben Sie nicht so. Es gab eine Zeit, wo er mich eifersüchtig machte.

Josefine (sich aus ihren Träumereien losreißend): Ach Gott, diese Heirat war eine große Dummheit.

Barras: Es gab eine Zeit, wo Sie ihn zu lieben schienen.

Josefine (ärgerlich, nervös): Lieben, lieben — mein Gott! kann sein, ja — ich erinnere mich nicht mehr so genau! Wenn ich alle heiraten wollte, die ich einst geliebt habe — wo käme man denn da hin!

Barras (beleidigt): Sie sind sehr aufrichtig.

Josefine: Vor Ihnen werde ich mich genieren! ich habe es nicht nötig zu lügen. Ich bin kein Staatsmann.

Barras: Sie sündigen stark auf meine Schwäche.

Josefine (unverschämt, mit einem höhnischen Blick von der Seite): Worauf sollte ich sonst sündigen?

Barras (um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben): Ich meine, Sie sind selber nicht ganz frei von Schuld. Sie haben den guten Bonaparte falsch behandelt. Sie hätten sich ihn besser erziehen müssen.

Josefine (ärgerlich, sehr lebhaft): Ja wohl! Erziehen — ihn! weil ihr ihn alle nicht kennt, weil keiner von euch eine Ahnung hat —

**Barras** (hochmütig, mitleidig, von oben herab): Aber Josefine! Mein guter Bonaparte —

**Josefine** (kurz abbrechend, mit einem sonderbaren Blicke): Na, wir werden ja sehen — (plötzlich aufspringend) Mich schaudert manchmal vor ihm! er kann so umheimlich sein, daß einem bange wird — der korsische Wehrwolf —

**Barras** (wie oben): Sie phantasieren, Josefine.

**Josefine** (vor sich hinstarrend): Und dann — das ist nicht eure glatte, gemütliche und sanfte Galanterie — es ist eine Wut und Raserei — oh! (sie zittert und schüttelt den Kopf, wie um etwas abzuwerfen.)

**Barras** (wie oben): Der Mann hat 26 Jahre.

**Josefine**: Erst gefällt es einem schon — (plötzlich sehr heftig, wie ein unartiges Kind) Aber ich will nicht! ich lasse mich nicht wie eine Sklavin behandeln! ich will frei sein, ich will genießen, mich unterhalten, meinen Launen folgen — ich will leben, leben, leben! (indem sie kokett einen kleinen Handspiegel von dem Tischchen nimmt und triumphierend ihre Schönheit betrachtet) Habe ich kein Recht, Bürger Barras?

**Barras** (indem er sie von hinten umschlingt und küssen will, mit einer sinnlichen Aufwallung): Meine angebetete Josefine.

**Josefine** (indem sie sich von ihm losmacht und den Spiegel wegwirft, kurz): Heute nicht.

**Barras** (ärgerlich, fast tyrannisch): Wann?

**Josefine** (verächtlich von oben, indem sie die Arme verschränkt): Wann es mir wieder einmal belieben wird!

**Barras** (unmutig auf und ab gehend): Weiber, Weiber!

**Josefine** (indem sie ihn spöttisch beobachtet, mit Koketterie): Wann Bonaparte fort ist. Jetzt bin ich bloß treue und gehorsame Gattin. Aber seinen ersten Sieg feiern wir zusammen (sie streckt Barras ihre Hand entgegen.)

**Barras** (indem er leidenschaftlich ihre Hände ergreift und küßt): Ich schicke ihn morgen nach Italien.

**Josefine** (mit leisem Spotte): Ja, schicken Sie ihn!

**Barras** (ihre Hand festhaltend, heiß): Und wann der erste Sieg —



Herrmann Bahr

Josefine (spöttisch, indem sie ihm ihre Hand entzieht): Sie wollen es wohl gleich schriftlich?

Barras: Josefine, Sie treiben Ihr Spiel mit mir!

Josefine (mit koketter Frechheit): Was sonst? Nur keine Sentimentalitäten! Überhaupt — so lange Bonaparte noch hier ist —

Barras (resigniert): Das heißt: ich darf jetzt gehen?

Josefine (geht auf ihn los, legt beide Arme auf seine Schultern, nickt mehrere male bejahend und sagt dann mit komischer Wehmut): Ich hätte Sie heiraten sollen — (indem sie ihn losläßt) Und mit Bonaparte betrügen! Es wäre besser gewesen.

Barras (geschmeichelt, selbstgefällig): Und wann darf ich wieder kommen?

Josefine: Mit der ersten Nachricht vom Heere Bonapartes.

Barras (verneigt sich tief, küßt ihr die Hand und geht durch die Thüre rechts ab).

Josefine (sieht ihm einen Augenblick nach und dreht ihm dann lachend eine lange Nase. Dann geht sie nachdenklich nach dem Vordergrunde und wirft sich wieder auf die Chaiselongue. Sie macht eine ärgerliche Miene, seufzt mißmutig und schüttelt trotzig den Kopf).

Bonaparte (tritt rasch und ungestüm durch die Thüre rechts ein, in großer Wut. Er stürzt wie sinnlos auf Josefine los und hält vor der Chaiselongue unschlüssig an. Er betrachtet Josefine mit Zorn, Haß und Verachtung).

Josefine (ohne ihre bequeme Lage zu verändern, indem sie ihn mit gleichgiltiger Miene betrachtet, nach einer Pause): Na? — Wieder einmal ganz —? (sie macht eine Geste nach der Stirne, als ob es bei ihm nicht recht richtig sei).

Bonaparte (wendet sich unmutig von ihr ab, wirft seinen Hut in die Ecke des Zimmers und schreitet ärgerlich, die Hände in den Hosentaschen und seine Lippen zernagend, mit großen Schritten durch das Zimmer, indem er bisweilen einen wütenden, aber unschlüssigen Blick auf Josefine wirft).

Josefine (nach einer Pause, mit leichtem Spott): Das ist dir jedenfalls sehr gesund, wenn du dir Bewegung machst! Wenigstens wirst du nicht zu dick.

Bonaparte (indem er hart vor die Chaiselongue schreitet und Josefine herrisch fixiert): Barras war hier.

Josefine (ohne ihre Lage zu verändern, indem sie lässig die Lider schließt, gleichgiltig): Gewiß!

Bonaparte: Wozu?

Josefine: Frage ihn!

Bonaparte (stampft heftig mit dem Fuße und macht eine Bewegung als ob er auf sie losspringen wollte; dann bezwingt er sich und nimmt seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. Nach einer Pause, indem er wieder vor Josefine stehen bleibt, kalt, ruhig scharf): Du weißt: ich will seine Besuche nicht — (heftig, indem er den Kopf zurückwirft) ich will sie nicht.

Josefine (sehr gelassen und gleichgiltig): Aber ich! darum kommt er auch nicht zu dir, sondern zu mir.

Bonaparte (indem er auf Josefine losspringt, sie heftig am Handgelenk packt und unsanft schüttelt): Er wird nicht mehr zu dir kommen — ich sage dir —

Josefine (indem sie aufspringt und sich aus seinem eisernen Griffe vergeblich loszumachen sucht; schmerzhaft aufschreiend): Au! Du thust mir ja wehe.

Bonaparte (indem er sie immer heftiger schüttelt, heiser, zwischen den Zähnen): Er wird nicht mehr zu dir kommen — oder ich erwürge euch alle beide. (Er bleibt, da Josefine sich aus seinem Griffe losreißt, mit vorgebeugten Oberleibe keuchend stehen.)

Josefine (es gelingt ihr, sich von Bonaparte zu befreien und sie taumelt mit schmerzlichem Ausdrucke einige Schritte nach der Chaiselongue zurück. Indem sie die schmerzhafte Stelle am Arme reibt, erst kleinlaut, dann wütend): ah ah — du hast mir weh gethan! — Du korsischer Bauer!

Bonaparte (indem er den Kopf erhebt, verächtlich): Immer noch besser als einer von euren verlumpten, blöden und diebischen Regenten!

Josefine: Sie wissen sich wenigstens zu betragen.

Bonaparte (höhnisch auflachend): Schufte, Dummköpfe und Feiglinge sind sie.

Josefine: Freilich! sie haben nicht den Mut, ein wehrloses Weib zu mißhandeln. Das bleibt den ritterlichen Corsen vorbehalten.

Bonaparte (fährt auf, als ob er heftig erwidern wollte, bezwingt sich, geht langsam nach dem Hintergrunde und sagt, wieder nach vorne kommend, ruhiger): Du sollst mich nicht immer reizen, Josefine! Da wühlt es dann in mir und steigt mir glühend in's Gehirn hinauf — (indem er beide Hände an den Hinterkopf preßt) und — und — und weiß nichts, ich weiß gar nichts mehr! (er stiert einen Augenblick vor sich hin und schüttelt sich dann als ob er sich vor sich selber fürchtete) Es wird noch einmal ein böses Ende nehmen — ich habe dich gewarnt! Ich bin einmal nicht, wie die anderen — ich bin einer für mich, ein besonderer, eine eigene Welt. —

Josefine (die sich auf das Kissen der Chaiselongue gehockt hat): Ach, nun fängt die alte Leier wieder an! aber mich betrügst du nicht mehr mit den großen Worten! ich will endlich einmal was sehen, was Greifbares — was wärst du denn, wenn ich dich nicht zum General gemacht hätte? —

Bonaparte (indem er im Zimmer auf und ab geht, höhnisch auflachend): Natürlich! darauf habe ich gewartet — damit ich nur ja meine Schuld nicht vergesse! Ohne eure Protektion wäre ich ja verloren! — (verächtlich) Sie mußten froh sein, daß ich mich überhaupt dazu herbeiließ. Sie haben es ja glücklich dahin gebracht, daß kein anständiger Mensch mehr General sein will.

Josefine: Na, du befindest dich aber vorderhand ganz wohl dabei.

Bonaparte (indem er mit einem langen Blicke zu ihr aufsieht, nachdenklich an das Piano gelehnt, weich und milde): Um deinetwillen — weil es dein Wunsch ist. Glaube mir, Josefine! mich reizen Ehre und Ruhm nicht mehr. Ich will nichts mehr auf dieser Welt als dich — dich lieben und dich glücklich machen dürfen. Mein einziger Wunsch ist, frei von jeder Unruhe und von jedem Geschäfte, alle meine Augenblicke

mit dir zu verbringen, immer nur dich zu lieben und dein Glück zu bereiten (immer träumerischer, indem er den Ellenbogen auf das Piano aufstützt). Ich möchte fliehen mit dir — weit, weitweg aus dem öden und wirren Getriebe der Menschen, irgend wohin unter Rosen und Orangen, ganz einsam, weltvergessen, selig, beim silbernen Scheine des Mondes.

Josefine (welche die Rede Bonapartes mit spöttischen Grimassen begleitet hat, in herausforderndem Tone auf der Chaiselongue, indem sie die Beine nach türkischer Art an sich gezogen hat): Ich danke ergebenst! Das fehlte mir gerade noch.

Bonaparte (immer noch in der nämlichen Haltung, traurig, vorwurfsvoll): Josefine!

Josefine: Du hast offenbar deinen Beruf verfehlt, mein Lieber! Du hättest so ein Dichter werden müssen — mit einer Guitarre (sie macht eine Geberde, als ob sie eine Guitarre spielen würde) freilich verdient man damit auch nicht viel.

Bonaparte (immer noch wie oben): Wir sind alle ein bischen Dichter da unten, unter den Palmen, auf meiner süßen, lieben Insel. Ich wollte, ich hätte sie niemals verlassen!

Josefine (mit komischer Zustimmung): Ich auch.

Bonaparte (kommt wieder nach dem Vordergrunde, sie fast mitleidig betrachtend, mit einem sonderbaren Blick; sehr ruhig): Du hast ja auch keine Ahnung von mir.

Josefine (höhnisch): Wie vermöchte auch eine arme, dumme, leichtfertige Französin deine wilde Größe zu fassen.

Bonaparte (mit einem sonderbaren, visionären Tone, mehr zu sich selbst): Wartet nur, das wird bald kommen. Ich sehe die Zukunft.

Josefine: Ja deine Phantasie ist ganz famos, — alle Achtung! besonders seit man dich zum General ernannt hat.

Bonaparte (mit dem nämlichen Tone wie früher): O, es wird dir vergolten werden — sei ganz unbesorgt, es wird dir zurückbezahlt.

Josefine: Mit spanischen Schlössern, gelt? Das ist deine Münze. (Losbrechend, heftig hervorsprudelnd): Wahrhaftig, ich

habe die ganze Wirtschaft jetzt gründlich satt: Du hast mich elend betrogen! Mein Stolz und mein Ehrgeiz träumte weiß Gott was für einen Helden — und jetzt läufst du den ganzen Tag herum, spionierst mich aus und erzählst mir Romane! ah, ah, ich habe es satt!

Bonaparte (mit plötzlich verändertem Ausdrucke, indem er auf einmal mißtrauisch wird): Was willst du, was soll ich thun?

Josefine: Deine Pflicht — möchte man meinen. Du sollst zur Armee.

Bonaparte (wild auffahrend, höhnisch): Damit du mich einstweilen ungestört mit Barras betrügst — nicht wahr?

Josefine (sehr ruhig und kalt, indem sie ihn fest ansieht): Nein, mit Tallien! (da er eine unwillige zweifelnde Bewegung macht): Ja ja! du irrst dich. Die großen Ohren des Barras sind nicht mein Geschmack. Aber Tallien — und vielleicht auch der versoffene Hausknecht Rewbell — und Larevelliere ist auch nicht zu verschmähen, mit so einen Buckel muß es ein Hauptspaß sein — (immer rascher, heftiger und höhnischer) Alle, alle, der Reihe nach, wie sie sind — ich frage nicht lange, nicht wahr? Das ist deine Meinung von mir das ist deine Liebe und deine Achtung! (sie geht in heftiger Erregung durch das Zimmer.)

Bonaparte (sieht sie mit verschränkten Armen zweifelnd und mißtrauisch an).

Josefine (indem sie wieder nach dem Vordergrund kommt und vor Bonaparte stehen bleibt): Aber wenn du vielleicht glaubst, daß du deswegen erst zur Armee zu gehen brauchst — oh mein Lieber, da kennst du mich schlecht. Deswegen kannst du ganz ruhig dableiben — du störst mich nicht im geringsten. Darauf kannst du Gift nehmen. (Sie setzt ihre Wanderung durch das Zimmer fort.)

Bonaparte (steht einen Augenblick unschlüssig und ratlos und wirft sich dann wie ein ungeberdiges Kind auf die Chaiselongue, mit den Händen sein Gesicht bedeckend, stöhnend und leise schluchzend).

Josefine (bleibt überrascht stehen, wirft einen verwunderten Blick auf ihn und tritt hinter die Chaiselongue, indem sie sanft die Hand

auf seine wirren Locken legt; ruhig, gutherzig): Was hast du denn nun wieder?

Bonaparte (indem er ihre Hand erfaßt): Wenn du wüßtest, was ich leide — diese entsetzliche Angst, unablässig — ah ah — (er reißt sich den Rock auf und atmet schwer).

Josefine (indem sie sich sanft über ihn beugt): Weil du mir eben nicht vertraust! Vertrauen muß der Mann haben.

Bonaparte (zwischen den Zähnen, verzweifelt): Wie kann ich dir denn vertrauen!

Josefine (indem sie sich zu ihm niederläßt, seinen Kopf in ihre Hände nimmt und ihn auf die Augen und auf den Mund küßt; schmeichelnd wie eine Katze): O du ganz dummer und blinder Mann! Ich habe dich ja so lieb.

Bonaparte (mit einem heftigen Ausbruch starken Gefühles, indem er seine Arme um sie schlingt und sie an sich zieht): Josefine, meine liebe Josefine!

Josefine: Glaubst du denn wirklich, deiner Geliebten könnte noch irgend ein anderer gefallen — du Narr!

Bonaparte (lacht glücklich und küßt sie stürmisch).

Josefine: Ich will dir's bloß nicht sagen, weil ich mich fürchte! auf einmal wirst du meiner überdrüssig sein und willst nichts mehr von mir wissen.

Bonaparte: Nie, niemals!

Josefine: Ja ja! oh — ich kenne die Männer!

Bonaparte (indem er aufspringt und sie lachend ansie[ht]): Aber mich kennst du nicht — mich kennst du noch lange nicht, Josefine! Wenn ich erst weiß und sicher bin, daß du mich liebst, da sollst du erst sehen! (vergnügt in sich hineinlachend) Ja, warte nur erst, mein Schatz! Eure Armee ist ratlos und verlumpt — für einen Kuß von dir mach' ich sie siegreich und unwiderstehlich! Österreich ist stolz und mächtig — für einen Kuß von dir werfe ich es in den Staub! Und so viele Küsse du mir gibst, so viele Königreiche der Erde will ich dir schenken!

Josefine (lachend, indem sie ihn umarmt): Oh du lieber närrischer Phantast!

Bonaparte (indem er sich wieder auf die Chaiselongue setzt und sie auf den Schoß nimmt, übermütig): Ja, ja, du wirst schon sehen, wie ich bin! Da gibts keinen Widerspruch, wenn ich einmal was will! und alles was du befiehlst, das geschieht: Geld und Ruhm, kostbare Reichtümer und schöne Titel — du brauchst es bloß zu befehlen! und ein bischen gern haben mußt du mich dafür — ja?

Josefine (indem sie ihn küßt, lustig): Du bist doch ein ganz verzwickter und verdrehter Mensch — unglaublich! Bald wild und häßlich und zuwider wie ein ruppiger Waldmensch —

Bonaparte (mit geheuchelter Entrüstung): Aber, gnädige Frau —

Josefine (indem sie ihn zärtlich bei seiner wirren Stirnlocke zaust): Ja ja, du böser Struwelkopf! und dann auf einmal wieder so gut und so lieb und so herzig und dabei fein und sentimental wie eine kleine Jungfer aus der Klosterschule.

Bonaparte (lachend): Na also siehst du: da könnten sie mich doch da unten im Kriege gar nicht brauchen — die wüsten Gesellen —

Josefine (entschieden): Ah bitte: das ist jetzt ein für allemal ausgemacht.

Bonaparte: Woher denn? Das ist noch gar nicht ausgemacht.

Josefine (bestimmt, mit einem ärgerlichen Gesichte): Davon wird überhaupt nicht mehr geredet. Das bitte ich mir aus.

Bonaparte (gutmütig): Mach nur deswegen nicht gleich wieder so eine bitterböse Nase! Dann wird das Gesicht gleich so lang und messerscharf und alles wird spitz — komm her, ich bin heute so noch nicht rasiert! (Er fährt mit seiner Wange über ihr Gesicht.)

Josefine (indem sie ihn auf die Wange schlägt): Also es bleibt dabei — du nimmst endlich den Befehl?

Bonaparte (gleichgiltig, um nur Ruhe zu haben): Ja.

Josefine: Ehrenwort?

Bonaparte: Ja, schreckliches Geschöpf!

Josefine (hartnäckig): Nein, ordentlich! sag ordentlich: ich gebe dir mein Wort —

Bonaparte: ich gebe dir mein Wort —

Josefine: morgen zur Armee zu gehen.

Bonaparte: morgen? Davon habe ich noch gar nichts gesagt!

Josefine: Aber das versteht sich doch von selbst! Gott, was so ein Mann schwerfällig ist! (ungeduldig) Na also wird's endlich? Morgen zur Armee zu gehen.

Bonaparte: Ja ja! morgen zur Armee zu gehen.

Josefine: Und du gibst mir auch dein Wort, daß du dein Wort halten wirst?

Bonaparte (lachend): Ja.

Josefine: Und du wirst auch siegen?

Bonaparte: Aber natürlich!

Josefine: Und auch was ordentliches erobern?

Bonaparte: Alles, alles was du befiehlst! (Er umarmt sie stürmisch.)

Josefine: Ich habe es ja gewußt, daß du im Grunde doch ein guter Junge bist!

Bonaparte (indem er sich mit Leidenschaft über sie wirft): Ach, Josefine —

Josefine (indem sie sich ihm entzieht und ihn zurückweist): Schämst du dich nicht? Es ist hellichter Tag!

Bonaparte (ausgelassen): Und wenn schon!

Josefine (mit komischer Grandezza, indem sie einige Schritte zurücktritt und sich würdevoll verbeugt): Pardon, mein Herr Gemal! ich bin Mama.

Eugen (durch die Thüre rechts hastig hereinstürzend, atemlos, lärmend, indem er in der rechten Hand ein Papier hoch schwingt): Vater, Vater! Hurrah! Endlich, endlich — ah, ich bin ja ganz wahnsinnig vor Freude! (er umarmt Bonaparte und stürzt dann auf Josefine, welche er jubelnd an sich zieht und tanzend im Kreise schwingt).

Bonaparte: Was ist denn nur los, mein ungestümer Held?

Josefine (gleichzeitig mit Bonaparte, indem sie sich von Eugen losmacht und vor ihm flüchtet): Um Gotteswillen! in diesem Hause haben alle Gefühle gleich immer eine Temperatur —!

Eugen (jubelnd, indem er Bonaparte das Papier gibt, und sich in der Rede überstürzend): Krieg! Krieg! lies — vom italienischen Heere! (zu Josefine) Nun paß einmal auf, Mama! nun sollst du uns kennen lernen — (zu Bonaparte) Denn nun gibt's nichts mehr, verehrtester Herr Papa! Du mußt ganz einfach, sagt Barras. (Übermütig) Schau, sie könnens einmal ohne uns zwei nicht richten! Wann gehen wir zur Armee?

Bonaparte (der einen flüchtigen Blick auf das Papier geworfen hat, fest und kurz): Morgen!

Eugen (jauchzend): Hurrah!

Josefine (zwischen beiden mit komischem Pathos, indem sie die Hände erhebt): Ich fühle mich ganz Heldenweib — Cornelia die Mutter Gracchen! (während Eugen und Bonaparte sie lachend umarmen, fällt der Vorhang).

## Karl Bleibtreu.

(Schweiz.)

Aus Stecchetti's „Postuma".

Erbarmen flehte ich zu ihren Füßen
Und Thränen sind geflossen . .
„Dies Kleid" antwortete der Mund der Süßen
„Sitzt mir wie angegossen."
Nachlief ich flugs in meinem Liebesharme
Der nächsten Dirne, flüchtig . .
Da rief sie mich und öffnete die Arme,
Sie wurde eifersüchtig.

* * *

Als meinem Herzen ich die Frage bot:
„Warum so leblos, wie ins Mark getroffen?"
Da sprach mein Herz: „Die Liebe, ach, ist tot."
Und als ich weiter mahnte seine Not:
„Wenn deine Liebe tot, warum noch hoffen?"
Da sprach mein Herz: „Wer nicht mehr hofft, ist tot."

* * *

Ihr, die ihr sucht der grünen Berge Schweigen,
Euch sanft hinwegzustehlen
Zum reinsten Bach und dichtbelaubten Zweigen,
Hört mich, verliebte Seelen!
Gedenket mein! An meines Lebens Rande
Bin ich zurückgeblieben.
Mitleid, o Liebende, für meine Schande!
Denn ich kann nicht mehr lieben.

* * *

Wenn Blätter schwinden unter Herbsteswinden,
Wirst du mein Kreuz im Kirchhof suchen wollen.
In einem Winkel ist es bald zu finden
Und Blumen siehst du sprießen aus den Schollen.
Die Blumen, die entsprossen meiner Bahre,
Sammle du dann für deine blonden Haare!
Die Lieder sinds, gedacht, doch ungeschrieben,
Die Liebesworte, ungesagt geblieben!

* * *

Ich sterbe, Frau, doch deine tapfre Treue
Tröstet die Scheidequal.
Ich liebe endlich ohne Scham und Reue,
Geliebt ein einzig Mal.
Ich wollte dir von meiner Jugend schenken
Den Rest nur, der noch mein.
Auf deine Schulter laß mein Haupt sich senken,
Und also schlaf ich ein.

———

Carl Korn.

(Zürich)

## Nachtvogel.

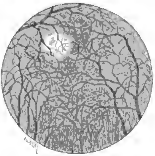
An Otto Erich Hartleben.

An dem Fuß der Weltenleuchte,
Halb im Lichtkreis, halb im Dunkeln,
Träumt die kleine Dämmerseele
Aus dem Schatten hoch ins Funkeln.

Scheue Sehnsucht regt die Flügel,
Keusche Demut bannt zur Stelle, —
Nur mit sonnendurstigen Augen
Saugt sie ein die Gnadenquelle.

Schwarzes Seelchen, Nachtdurchsegler,
Bangt sich in dem einen Sehnen,
An den müden Augenlidern
Hängen heiße, schwere Thränen.

Tausend Sonnenleichen kreisen
Droben einsam und verloren —
An dem Fuß der Weltenleuchte
Wird ein neuer Stern geboren.



## Richard Dehmel.

(Pankow b. Berlin.)

# Brief an Bierbaum.*)

13. VII. 93.

Lieber Ju!

Du wirst Dich wol, bei Oeffnung dieses dicken Briefpackets, auf ein Mscrpt. von mir gefreut haben; wirst Dich aber bald noch mehr freuen, daß es nicht von mir ist. Denn nachdem ich Dies von Schlaf gelesen habe, ist es sehr leicht möglich, daß ich vor Scham und Ehrfurcht und übermächtiger Benommenheit in den nächsten Wochen überhaupt nicht dazu kommen werde, was Eigenes zu wagen.

Wie ich Dir schon neulich schrieb, hatte Arno Holz mir „ganz was Extragroßes" für den Almanach von Schlaf verheißen, und er hat weißgott nicht, wie mir damals scheinen wollte, den Mund zu voll genommen. Es wäre ja erklärlich

*) Ich gestatte mir hier, nachdem ich die Erlaubnis Dehmels dazu eingeholt habe, einen Privatbrief zum Abdruck zu bringen, obwohl ich ziemlich sicher bin, daß sich gerade daran manche böse Auslegung und viel billiger Spott heften wird. Es wird ein willkommener Anlaß für Manche sein, angesichts dieses impulsiv gegebenen Dokumentes künstlerischen Entzückens über ein zeitgenössisches Werk und anderer Bemerkungen ähnlicher Art über einige Freundesdichtungen, den alten Spruch von der gegenseitigen Beweihräucherung der Modernen herzusagen. Man wird sich wol auch lustig machen über diesen enthusiastischen Briefschreiber, der so außer sich gerät, nicht, weil er an der Börse oder das große Loos

gewesen bei seiner tiefen Freundschaft für Schlaf und seiner Erbitterung über die constante Wurschtigkeit des deutschen Lesepöbels gegen die neue Kunst; denn darin mag er wol Recht haben, daß Schlafs schwere Nervenkrankheit vor fünf Monaten hauptsächlich die Folge der grauenhaften ökonomischen Misère gewesen ist, in der das „Volk der Dichter und Denker" mal wieder Einen seiner Besten verkommen läßt.

Aber, so leid mir der verkannte arme Kerl mit seiner weichen Innigkeit und Allzuschüchternheit auch tut: künstlerisch ist alles persönliche Hineingedeute bei mir doch ausgeschlossen. Du weißt, ich kenne ihn kaum, und gegen sein und Holzens Compagnie-Debüt als „consequenteste Realisten" habe ich sogar recht unsanft auf den Tisch gepaukt. Und jetzt — seit gestern Abend — Mensch, ich sage Dir — übrigens: ich bin ganz kopfklar, wenn ich auch ein bischen schlecht geschlafen habe, — seit gestern Abend, Julius, weiß ich, daß die Welt um eines von den ewigen Kunstwerken reicher ist, neben denen nur das ebenbürtig Tiefe in Betracht kommt, nichts Tieferes. Was das „Hohe Lied" des israelitischen Lyrikers für seine Zeit gewesen und alle Zeit geworden ist, die erschöpfende Gemütsoffenbarung, die innerste Liebeskraft einer culturellen Rasse: das ist für unsre Zeit und unser Volk und unsre Zukunft dieser „Frühling", und noch mehr! Denn jenes Lied war das letzte Jauchzen nach Glück vor dem Ende einer altersschwachen Pseudonation, eine Sehnsucht in die salomonische Vergangenheit, und die Nation saß in

gewonnen, sondern weil er — wie werden sie lachen! — eine neue Dichtung gelesen hat. Und dann der Ton dieses Briefes! Diese bald „ungenierte" bald „unerhörte" Ausdrucksweise! Oh, ich höre sie schon, die Kommentare, in allen Tonarten der Niederschmetterungsmusik.

Trotzdem kann ich es mir nicht versagen, dieses ernste Beweisstück neuen Kunst- und Seelenlebens im Musen-Almanach zu veröffentlichen, dessen kulturellen Zweck es mir aufs glücklichste zu unterstützen scheint. Ich bin der fröhlichen Ueberzeugung, daß es von denen, auf die es uns ankommt, mit Verständnis und Freude und Zustimmung aufgenommen werden wird. L. J. B.

engen Grenzen mit kleinem Gesichtskreis, ohne Bewußtsein ihrer Bedeutung für eine Menschheit; und dieser Hymnus unsres lieben, unsres deutschen Johannes ist ein Anfang, eine Wende, eine Täuferstimme an der Wiege eines neugeborenen Einheitswillens, und unser Gehirn umspannt die Erde! —

Ich finde wirklich keine Worte; Alles, was ich sage, kommt mir blechern und geschraubt vor gegen das Gefühl, mit dem dies Seelenkunstwerk in mir nachwirkt, diese schlichte Herrlichkeit. Gestern Nachmittag brachte mir's Holz, und ich las es dann am Abend vor; ihm, meiner Frau und noch drei Kennern. Und der heilige Eindruck wurde immer mächtiger; und in der Mitte, urplötzlich, zerbrach mir die Stimme — buchstäblich! Eine furchtbar zwingende Erschütterung überwältigte mich plötzlich, daß ich krampfhaft, fassungslos von meinen schluchzenden Lungenflügeln hinundhergerissen wurde, bis sich mir die hellen, seligen Tränen über die Backen drängten: — „Das ist das Lied der Kraft".

Und noch jetzt, während ich das eben niederschrieb, will's mir wieder die Kehle würgen; und wenn nicht die verfluchte Selbstanschauung wäre, die verdammt nötige, dann hätt'ich gleich noch mal von frischem losgeheult.

Und mir sitzen die Tränen weißgott nicht locker. Aber es kam so plötzlich, so in Einem Augenblick und aus der tiefsten Nerventiefe, daß ich zwei Sekunden vorher, glaube ich, Den noch ausgelacht haben würde, der mir diese heiße Rührung zugetraut hätte. Denn meine höchste Weisheit, mein *A* und *O* des Kunstgenusses war bisher die „kalte Freude", wie ich es mit vielem Selbstgefühle anzupreisen beliebte. Ich kam mir dann gewöhnlich sehr erhaben vor über die „Macht der Instinkte". Und als der sensitive Dauthendey — dadurch bin ich nämlich so intim mit ihm geworden — auch mal flennte, wie ich ihm mein Traumbild „Jesus der Künstler" vorlas, da hab'ich ihn im Stillen eigentlich für eine recht bedauerliche Nervenmolluske gehalten.

Na, und in der Tat: hier zwischen Schlaf und mir, das war auch wirklich noch was Andres. Denn hier war eben wirklich Nichts, was noch durch die bloßen sympathetischen Instinkte die Vernunft bestach; Nichts, was allzumenschlich an das Mitleid, an die sentimentale Unterschiebung der lieben Ichgefühle tippt; oder, da ja schließlich ohne Sympathie keine suggestive Wirkung denkbar ist, doch nur in dem allerhöchsten Sinne unsres Eingefühls von Ich und Welt.

Lies die Stelle selber; was ist uns heut „die Kraft"? Ein Wort, das auf der Straße liegt; ein platt getretener Begriff; eine vage Formel; die Nichts und Alles sagende Klausel des Monismus; das hypothetische Symbol einer logischen Weltanschauung. Aber Das, das eben ist das Große, Ewige, Gottgeistige: wie der Dichter diesen weiten, flachen, körperlosen Begriff, diesen ins Unendliche verschwimmenden Kreis im Centrum packt und in die Tiefe seiner achsenfest gestaltenden Empfindung zieht, daß wir von dem flachen Rand herunterstürzen in den Trichter, den lebenströmenden Wirbelgrund, in den Schooß Gottes. Ja, das sicher gläubige Gefühl, das einen Zwangsschluß der Vernunft zur Religion beseelt, ihn der Menschheit als ein neues sinnliches Bewußtsein, als ein neues unwillkürliches Gewissen in die Köpfe prägt: daß läßt hier, nach all der kritisch wissenschaftelnden Bastardpoesie, der dogmatischen Resignation und skeptischen Frivolität der Uebergangsjahrzehnte, zum ersten Male wieder seine Heilandskinderstimme hören. Hallelujah! —

Siehst Du, Ju, es ist ja eigentlich lächerlich, daß ich Dir das Alles schreibe; Du wirst den „Frühling" ja selber lesen. Aber im Grunde rede ich auch mehr mit mir als Dir, nur um mich etwas von dem Eindruck zu befreien. Ich habe seit sechs Jahren nicht geweint und hätt'es manchmal gern gekonnt. Damals weinte ich, weil meine Frau — es war in unsrer ersten, heftigen Braut- und Bräutigams-Liebe — so darniederlag, daß sie jeden Augenblick sterben



Richard Dehmel

konnte. Ich hatte ihr eben, ganz mechanisch und gefaßt, die Fiebertemperatur gemessen; sie hatte schon den Tod im Blick. Ich ging ins Nebenzimmer, um Eis zu holen, und zufällig — während ich mir sagte: es ist ja doch nichts mehr zu machen — fiel ein Sonnenstrahl auf ein Portrait von ihr, das in der Fensternische hing; da übermannte mich das Schluchzen auch so plötzlich, sodaß ich im Gehen zusammenknickte. Gestern Abend, als sie sich in meiner Erschütterung über mich beugte und meinen Kopf an ihre Brust nahm, stand mir jener Wintermorgen wieder lebhaft vor Augen; ich war ihr so dankbar plötzlich, daß sie noch lebt. Aber damals — so wie gestern war es doch nicht; denn im Grunde war's doch damals wieder blos das Mitleid mit mir selbst, die Menschenarroganz, die vom Schicksal ihr Portiönchen Extraglück beansprucht. Während ich gestern außer mir war. Nur Einmal noch, als Kind, habe ich so geweint, als meine Großmutter auf dem Krankenbette, wo sie uns gewöhnlich blos was vorzustöhnen pflegte, plötzlich eines Abends in der Dämmerung mit einer ganz veränderten, verklärten Stimme die letzten Verse von „O Haupt voll Blut und Wunden" zu beten anfing:

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meiner Not! ꝛc.

Das war der alte Glaube; gestern habe ich den neuen erlebt.

Ich habe wol noch anderthalb Stunden im Bette wach gelegen und Schauer über Schauer durch Brust und Rückenmark gefühlt, bis ich schließlich hallucinatorische Farbenphänomene an der Zimmerdecke sah, daß sich mir vor Seligkeit und Grauen die Haare sträubten. Dann schlief ich vor Erschöpfung ein.

Und alldas nicht etwa blos auf den ersten Eindruck hin, gegen den ja ein gewisses Mißtrauen ratsam ist. Sondern, nachdem Holz weggegangen war, hab'ich's erst noch ganz für mich, aber laut, zu Ende gelesen, denn wir waren

mit dem Vorlesen nicht fertig geworden, und dann noch Einmal still von A bis Z. Ja, geliebter Bruder in Apoll: wir können uns Alle begraben lassen! Alle, wie wir gebacken sind! Wenigstens vorläufig.

Natürlich: die verehrten Herrn Collegen oder gar der brave Bildungsphilister, die werden wol mal wieder den Wald vor Bäumen nicht sehen wollen. Genau so, wie sie um den „Meister Oelze" mit ihren hochwohlweisen Schafsgesichtern rumgedusselt sind. Hier in Berlin wenigstens haben selbst ganz gutgesinnte und sonst auch urteilsfähige Leute in diesem Drama wieder nur so eine von den genrehaften Milieutragödien gesehen und in dem letzten Akt des Stückes gar nur diesen minutiösen, ekelhaften Todeskampf eines Phthisikers. Von dem seelischen Selbstbehauptungskampfe, der dem Tode dieses Menschen seinen erhebenden Lebensinhalt gibt, von diesem Triumphe einer selbsterworbenen Weltanschauung über allen Schmerz des physischen Augenblicks und alle Qual der angeborenen Gewissensangst, von diesem mächtigsten Bewußtseinsfortschritt des modernen Mannes, der also etwa das grade Gegenteil zu Shakespeare's Richard III bedeutet: davon haben unsre Literaturgarçons auch nicht den leisesten Hauch verspürt. Wenn sie einem nicht so leidtun könnten mit ihrem Stumpfsinn, sollte man wahrhaftig drüber wütend werden. Es ist doch wirklich ein Skandal, daß der deutsche Michel, der nun gar auch noch die nationale Phrase dem Franzosen nachäfft, wieder erst vom Ausland mit der Nase draufgestoßen werden muß, was für einen Dichter er im Hause hat und fast im Irrenhause oder Hospital zu Grunde gehen läßt. In Paris nämlich will man, wie mir Henri Albert (Haug) schreibt, über kurz oder lang den „Meister Oelze" auf die Bühne bringen; Haug scheint ihn übersetzen zu wollen. Und hier bei uns hat kein Theaterkerl auch nur den Finger drum gerührt. Hier macht man in pikanter Sudermannbarkeit! Es ist zum Kotzen.

Und dieser Schlaf: was muß er für ein unverwüstlich starkes Selbstvertrauen haben, daß er bei Alledem — die Reconvalescenz wird freilich mitgeholfen haben — diesen lebensfreudigen „Frühling" schreiben konnte. Es wird mir immer klarer: von mir krigst Du nix für den Almanach, ich muß mich erst sammeln. Es mag persönliche Eitelkeit sein; aber nein — ich will nicht à la Rousseau mit schlechten Eigenschaften prahlen — ich habe wirklich das Gefühl, daß wir Alle nur beten können, wie's in der Bibel heißt: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist", und dann demütig hoffen, daß auch Uns noch mal ein solches Stündlein allumfassender Befruchtung kommen möge, nicht um Unsertwillen, sondern weil's nun mal dem großen Unbekannten so behagt als Lebenselixir. Oh Jessas! —

Na, ich will nicht übertreiben. In Deinem Ritterknappenlied z. B. jubilirt ja schon, wenn auch erst als momentane Stimmung, dieselbe neue Seelenzuversicht, noch dazu in dieser unvergeßlich rhythmischen Concentration; daß Du mir's ja in den Almanach stellst! Und meine „Verwandlungen" hätten sich trotz Allem auch wol sehen lassen dürfen. Und dann in Hart's tiefsinnigen Fragmenten diese wunderbare Kunst der Weltversunkenheit. Und die neuen Liliencron's mit ihrer unvergleichlich schönen, heimatswüchsigen Verbildlichung der Lebensprobleme. Und was sonst noch Neugeborenes in Deinen Ammenhänden zappeln mag.

Und da wimmern diese patentirten Literaturquacksalber à la mode, in ihrem eigenen marasmus senilis, noch immer über Décadence. Als wenn mit Goethe Alles aufgehört hätte. Als wenn wir nicht in einer Renaissance lebten, genau so heilig und furchtbar, so empfindsam und brutal, so todestoll und lebensträchtig wie die des Tre- bis Cinquecento mit ihren epidemischen Nervenorgien, ihren Pesten und Kriegsfurien, ihren sinnlichen wie sittlichen Anomalieen und — mit ihren Genies: von Dante, Petrarca, Boccaccio bis Ariosto, Tasso, Luther, Shakespeare: von Giotto, Botti-

celli und van Eyck bis Michelangelo, Rafael, Holbein, Dürer: Alle im Wettkampf, grade wie bei uns seit Lessing, mit einer Unzahl großer und kleiner Talente, Schulen und Cliquen. Daß Goethe gar nicht der vollendende Gestalter einer neuen Weltanschauung war, daß er's gar noch nicht sein konnte, sondern lediglich wie Dante, mittels einer ungeheuren Fähigkeit persönlichen Empfindens und Begreifens, ein eklektischer Zusammengliederer alter Gewißheiten und neuer Ahnungen, — daß die Welt moderne Kunstgenies abschließender Art, wie Michelangelo und Shakespeare für die Welt des Mittelalters, erst vom kommenden Jahrhundert zu erwarten hat, — daß wir in der ganzen Kunstgeschichte diesen correspondirenden Proceß zwischen End- und Anfangstypen jahrhundertelanger Entwickelungsepochen beobachten können, im alten Hellas, Indien, Persien wie im humanistischen Italien, Spanien, England, — und daß die eigentlichen Zeiten allgemeiner Décadence grade jene stagnirenden, faul behaglichen Zwischenepochen scheinbarer Seelensicherheit wie die letzte Hälfte des 17., die erste des 18. und die Jahre 50—70 des 19. Jahrhunderts sind: das wird nun hoffentlich bald einmal von irgendeinem Culturpsychologen drastisch nachgewiesen werden. Sonst kommen unsre neusten Afterästhetiker mit ihrer psychophysischen Abnormitätenschnüffelei womöglich noch dazu, uns auch einen Kerl wie Michelangelo als monströsen Typus sexueller Perversität und megalomanischer Psychose an die Wand zu malen. Oder gar erst den modernen Michelangelo — denn das ist er mir mit seinem wild volksbürtigen Gestaltungsernst, seiner culturellen Bildungsweite und Typen erzeugenden Geistestiefe, seiner unerhört persönlichen Phantasie und Form-Intensität — und die Höhe seines Lebens hat er ja noch vor sich — Max Klinger mein'ich: „Gott der Gerechte", schon hat ihm ein Berliner Redactions-Normalgehirnchen à la Südfeld-Nordau ein Freibillet nach Daldorf zudictirt, — och 'n Zeitjenosse!

Und nun, Julius, nun wir den „Frühling“ haben, nun wollen wir's uns nicht versagen, den teutschen Schlummerapostеln auch noch was wirklich Decadentes aus der Gegenwart zu präsentiren, das aber Hörner und Klauen hat, mit Luther zu reden. Ich meine die „Totenmesse“ des sonderbaren Polen, von dem ich Dir in München erzählte. Ich werde ihn bestimmen, daß er's seinem Verleger (Fontane) mit List oder Gewalt wieder wegnimmt; es gehört entschieden in den Almanach*). Denn Das ist gradezu die zeitpsychologische Ergänzung zu Schlaf's „Frühling“, der negative Pol derselben Achse: hier absolute Lebensverneinung aus intensivstem Schmerzbewußtsein, dort höchste Bejahung aus daseinsfreudiger Erfassung selbst des Leides. Das ist umso bemerkenswerter, als Beide ganz spontan, ohne sich irgendwie zu kennen, gearbeitet haben. Es ist sogar, dem innern Aufbau wie der Stoffbehandlung nach, eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen ihren Dichtungen, nur natürlich mit vollkommen divergenten Ausdrucksmitteln, und die Schlaf'sche eben ewiger, weil schwanger von neuem Leben, wie ja auch dem religiösen Individuum Gott ewiger gilt als Satan. „Totenmesse“ ein Menetekel auf den unfruchtbaren Selbstgenuß, „Frühling“ ein Evangelium der zeugenden Liebe; jenes eine schauerliche Symphonie erlösender Zersetzung, dieses ein Auferstehungspsalm. Beide vereinigt, jedes absolut erschöpfend in seiner Art, würden wie Saat und Dünger — d. h. chemischer Dünger, intensivster Extract, Superphosphat — den ganzen Wachstumsproceß des modernen Empfindungslebens von Grund aus aufdecken; für sich allein, ohne die „Frühlings“-Sonne, würde die „Totenmesse“, wegen der phrophetischen Wucht dieses grauenhaft eigentümlichen Naturells, vielleicht zu sehr im Almanach präponderirt und ein perspectivisch schiefes Bild unsrer literarischen Gesamt-

*) Leider ist dies nicht gelungen. Herr Przybyszewski hat mir anstatt dessen die „Himmelfahrt“ zur Verfügung gestellt.
Der Herausgeber.

entwickelung gegeben haben. So aber, mit Euch andern allen Frühlingsmenschen noch daneben, muß ja dieser Almanach ein wahrer Mauerbrecher für die neue deutsche Seelenkunst werden. Laß mich also nur im Hintertreffen diesmal; ich bin auch jetzt von meinem ekelhaften Actenfrohndienst und anderm Kummer zu erschöpft, als daß ich Sinn zu meinen größeren Entwürfen hätte; und abgelagerten Tobak möcht' ich Dir nicht zumuten. Von Holz wirst Du wol auch nichts krigen.

Solltest Du befürchten, daß der Almanach durch „Totenmesse" zu dick wird, so schmeiß nur lieber von dem Schwarm der kokettirenden Pseudodecadenten ein Dutzend raus und nimm diesen Przybyszewski, der gradezu ein Jeremias der entartenden Instincte ist und gegen den die Andern lächerliche Wiedehopfe sind. Etwa wie Jesaias sagt: „Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit; er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet" — wunderbar! dies Capitel 53 berauscht mich immer.

Nu aber Schluß! Du wirst wol über diesen unverbesserlichen „feierlichen Richard" fast schon die Geduld verloren haben; aber ab und zu, weißt Du ja, muß ich mich mal ausquatschen über die Kunscht, und in Literaturwurschtblättern kann man das ja doch nicht sans façon, und ist auch überflüssig.

Küß die Gusti von mir, und sie soll mir bald mal wieder schreiben und ihren Ju nit gar zu arg mit Busserln quälen. Und hier schick ich ihr ein kleines Mutterhoffnungsliedel, das mir neulich Abend eingefallen ist, und wünsch Euch endlich den ersehnten Buab'n; fast beneid' ich Euch um diese Sehnsucht . . .

Erste Hoffnung.

Mein Freund hat mir ein Bild gemalt:
Maria weint vor Wonne

und ist von lauter Sonne
überstrahlt.
Wer weiß die Melodie dazu?

Mein Freund hat mir ein Wort gesagt;
das klang so fern beglückend,
mir schlug das Herz so drückend,
so verzagt.
Wer weiß die Melodie dazu?

Mein Freund hat mir ein Lied gemacht;
es ist ein Lied vom Leben,
ich fühl' es in mir beben
Tag und Nacht.
Wer weiß die Melodie dazu?

Siehst Du, Julius, so sind wir nun: vorhin, da kam mir's eitel vor, daß ich Dir zum Almanach Nichts geben will, und jetzt auf einmal scheint mir's ebenso eitel, daß ich Euch dies Dingerl hergeschrieben habe. *Πάντα ῥεῖ.* Siehe Verlaine:

Je ne vois plus rien,
je perds la mémoire
du mal et du bien;
ô la triste histoire! —

Leb wohl! Und lies der Gusti den „Frühling" vor. Vorlesen! laut lesen! Das vertieft die sinnliche Hingebung und benimmt die kritische Arroganz. Darin sollten wir uns Alle üben, besonders — glaub's nur —

Dein Richard.



Johannes Schlaf.

(Neuengamme.)

## Frühling.

Draußen am Hinterdeich hab ich mein Duselplätzchen.

Ein kleines Stündchen gehts durch die blütendurchwölkten Gärten, an Blumenbeeten, Gräben, Wiesen und Feldern vorbei, und ich bin an Ort und Stelle.

Und dann lieg ich tief im Gras, in der hellen Sonne, die Hände unterm Genick, und pfeife und simuliere in den blauen Himmel und in die milchweißen Frühlingswolken hinein. Blühender Weißdorn über mir. Der frische Wind drin und Bienen, Hummeln, Fliegen und Schmetterlinge. In die Länge und Breite dehnen sich vor mir die Wiesen hell gegen dunkelgrüne Binsenstrecken hin zum Fluß hinunter; wogen und gleißen in smaragdenen Wellen. Und in weiten Farben

breitet sich roter Sauerampfer dazwischen und lilaweißes Schaumkraut mit zierlichen Dolden, gelbe Ranunkeln und Kuhblumen, und mit feinem rauchigen Silberflimmer die tausend und tausend Lichterchen der Butterblumen.

Langsam, im Schritt weidend, tauchen Kühe drüben auf dem andern Ufer aus krausem, lichtflinkernden Erlengehölz. Braune, schwarze und gefleckte. Rupfen und brüllen. Und gemächlich her bis gegen die blitzende, stillgleitende Fläche. Hoch aber aus dem weitgewölbten weißlichen Blau die Lerchen, und Kibitze hinter mir auf den Wiesenbreiten, Elstern und Raben. Kuckuck, Staare und Finken im Gehölz, und aus den tiefen grünen Dämmerungen heraus die Nachtigall.

Fern, weit vom Fluß herübergetragen, das Tuten eines Dampfers und das Kreischen der Möven.

Hergetragen und verweht, aufjubelnd und verebbend hundert und hundert Laute und Lieder, und der herrliche, fröhliche Tumult der weiten Farben: hell, verhauchend, nah und fern, gleißend und sänftigend.

Und die warme, helle Sonne. Die stille, stille Sonne....

* * *

Meiner Einsamkeit entgegen.

So lustig bin ich, so still-fröhlich, so zutäppisch liebevoll wie ein Kind.

Mit jedem Pulsschlag, jedem Beben meines Körpers, mit jeder Bewegung liebkose ich die weit und lustig gebreitete Welt. Und mich liebkosen die Käfer, die Blumen und Bäume, mit Summen und Blüten und Laub, mit Farben und Düften und hundert sanften Berührungen. Der leise, leise Wind durch Blätter und Gezweig liebkost mich, kühle Schatten und helle, warme Lichter, blaue Fernen und heitere Nähen, ziehende Wolken und Wellen.

Zwischen einem Getreidefeld und dem Erlengebüsch eines Grabens schlendr' ich hin.

Hoch ragt es über mich hinauf, hinein in endlose tiefe, klare Bläue. Lichtglänzendes Laub und wogende, wellende Halme biegen sich zu mir her, vor mir, hinter mir, zu beiden Seiten. Ganz, ganz versunken bin ich in jungem, duftenden Grün; über und über voll gelben Samenstaubes und feinen Blütengeriesels.

Kühles, wogendes anschmiegendes Schmeicheln. Weite, weite, jubelnde Bläue. Mückenspiel vor mir her, und auf blinkendem Gekräusel stille, weiße Blumen . . .

* * *

Hier lieg ich nun unter meinem Weißdorn, spiele und wandle mich nach Herzenslust.

Ich bin der alte Braak-Klaas. Bin über achtzig Jahre alt. Weißhaarig, mit rosigem Gesicht und hundert freundlichen Runzeln, sitz ich vor meiner Thür. Habe lange, rote Strümpfe an, schwarzbauschige Kniehosen und eine hellblaue Weste mit zwei Reihen dicker Silberknöpfe. Starkknochig sind meine Handgelenke, und lässig liegen meine braunrunzligen Hände auf den Knieen, breit, behaart, mit dicken, knotigen Fingern und Adern. Sitze vor meinem Haus und zwinkre unter weißen Brauen in die sonnigen Apfelblüten hinein.

Hoch und langgestreckt mit großen, goldiggrünen Moosflecken, hebt sich über mir das mächtige, braunverwitterte Strohdach über der niedrigen Backsteinwand mit ihren weißen Kirschblüten und ihren Fensterchen breit in die blaue Klarheit.

Die Vögel singen in meinen Gärten, und oben im Nest, um die Giebeldrachenköpfe herum klappert der Storch bei der brütenden Storchmutter.

Durch die offene Halbthür aus der Diele weht ein feines blaues Räuchlein vom Herd her in die warme, sonnenzitternde Luft. Mächtige Eichenschränke stehn da drin im kühlen Dunkel, zwei Jahrhunderte alt, und massives, rauchverdunkeltes Gerät mit hellbraunen, eingelegten Blumen und

Vögeln, und rotbäckige Enkelkinder spielen auf dem glatten Estrich.

Drüben blinkert das Braak zwischen blühendem Gebüsch durch. Ein Fischewer schwebt still vorüber mit rotbraunem, weitgebauschtem Segel. Über blumenbunten Beeten flimmert die Luft, und der Flieder duftet, und überall arbeiten sie in den Gärten.

Klug bin ich, schlau für zwölfe, mit meinen blinzelnden, wasserblauen Äugelchen, und meine Gedanken sind geschwätzig und plaudern von meinen achtzig Jahren, plaudern und nehmen Anteil, stillen, spöttischen Anteil. Mild bin ich, freundlich, zufrieden, klug; und hindämmernd müde . . .

* * *

Und jetzt bin ich ein Kind.

In einem roten Leibchen sitze ich auf einem Schubkarren, ganz eingewühlt in gelbe Blumen unter weißen, tiefhängenden Blüten, kreische und patsche mit dicken Ärmchen. Und wieder still. Staune und starre mit weiten klaren Augen in tausend sonnige Wunder hinein. Erkenne wieder und lerne zu. Und wie Staunen, Lust, Furcht und Begier wunderlich aus mir herausstammeln, wächst leise, leise in mir eine goldigfrische Welt; knospet und treibt und will blühen.

Von tausendfarbigen Hoffnungen jauchzt, braust, leuchtet und umduftet mich die weite Welt, und die blauverhauchenden Fernen locken in unschuldiger, reiner, frühlingsfrischer Pracht, locken so fern, so weit, so wunderbar . . .

* * *

Tiefer den Kopf ins Gras zurück.

Nun macht mich mein begehrender, ahnender Sinn kleiner und immer kleiner, und nun bin ich ganz, ganz winzig klein.

Ich habe ein goldgrünes Röckchen auf einem runden, festen, geschmeidigen Körperchen, tripple mit sechs flinken Beinchen und habe zwei Äugelchen wie rote Rubinen, zwei

scharfe, feine Äugelchen. Schlüpfe, schmiege, winde mich durch eine wunderliche, üppig verschlungene Unendlichkeit, wandre und weile, und wandre wieder, emsig, rastlos.

Von hier bis zum Fluß hinunter sind nun viele, viele Meilen, und da unten ist ein Meer, ein unübersehbares, strahlendes Meer.

Ich wandre und wandre, raste mit atemlosem Staunen, und wandre wieder, schaue und staune.

Jetzt bin ich tief, tief unten in einem feuchten, braunen Dunkel. Da ist ein millionenfältiges Gewirr von Formen, Farben und Körpern. Da spreizt sich in dicken, dichten Ranken härenes Gekrissel, da filzt es sich über- und durcheinander mit Milliarden von Spitzchen und Hälmchen, von Blättchen, Knöspchen und Blüten. Millionen mächtiger Stämme in dichtem Beieinander streben draus empor. Große rote Würmer schlingen sich zwischen ihnen hin, und es kribbelt und schlüpft und kriecht und schmiegt sich, zirpt, singt, pfeift und raschelt in einer Welt von Tönen, die noch nie mein vordem ungefüges Menschenohr vernommen hat, von Formen und Körpern licht, dunkel, bunt, wie sie nie mein Menschenauge sehen konnte. Die seh ich alle mit meinen feinen roten Äugelchen, und höre sie mit einem scharfen, unendlich scharfen Gehör, und nehme Alles wahr mit zarten, zarten Sinnen.

Da glimmt Feuchte in feinen, feinen Perlchen, und in jedem zittert ein durchsichtiges Getümmel neuer Welten in heimlicher Irispracht. Da dehnt es zarte Körperwände und zieht sie zurück. Da rinnt es zusammen, wächst und teilt sich. Da keimt es und bildet sich, verschlingt und wehrt sichs im unendlichen Wechsel, im ewigen Hin und Wieder.

Und aus tiefstem braunem Dämmer streb ich nun hinauf am Schaft eines Grases, das nun ein Baum ist, ein mächtiger Baum, und strebe einem Schimmer nach, einem Glanz entgegen.

Ich fühle, wie es unter mir dadrinnen sich dehnt und mehrt, wie es rauscht von Säften und gährt mit freudigem,

sehnendem Wachstum. Und nun teilt sich der Schaft in breite, langgespreizte Halme, und sie wieder mischen sich in ein milliardenfältiges, lichtgrünes Gewirr im ewigen Wechsel schwankender Biegungen. Millionen mächtiger Diamanten aneinander hingereiht in gleißender Pracht an den Rändern langgestreckter Stengelblätter. Flinkern und Leuchten filbriger Härchen. Lustiges Getier dazwischen mit tausend Tönen und Farben, mit Zirpen, Summen, Schrillen und Jauchzen, mit schwirrender Flügelpracht.

Lichter wird es nun und lichter. In einem sanften Biegen und Wiegen bin ich. Da seh ich die unerhörte Schönheit riesiger, leuchtender Farbenwunder gegen ein unendliches, laut, laut jubelndes Blau. Mächtige, silberweiße Sterne schaukeln da oben mit blitzenden Schwingungen auf schlanken, rauchflaumigen Stielen. Ich sehe runden Silberrauch, der sich um weißgrüne Kelchknöpfe ballt. Und blendend goldene große und kleine Sterne. Sanftgewiegte, still strahlende, fröhlich blitzende Wunder. Unzählige blaue, lilaweiße, rote, violette, tausendfarbige Kelch- und Glockenpracht, gezackt, beperlt, bewimpert, glatt, mit feinem Netzwerk bunter Äderchen, in dichtem und weit geregeltem Beieinander an schlanken und dicken, runden Stengeln hinauf. Buntes, süß verwirrendes Gekrissel von Grasdolden und die tiefglühende, breitentfaltete Pracht des roten Mohns.

Und höher, immer immer höher!

Auf dem goldenen Kelchknopf eines riesigen, silberleuchtenden Sternes sitz ich, oben, hoch oben auf dem höchsten Wipfel. Schaukle mit selig dämmernden Sinnen, betäubt von Duft, Licht und dem weiten, unendlichen Einklang holden Getöns. Bunte, breitentfaltete Schwingenpracht gleißt über mir und an mir hin, rastet, bebt, glänzt, leuchtet auf herrlichen Blütenwundern, surrt und tönt in berauschenden, taumelnden Tänzen, hinein in die warme, lichte Unendlichkeit. Jauchzende, kreischende, glockenklar-süße, brüllende, wiehernde, zwitschernde, millionenstimmige Luft.

Und süße, warme Kraft in den Muskeln meiner Schwingen und bebende, sehnende Lust in meinen Gliedern. Und auf, hoch, hoch hinauf in Wärme, Lichtflut, Glanz und Farbe. Und von mir geht ein Tönen aus, ein feines, feines, wunderliches Tönen ....

* * *

Jetzt hab ich einen Schilfhalm herausgezogen und bin nun Wißbegier, ganz Wißbegier und erkenne.

Hier ist ein langes, faltendes, blaugrünes Blatt. Und hier unter ihm ein zarteres mit einem helleren Grün. Und Blatt schäl ich von Blatt und Hülle von Hülle. So, und nun, nun weiß ich eine große, stolze Weisheit: Blatt schließt sich um Blatt und Hülle um Hülle in alle Unendlichkeit hinein.

Ach, ich muß lachen! lachen!

Ich sehe einen schnurrigen alten Herrn mit einer mächtigen Brille auf einer langen, spitzen Nase. Er sieht aus wie ein uralter Chinesengreis. Sein Kopf ist wie ein Totenschädel, über den eine vergilbte, unendlich faltige Haut hingespannt ist. Er hat einen breiten, mokanten Mund mit einer hochmütigen, ewig spöttisch-dummen Unterlippe und wasserblaue, neunmalkluge Äugelchen. Der kann die wunderschönsten Kunststücke aus lauter Normen, Regeln und Regelchen, Gesetzen und Gesetzchen zusammenbauen. Ein so kluges Wirrwarr, daß einem die Augen übergehen vor lauter lauter Staunen. Und mit seinen alten Beinchen versteht er sich auf den Eiertanz wie kein zweiter.

Ach, jetzt, hier: wie ungeheuer, ungeheuer spaßhaft der alte Würdetaper ist!

O, da unten zwischen feuchter, bröckelnder Krume schlingt sich durch schwarzes Dunkel ein blöder Wurm, und hier liegt ein zweibeiniges Tier, das spintisiert und klebt mit seinem Wollen und Entschließen an allerlei Gedankenleim fest. Weit, weit da hinten aber blauen ferne Berge. Und dort, auf dem höchsten Gipfel, auf der höchsten Wipfelspitze

der höchsten Kiefer, da zirpt und zwitschert eine kleine Meise, und wenn sie will, so fliegt sie weit, weit in die blaue Himmelsfreiheit hinein . . .

* * *

Jetzt will ich. Und will ein Prophet sein: ein Seher.

Die Blumen blühen, die Bäume rauschen, die Wasser plätschern, die Vögel singen, und der Himmel blaut mir durch die weite, reifende Mittagsstille Offenbarungen, und das endlos lichte Bei- und Ineinander aller Wesen leuchtet mir eine Offenbarung.

Ich stammle Verheißungen, die sich erfüllen: jetzt, morgen, in hundert, in tausend oder hunderttausend Jahren, hier, dort, irgendwo; die Wirklichkeit sind und sich erfüllt haben, jetzt, gestern, vor hundert, vor tausend oder hunderttausend Jahren, hier, dort, irgendwo . . .

Alles, alles ist eine einzige, große, fröhliche Einheit und alles Lebendige eine einzige große Familie.

Der Andre? Die Andre? Ist es nicht immer derselbe und ist es nicht immer dieselbe? Jeder für jeden, Alle für Alle, Alles für Alle und Alles?

Trug ist Leid und Haß, Trug die Trennung und Selbstqual, und Lüge ist die ewige Vernichtung, ein neckisches Spiel zuhöchst, ein bunter Traum der einen, unendlichen Ruhe, die alles ist und in der alles beschlossen ist . . .

* * *

Dort drüben, im fernen weißen Sonnendunst, breitet sich das Dorf.

Hinter breitgewipfelten, dunkelgrünen Linden hervor verschimmert die Kirchturmhaube mit ihrem hellblauen Schiefer spitz und gleißend in den gleißenden Himmel. Langgedehnt das rote Kirchdach, und die braunen Dächer lugen mit Giebelputz und Storchnestern aus weißen Blütenwolken.

Eng, gedrückt, so zieht es sich lang durch das weite Marschland hin.

Wärme, Summen und blendende Farben.

Schweigen. Lichtes, schwüles Schweigen.

Und der weite, weiße Dunst. Wogt, flirrt, flittert durch die heißen Höhen bis tief über Wiesen, Felder und flinkernde Wässer gegen mich her.

Ein Tönen hör ich und ein heimliches, tiefes Summen.

Ferner, ferner Orgelton und Gesang der Gemeinde.

Wechselnd, wellend, auf und ab, hin und wieder, und im Banne eines feierlichen, getragenen Rhythmus.

Eine Sehnsucht höre ich in ihm, eine stille, niedergezwängte Sehnsucht.

Das ist die Sehnsucht nach Gott, nach Dir, nach Dir ...

Und ich bin traurig ...

Eingezwängt bin ich in zehn „du sollst"; in zehn, in hundert, tausend „du sollst" ...

Traurig bin ich, traurig, traurig ...

* * *

Und aus dem weiten, schwülen Brüten kommt ein Brüllen, ein langgedehntes, schmerzliches Brüllen.

Eine Kuh. Drüben bei den Erlen.

Bis an ihren weißen Bauch steht sie in dem hohen, schimmernden Gras. Sie hat den breiten Hals steif vorgereckt und wie geängstigt starren ihre großen, dunklen Augen.

Ich bin zusammengefahren.

Wie ein Sehnsuchtsschrei, irgendwoher aus einem niedern, zwängenden dumpfen Leid.

Und die weite Schwüle nimmt mich hin, umspinnt mich, umspinnt mich mit einem trüben, dumpfen Brüten, mit einem tiefen, tiefen Grauen.

Unsinn! Hier:

Wie herrlich glüht hier die Nelke. Und die gelbe Königskerze hier: wie aus Gold, aus lautrem glänzendem Gold.

Wandern! Wandern!



Graf Leopold von Kalckreuth

Neulich der Spaziergang. Da waren zwei Enten, schnatterten zwei schneeweiße prächtige Enten unten im Thal im hellen Bergbach. Und ein Spitz mit fröhlichem Gebell gegen mich her. Und über Stackete unzählige Rosen in entfalteter Pracht. Und wie schön das Dorf, aus den wogenden, reifenden Getreidebreiten hervor. Schwalben an mir hin, dicht an mir hin, als ich rastete, daß ich das feine Wehen ihres Flügelschlages spürte.

Ich weiß, ich sang und schwatzte vor mich hin, ich weiß nicht was. Aber in mir war eine himmelweite Seligkeit und ein einziger stiller Friede.

Lachen, lachen, lachen kann ich wieder, jauchzen, brüllen vor trotziger Lust am Leid, und mein heller Lebenswille geht von mir aus mit einem tiefen, tief befreienden Atem, und durch Laub und Gräser geht ein heimliches, fröhliches, neckendes Flüstern, weht kühl über meine Stirn und weiter über die Breiten hin, und ich atme es ein, tief in mich hinein wie einen süßen, geliebten Atemzug.

* * *

Lust am Leid, wilde, wild unbändige, fruchtbare Lust am Leid, Aufatmen und helles, klares, sonnenhelles Gestalten aus wilder Leidlust . . .

Nun bin ich wieder bei Laune.

So! — Jetzt lieg ich auf dem Bauch, die Deichböschung hinauf, lege mein Skizzenbuch vor mich hin und zeichne, was mir grade in den Sinn kommt, allerlei Karrikaturen.

Und nun beseh ich mir, was ich gezeichnet habe, und blättre und sehe, was ich vor Tagen zeichnete.

Da ist ein altes, nacktes, schwammiges Weib, unsagbar häßlich; neulich mal im Anfall einer bösen Laune hingekritzelt. Ich betrachte es mit lustig gekniffenen Augen und summe allerlei Übermut.

Die Sonne liegt grell auf dem Papier und läßt, wenn ich etwas von der Seite niedersehe, die Konturen in leisen

Irisfarben schillern. Ein Käserchen knistert drüber weg, macht Halt, biegt seine Fühlerchen, putzt sich den Hinterleib und trippelt weiter. Weiße, gekrümmte Blütenblättchen treibt ein Lufthauch von dem Weißdorn über mir herab. Sie liegen blendend silberhell auf dem Papier wie auf mattem Goldgrund.

Der alte, gute, regenbogenschillernde Fettwanst!

Sachte, sachte: mit viel Sorgfalt bringe ich ihr jetzt zwei zarte, zarte Elfenflügelchen an den Schulterwampen an. Die Sonnenstrahlen tuschen sie mit Farben meinem Stifte nach.

Auch sie gut! — Alles, alles gut!

Und ich blättre weiter.

Was für eine possirliche Gesellschaft ich da aufgelesen und zusammengepfercht habe! Mit Mutwillen, mit Bosheit, mit Schmerz, Ironie, mit hellauflachender Laune hingezeichnet.

Da ist ein Geck. Mit einem winzigen Hütchen, weitem Jaquet und Sackhosen.

Wie unbändig schön!

Auch er bekommt die beiden Flügelchen.

Und hier ein Betrunkener. Sein Taumeln ist ein Tanz, ein schöner Rhythmus.

Hier ist ein Weib, das ich bei einer Hausthür kauern sah. Zerlumpt, vergrämt, stumpf, schmutzig.

Du Arme, Arme, Gute!

Ein mächtiges Mitleid überkommt mich.

Aber ich lache und weiß, irgendwie wirkt es in die Ferne und tröstet sie und macht sie mit mir lachen. Ihr Abbild aber hier, das ist nun schön, so schön wie die strahlendste Schönheit, die je gebildet wurde, die je in Fleisch und Bein einhergewandelt ist.

Und hier ist eine Hure, gezeichnet wie sie mit dem schwankenden, hüftenschaukelnden Gang in Nacht und Wetter, an flackernden Laternen vorbei, sich an den dunklen Häusern langdrückt. Sie wird gescholten und mißachtet. Aber einmal, als ich bei ihr war in ihrer armen Spelunke, als ich sie in

hingegebener, mitleidiger Liebe küssen konnte, da wurde ihr müdes, stumpfes Herz lebendig und blühte mir entgegen wie ein schöner Frühling. Und in dieser Erinnerung nun ist sie mir so rein und adlig wie die reinste Jungfrau, und blüht in Schönheit und Würde . . .

O, überall, überall, seh ich heimlich eine schöne, verjüngte Friedenswelt. Und ein Nahen spür ich, ein Nahen . . .

Gesang, Fröhlichkeit, unbändiges, unsterbliches Gelächter, Wein und goldenes Bechertönen, und Liebe, Liebe, Liebe!

* * *

Der Länge nach lieg ich auf dem Rücken und lächele mit halbgeschlossenen Augen in das tiefe, tiefe, blendende Blau hinein.

Nah und fern hör ich eine Musik.

Durch das Gesumme der Bienen und Hummeln, durch das Wispern der Gräser und Binsen, durch das heimliche, verlorene Plätschern blinkenden Gekräusels, aus den tausend Stimmen der Vögel, zwischen den rauschenden Büschen.

Sie lebt in dem Gebrüll der Kühe, in den prächtigen Schwunglinien glänzender Pferdeleiber, wie sie grasen; in dem Muskelspiele ihrer stolzen Formen, wie sie dort gemächlich schreiten oder schnell, mutwillig hingaloppieren durch das hohe, blumenüberragte Gras. Sie flirrt und flimmert und wellt in zierlichen Schwingungen durch die blauen Lüfte, wogt und schwirrt und schwingt wie mit feinen Metallsaiten in dem Spiel der Insekten.

In unendlichen Farben, Formen, Tönen ein einziges Lied, ein einziger, einender, mächtiger Rhythmus, ein gewaltiger Einklang.

Jauchzt, jubelt, flötet, klagt, singt, braust.

Kommt aus lichtdämmernden, gleißenden Weiten, wird offenbar, süß-schaurig, freundlich in den Nähen, verklingt in den Fernen.

Und ich: hingenommen in ihn, sein Wiederklang, ganz, ganz sein Wiederklang für eine Minute der Verlorenheit.

Suchen, Haben und Verlieren, und wieder Suchen, Halten und Verlieren. Staunendes, seliges, verzagtes Suchen, Suchen, Halten und Verlieren. Immer wieder, und wieder, und immer von neuem.

Das ist das Leben. Das ist alles Schicksal, und aus diesem einen werden alle Leiden und Lieder . . .

* * *

Eine Musik hör ich, nah und fern. Einen einzigen millionenstimmigen Akkord: das ist das Lied der Kraft. Das ist die Kraft.

Wer versteht es? Wer kann es widertönen lassen aus einer reinen, unverzagten Seele?

Ich will nichts als liegen und lauschen und immer lauschen, und lauschen und stammeln wie ein Kind, hingegeben in Ehrfurcht, in Lust und Jubel, in Schreck und Furcht und Grauen, und mit kindlichem Vertrauen wiederkehren und immer, immer wiederkehren . . .

* * *

Ich sehe in den Kelch einer Winde, in den flachen, süß duftenden Kelch einer Winde hinein. Und wie ich ihn betrachte, blicke ich mit weiten, wild erschauernden Augen in einen Abgrund der Erkenntnis.

Es ist eine einzige, große, unendliche Ruhe und Einheit, die sich durch die unermeßlichen Stufen des Lebendigen sucht und verliert, ewig sucht und ewig verliert, und doch sich ewig hat, als Liebe, in der Liebe.

Leben! Urbeginn!

Hinauf, hinauf mit sehnendem, allmächtigem Drange in Milliarden von verschlungenen Lebenswellen, die ansteigen und verrinnen, und mit immer neu verjüngter Inbrunst und mächtiger dem Licht entgegen, dem Licht.

Es faltete sich auseinander in die Unendlichkeit der Formen und Farben, in immer mächtiger, sehnender kreisenden Schwingungen, durch die Weltenalter und Zeitmillionen, unbegreiflichen und ungeahnten Klarheiten entgegen, im Auf und Nieder, im Hin und Wider, im Werden und Vergehen . . .

Es wurde zu gewaltigen, ungeheuren Körpern und brüllte und jauchzte seine Inbrunst dem Unbekannten zu, suchend, suchend, suchend, und streckte sich, sich selbst zum Untergang und Leide, mit neuen, und immer neuen, immer sehnenderen Sinnen dem Unbegreiflichen entgegen. Und es bebte hinein in den dunklen Kreislauf der Kraft mit dem Worte des Menschen, dem armen, zitternden, eben erwachenden . . .

Das Wort aber, das erwachende, erstarkende Wort zwang das Verstreute zusammen, daß es geeint und neu gestärkt sich wieder in die Mannigfaltigkeit unzähliger neu verjüngter Triebe und Kräfte spalte . . .

Ich träume, und träume, und tief, tief lausche ich in mich hinein. Wie ein heimliches, staunendes Lauschen ist es in mir, wie ein stille treibendes, keimendes, aufblühendes Werden hellerer Augen, als die sich aus dem blöden Farbfleck jenes Urtiers entwickelten.

Nur noch eine dünne, dünne Scheide zwischen uns und einer neuen, neu erweiterten Welt neuer Wunder. Entgegen, entgegen der Klarheit hellerer Sinne . . .

Frühling! Frühling! Ewiger Frühling! Licht, das sich entflammt, hinein, hinein in ewig weichendes Dunkel!

Hier, hier, in mir, dort, irgendwo, krümmt es sich in süßer, banger Werdequal in nun schlechter Hülle neuen Offenbarungen entgegen . . .

* * *

Sonne! Sonne! Sonne!

Meine Blicke haften in dem weiten Blau, mit Sehnsucht, mit Sehnsucht . . .

Und nun — nun bin ich ein goldlichtes Wesen. Breites Silbergefieder sprießt aus meinen schimmernden Schultern und heißes, goldenes Sonnenblut braust durch meine Adern, und ich rausche empor, empor, empor . . .

* * *

Eine Musik fern und nah.

Und nun, in mir ein Wort, geboren aus Licht und Getön; bebt mir im Ohr wie tiefer, voller Glockenton, irgendwoher. Aus einer Nähe, aus einer mystischen Nähe.

Ich kann sie nicht sehen vor lauter Licht. Nur meine Sehnsucht, meine Sehnsucht ist ihrer teilhaftig.

Ein Wort . . .

In mir ist ein Auge, und das sieht durch dieses Wort eine Welt, eine neue Welt.

Sie schwebt her zu mir mit webenden, gleitenden, leuchtenden Formen, naht und vollendet sich, mehr und mehr, und immer mehr.

Freiland! Freiland!

Lauter Jubel ist in mir, lauter laut aufjauchzender, unbändiger Jubel.

Freiland! Freiland!

Und nun wieder still, still, und ich lächle und sehe...

Durch einen grauen Dämmer muß ich und durch alle Fährlichkeiten der sieben Berge, vorüber an Drachen und Gewürm, an Riesen und Hunden mit feurigen Augen, groß wie Wagenräder, und über gefährliches Zaubergelände mit Fiebermoor und großen, schwülen Blumen, zwischen denen böse schöne Fabelwesen hausen und irre Lichter schweben, bis ich zu einen Walde komme, da wird es still . . .

Da rauscht und leuchtet buntes Gefieder zwischen dunklen dichten Wipfeln, da huschen Sonnenstrahlen in träumerischer, neckender Verlorenheit, da sprießen heimlich wunderbare Blumen, und da wogen kostbare Düfte seltener Kräuter über helle Wiesen

zu mir her, und wie im Traume gehe ich durch milde, heimliche Märchenlichter.

Da klingen aus blauen, sonnenzitternden Dämmerungen glockenreine Melodieen, und zierliches Getier schlüpft durch Gras und Laub und blickt mich an mit zutraulichen, klaren Augen.

Und wie ich so auf stillen Waldpfaden hinwandre durch streichelndes Laub und schmeichelnde Lüfte, über blumige Wiesen, und mehr und mehr der Lärm der Welt da hinter mir erstirbt, komme ich zu einer hohen, hohen Mauer, die dehnt sich weithin durch die finstren Schauer himmelan-rauschender Edeltannen. So weit ich blicken kann, klettert dunkler Epheu hinauf und ballt sich Teufelszwirn hernieder in graugrünen Dunstwolken, und dazwischen weit, weithin mit freundlichen Lichtern entfacht unzählige Blüten von Dornrosen . . .

Aber da ich ein Sonntagskind und ein Berufener bin, weicht das Dickicht willig meinen Schritten, und eine Pforte thut sich auf, und sicher, mühelos schreit ich durch das dicke, trotzige Mauerwerk.

Dann bin ich in einer anderen Welt.

Heller scheint hier die Sonne und heimlicher sind die Schatten, klarer die stillen Wasser und fröhlicher das Geriesel lebendiger Bäche, grüner die Wiesen und Hügel. Mächtiger gipfeln hier die Wälder in die Wolken, mit heißeren Farben und Düften glühen die Blumen, üppiger und immer üppiger spreizen Pflanzen und Kräuter seltsame Blätter, und in tieferen Farben brennen bei Auf- und Niedergang die Himmelsbreiten. Große, schöne Menschen haben sich hier zusammengefunden, geschwisterlich, ein König jeder in Freiheit und in der Seligkeit weltfernen Glückes.

Kräftiger ist das Mark in ihren Knochen, und freier strahlt ihr Blick der Welt entgegen, und wie der Blitz folgt dem Gedanken die That. Geeint in Freiheit leben sie; nicht mit der zagen, feigen, schielenden Neigung der Andern, die sich selbst mißtrauend, ärmlich, ängstlich sich zwischen Gesetzen und Normen hinfristet.

In ewigen Sommertagen leben sie hin, in himmelanjauchzenden, herrlichen Gleichnissen, wie das Leben treibt und glüht, wie die Lebenssäfte mächtig durch die Adern der Welten brausen und der blöde Staub sich mit der tausendfältigen Pracht berückender Gebilde in die blaugebreiteten Unendlichkeiten faltet . . .

Weite, lichte Nacht. Warme, blühende, duftende Sommernacht mit der endlos weitgewölbten Pracht der Gestirne.

Tausend Lieder irren unterm hellen Mond aus Blütenwolken und Laubdämmerungen, und . . .

Still! Still!

Eine Musik hör ich, nah und fern, in allen Nähen und Weiten, einen einzigen millionenstimmigen Akkord. Das ist das Lied der Kraft. Das ist die Kraft. Das bist du, das bin ich, das ist alles, alles, und die Kraft, die einzige, einige, eine. Und aus ihrem Wandel und Wechsel tönt es mit neuer, ungestümer Lebenslust, das alte, wildfreudige Zornwort: Ça ira — Ça ira! —

* * *

Und andre Weisen hör ich nun. Alte, uralte Lieder. Und doch neu, immer wieder neu und ewig neu . . .

Und alle das eine: Du, und das Lied von Dir.

Und so ist sein Text:

Die Sonne und alle Gestirne: dein Blick. Strahlend, leuchtend, sehnend, hellachend, freundlich, klar, mild, schelmisch verhüllt. Und die Blumen: der Duft deines Körpers. Die ganze weite Erde, das ist dein Leib. Und das goldige Lebenslicht über den Breiten ist die Wärme deines Leibes, und die milde Luft, das weiche Moos und Gras sind seine süße, schmeichelnde Weichheit. Graswogen und alle die vielen, vielen, unendlichen Bewegungen: so gehst du, und so ist das Wogen und Wiegen deiner Glieder. Und wie es singt und flötet und zwitschert und jauchzt: das ist deine Stimme.

Überall, allüberall bist du und nur du, und nichts ist ohne dich und nichts außer dir. Alles dein Bild und dein Gleichnis.

Du bist das liebe Mädel, das mich neulich erfreute. Du bist heute blond und morgen schwarz und übermorgen braun, bist Mann und Weib, Kind und Tier, alles, alles.

Wie könnt ich deiner jemals überdrüssig werden? Immer immer wechselst du und erfreust mit tausend wechselnden Gestalten mein liebes, veränderliches Herz.

Und du, du bist in Lust und Pein das drängende, treibende, nimmerrastende Leben hier hinter dieser dünnen Grenze meines Körpers, die nur ein neckender, spielender Schein ist zwischen mir und dir . . .

Das sind die Lieder, die alten, uralten, immer neuen Lieder, das eine, einzige, das Lied von Dir . . .

* * *

Mein Kopf liegt an deiner Brust.

Und du, goldig, licht, jung, beugst dich über mich.

Mit deiner linden Hand träufelst du mir Heliotrop auf die Stirn. Ich atme den süßen Duft und deinen Atem, der süßer ist als er.

Mein Gesicht fühlt deinen Herzschlag, deinen ruhigen, ruhigen Herzschlag.

Und Auge in Auge, tiefer immer, versinkender.

Leise, leise du hernieder zu mir, und leise, leise ich hinauf zu dir. Du lächelst, biegst den Kopf hintüber, und deine Hände drücken sich schwach gegen meine Brust mit schelmischem Drängen.

Und nun: Lippe an Lippe. Lange ... Zwischen halbgeschlossenen Lidern dunkelt dein Blick. Und nichts ist als sein Glanz und eine süße Wärme von dir zu mir . . .

Frieden. Und aus ihm Kraft, Gedanken, Entschlüsse, lichter immer und lichter, kühner und kühner, und Erkenntnisse . . .

Ein Jubel ist in mir, ein ungeduldiger Jubel; der hinauf will, hinauf, bis in den siebenten Himmel hinauf . . .

* * *

Was ich hier träume und denke und dichte, das ist nicht mein Verdienst und ist nicht meine Schuld. Das ist das goldige, flammende Rund da oben, das sind die Blumen, die mich umblühen, die Vögel, die mich singend umschweben, Halme und Laub, die mich umrauschen, die Menschen nah und ferne, — du.

Alles, alles ist dein Verdienst, und wie ich mit dir eins bin, so ist es erst auch meins.

Sind wir denn getrennt: du und ich?

Nicht hier, nicht jetzt. Jetzt, hier sind wir geeint in einem einzigen, weiten, stillen Frieden. Hier sind wir Blume und Baum und Gras, heller Himmel und goldig grünes Kornwogen, Farbe und Vogellied; hier blühst und singst und leuchtest du in mir und ich in dir. Hier bin ich frei...

* * *

Wir beide, wir kennen Augenblicke, Stunden: wunderliche Augenblicke! wunderliche Stunden!

Was peinigen wir uns mit harten, höhnenden Worten? Was quälst du mich? Was quäl ich dich?

Lirum larum! Ich weiß jetzt eine große, tröstende Weisheit! Lust ist Qual und Qual ist Lust, und es gibt und kann in alle Ewigkeit hinein nur eins noch geben: Liebe, Liebe, Liebe, dreimalheilige Liebe, wechselnd in zwei Gegensätzen, und doch einzig, einig und allein — Liebe, Liebe, Liebe . . .

* * *

Wie sich deine Brauen über deinen Augen wölben, ihr Schnitt, ihre Schwingung, der feine, weiße Bogen unter dem dunklen Apfel, dieser Glanz in diesem Rund und diese schimmernden Lichter in das Weiß hinein, diese Nasenflügel und

ihr feines Beben, die sanften, runden Linien dieses Gesichtes mit dem milden Spiel von Rot und Weiß, das Gleiten und Biegen dieser Körperformen: das alles, alles spricht von einem bestimmten Schicksal, und dieses Schicksal ist eine lebendige Seele und hat dieses Fleisch und diese Glieder und ihr Verhältnis zu einander geschaffen. Und dieses Schicksal und diese Seele lieb ich, lieb ich in Mitleid, in Staunen, in versinkender, anbetender, hingegebener Bewunderung . . .

* * *

Ich simuliere, wie ich dir den Hof mache.

Eine putzige Welt hat der liebe Gott um uns hergerichtet mit artigem Getier und Menschenvolk, zu unsrer Verlustirung sonderbarlichen Treibens beflissen.

Sie fischen und gärtnern, graben, pflügen und bauen Beete und Felder, feilschen und beklatschen sich, bekalkulieren Witterung und Ernte, essen, trinken und schlafen, rechnen sich über heute und morgen hin, schustern, schneidern, zimmern und schmieden, zeugen sich fort und sterben, sind gesund und krank, hassen und lieben sich, und alles ist nun eine artige, lustige Komödie.

Und Wälder, Felder und Fluren, weit gedehntes Land mit lautem und stillem, mit tausendbuntem Getier: kriechend, hüpfend, springend, laufend, flatternd und schwirrend, mit Blumen und Gräsern, mit tausend Farben und Bewegungen, mit Leuchten, Glitzern und Flinkern ist nur für uns so hergerichtet, uns, uns zur Lust: von dieser Welt bau ich dir träumerische, ausgelassene, viele, viele bunte Lieder in freien Weisen, wie sie mir so durch den Kopf schießen.

Alles, alles, ganz sollst du mich haben; denn das alles war und ist mein liebes, gepeinigtes, lauschendes und schaffendes Herz mit Lust und Leid, Elend und Glück, Haß und Liebe; ein Spiel nun alles, ein närrisches, lustiges Spiel, denn du, du bist in mir und in der Welt beschlossen und

eine einzige Wonne, ein einziges, unermeßliches Glück. Und mit diesem ist für alles gesorgt, jetzt und immer und ewig..

* * *

Heute morgen schlenderten wir beide durch die Felder, schaukelten unsre zusammengefügten Hände, sahn uns in die Augen, lachten und waren still, ganz still.

Da haben wir den Frühling gesehn.

Mitten auf dem staubigen Feldweg patschelte er uns entgegen in einem hellrosa Wölkchen.

Er war ein Mosjöh dreikäsehoch, hatte einen ratzekahl geschorenen, schlohweiß schimmernden Flachskopf und zwischen zwei rotbraunen Posaunenbacken eine höchst naive Stuppsnase, aus der ein paar perlenklare Talglichtlein sacht auf ein offen Schnäuzchen herniederrannen. Ohne viele Gêne trug er ein blauverschlissen Kittelchen auf seinem nudeldicken Wurstleibchen, vorn hoch, hinten tief, aus dem ein höchst schmuddliges Bein- und Armwerk hervorpendelte.

Seine Hoheit sahen uns mit ein paar großen, tiefblauen Vergißmeinnichtaugen durch und durch und brömselten so viel Unsinn vor sich hin, daß uns ganz wirblicht wurde.

Er ließ sich von dir die Nase putzen, geruhte von mir einen Nickel anzunehmen, und gesegneten Herzens schlenderten wir weiter, weit, weit in die sonnige Klarheit hinein, aus der er gekommen war . . .

* * *

Anders aber sah ich ihn ein andermal.

Das war vor mancher Woche.

Einsam saß ich in meinem einsamen Zimmer mitten in der großen, großen Stadt.

Die Sterne flammen auf im tiefen Blau, hoch oben über den Dächern, zwischen den milchweißen, jagenden Windwolken, den Frühlingswolken, und die roten Abendlichter verglühen still an den langen, langen, dunkelnden Mauern

Draußen aus der Stille lösen sich Stimmen und der Wind fängt an mit frischen Stößen das Fenster zu streifen, und singt im Rauchfang sein altes Lied.

Es wächst und wächst und immer voller, immer stärker, das frische, fröhliche Brausen.

Wunderlich geht es vom Fenster zur Thür durch das Zimmer mit einem feuchtwarmen Hauch.

Und ich schnaufe den Frühling ein, seinen gesunden Odem. Und ich wittre einen Duft wie von Rosenblättern, getragen von den unsichtbaren Fluten. Frisches, thaufeuchtes Wiesengras spür ich und den Geruch frischgepflügter brauner Felder, die im sonnigen, lerchenschmetternden Frühnebel dampfen. Und ich höre die freudige Sprache der werdenden Welt, der erwachenden, jungen Kreaturen . . .

Meine Sinne fahren auf und hin, getragen von dem Brausen, eins, ebbend und flutend mit seinem herrlichen Rhythmus: jetzt aufhorchend, jetzt still in traumhafter Versonnenheit und in neuer, immer neuer Gewißheit auf, in die Höhe; und es packt und durchschüttelt mich in freudetollen Phantasieen von der Zukunft.

Und nun bin ich draußen in der äußersten Vorstadt.

Weit dehnt sich das Land hinaus im nächtigen, witternden Zwielicht. Hier ein Netz von baumbepflanzten Wegen, im flachen Land sich verlierend. Bald werden sie Straßen sein, wie die da drin, und die Häuser da und dort, vereinzelt und in Gruppen, über das Freie hin verstreut, werden zusammenwachsen zu Stadtvierteln bis hinaus zu den fernen Vororten.

Weite Landstraßen ziehen sich hinaus und von allen Seiten, durcheinander, an einander hin, schnaubende, donnernde, rollende Züge, herein und hinaus in das nächtige Land wie riesige, feurige Raupen.

Und nun zackt es sich weit hinter mir mit Dachzinnen und Türmen und ragenden Schornsteinen und verrinnt breit,

endlos, in trüben, roten Dunst, und starrt müd mit seinen tausend und abertausend Fenstern in das freie Land herein.

Und der Sturm wächst und braust und knattert und pfeift mit den hundert lustigen Stimmen seines wilden Akkordes heran über die brachen, schwarzen Schollen, durch Gestrüpp und Geäst, und hinein in die langen, lichtflackernden Straßenzeilen, und all das Lebensblut da drin wallt auf in frischen Gluten, und lebendiger regen sich Millionen Kräfte gegen- und durcheinander.

Aus weitem, fernem Süden strömen die durchglühten Lüfte her, seitwärts gebogen vom kreisenden Umlauf der Erde, und in ihrem jubelnden Getöse ist es lebendig von Millionen Stimmen und Wundern.

Über der unendlichen Öde der Wüste haben sie geglüht, von reineren Sonnen und Monden durchbebt, über ragenden Palmen und fernen, fremden Gebreiten, über mächtigen Meeren und Strömen und Seen, über der wilden grünen Nacht der Urwälder, durchhallt vom Gekreisch und Gebrüll fremdartiger Tiere und durchglüht von ungeahnter, leuchtender Pracht, und ein üppig wucherndes Leben haben sie gezeugt.

Und nun tragen sie's herüber mit ihren wildfreudigen Strömen und wirbeln es zu uns daher über weite, bäumende Meere, über herrliche Breiten wärmerer Sonnen, über ewig eisige Höhen, ihrer winterlichen Starrheit trotzend, und wirbeln es daher mit den fröhlichen Scharen der Vögel und lebendigen Keimen.

Und der Tumult der ewig lebendigen Kräfte wogt herab aus den Höhen in unbegreiflichen Schwingungen und bebt in uns hinein, alles durchdringend.

In die schwarzen, ruhenden Tiefen zittern sie hinein, und es beginnt ein Hin und Wider und Ineinander, und bebt und treibt dumpf unter süßem Zwange, und aus Beben und Treiben und unerforschlichen Mischungen der Elemente werden Keime, und die schwarze, träumende Ruhe ringt sich dem Licht entgegen, dem Licht . . .

So spürt' ich damals den Frühling.

Sturmlieder brauste er hinein in die langen, flackernden, öden Vorstadtstraßen, wilde, rüttelnde Sturmlieder, und wenn ich recht hörte, hatten sie einen sehr polizeiwidrigen Text . . .

* * *

Bah! — Hier liege ich und strecke mich, ein Thunichtgut und Simulant schlimmster Sorte.

Sämtlicher Laster und Tugenden bin ich teilhaftig. Ich habe mit Christus, dem Herrn, die Leidensnacht durchlitten in Gethsemane und mit Buddha das innerste Wesen der Welt erkannt. Ich bin geschlechtlos, Mann und Weib. Schuldlos bin ich und naiv, das reinste Kind, und erfahren wie der blasirteste Roué. Ich bin Kaiser und Held und der niedrigste Sklave. Der gewandteste, gefährlichste und der blödeste, einfältigste Liebhaber, — bin und habe, was ich will . . .

Jetzt aber bin ich eine große, schöne Blume. Bin Fühlen, ganz ganz dämmerndes Fühlen. Ich wurzele in einer süßen, feuchten Kühle, und dehne mich sacht in ein laues, fächelndes Schweigen hinein, spreize mich, ringend und nachgebend, mit hundert Formen in einen sanften, neckischen Widerstand hinein, etwas Heißem, Lichtem sehnend entgegen. Zu oberst leuchte ich vor Jubel, und meine Lust wird eine köstliche Süße. Und es schwirrt zu mir daher mit bunten, durchsichtigen Flügeln, und ich erschaure in den Wonnen einer leisen, leisen, sanften Berührung . . .

Traum bin ich, Traum, ganz Traum und süßes, süßes Verdämmern, Schlummer, Entschlafen . . .

* * *

Staunendes, erschrecktes Erwachen.

Lange Schatten und müde Lichter. Treiben und wellen mit verglühendem Gekräusel über die Wasser herüber und verblinken in stumpfes Blaugrau.

Goldig versinkende Glut über breitgedehutem, schwarzem Baumgekrissel.

Hoch, hoch drüber aus zartem, zartem Grün ein Sternchen.

Noch eins. Noch eins. Viele.

Breite Schatten wogen von Osten her über die Welt mit den Geheimnissen heimlicher Laute und Gestalten.

Drüben sinken die müden Gluten, sinken und sinken...

Kühle Schauer vom Wasser her durch leises Geflüster, singendes Plätschern und Murmeln.

Langsam, langsam schiebt die Silhouette eines Kahns durch silberspiegelnde Glätte, langsam, langsam den Nebelfernen zu.

Tiefe, tiefe Einsamkeit, Friede, Grauen: meiner Seele zu süß, viel, viel zu süß . . .

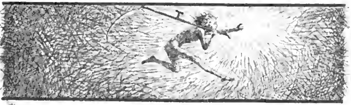
Rote, warme Lichtlein glimmen fern in niedriger Enge zwischen breitgeballten, schwarzen Wipfeln. Und unter weitentfachter, goldiger Pracht wandr' ich mit eiligen Füßen durch weiße Nebel den Lichterchen zu, den armen, glimmenden, heimlichen Lichterchen.

Zu dir, Madame! Zu dir . . .





Graf Leopold von Kalckreuth: „Zur Sommerszeit"



Stanislaw Przybyszewski.

(Berlin.)

## Himmelfahrt.

Sie mußten sich trennen.

Niemals wußte er, weswegen eigentlich. Er wußte nur, daß sie ihm eines Abends die Hände drückte und matt und ruhig sagte:

— Siehst du, wir können nicht länger zusammenleben. Es geht nicht. Du bist müde und krank und alt. Ich werde gehen — nicht wahr?

Und er schwieg.

Ja, das war wol das beste. Das würde wol gut sein. Dann käme wieder Leere, Ruhe, — trüber, regnerischer Himmel, — schwere, bleierne Wolken, — aber Ruhe.

Er war so furchtbar müde.

Er fühlte ganz deutlich, daß er in sich hineinknicken, zusammenfallen müsse; in dieser Spannung ging's nicht weiter, sonst müßte etwas reißen.

Nein, so konnte er nicht weiter leben.

Es gab nur Qual, unerhörte, unaufhörliche, fressende Qual, die wie Ysopkraut in das Gefüge seines Wesens hineinwuchs und lange, seine Wurzeln trieb, welche das Gefüge lockerten, daß die Mauer barst und auseinanderfiel und sank . . .

Und es sollte Glück sein!

Er sollte die Sonne haben — er, der arme, zwölfköpfige Bergtrold.

Viele Schätze hatte er in seiner Höhle — Gold, Silber und Edelgestein; nur die Sonne mußte er noch haben — die Sonne.

Und in einer dunklen, langen Nacht ging der zwölfköpfige Trold die Sonne suchen. Die Berge riß er auseinander, und schlug den Felsen die Gipfel ab, und wälzte sie herunter, daß sie funkenregnend mit fürchterlichen Donnern ins flache Land herniederrollten, und dachte die Sonne zu finden.

Dann setzte er sich hin, um auszuruhen, und dachte weiter nach. Aber in zwölf Köpfen kann es keinen Frieden geben. Jeder sprach in den andern hinein, mit wütenden Fäusten hieb der eine auf den andern los, und es gab nur Qual und Angst und Streit.

Und als die Sonne kam, da überfuhr ein wahnsinniger Schrecken und ohnmächtige Wut den armen, zwölfköpfigen Trold; in die Finsterniß wollte er zurück, in seine Höhle wollt' er sich verkriechen, aber es war zu spät — die Sonne tötete den Trold . . .

Und so dachte er wie der Bergtrold mit zwölf Köpfen nach, wie er die Sonne finden könnte . . .

Wenn er sie wenigstens nicht geliebt hätte. Aber er liebte sie; mit ächzender, dürstender Not der Seele liebte er sie, mit wilder Verzweiflung und zerstörender Ohnmacht.

Sie war still und schweigsam; mit der tiefen, andächtigen Schweigsamkeit, die die Hände über Kreuz geschlagen hält. In ihren Bewegungen lag es wie ein Moderduft großer, langer, alter Vergangenheit, und in den Augen und der Sprache war der Ton des Wissens, der Schimmer der Erkenntniß. Sie war groß und stolz und traurig; mit der Majestät und Traurigkeit des Sündenfalls, mit der großen trüben Sehnsucht des verstoßenen Engels, den es nach der paradiesischen Seligkeit zurückverlangt.

Ja, er hatte sie gequält, wahnsinnig. Bis aufs Blut hieb er sie mit seinen Zweifeln, blutende Brandwunden ätzte er in ihr Gehirn mit seinem Hohn.

Sie durfte nicht sagen, daß sie ihn liebte; er glaubte es nicht. Der Andere, der, den sie früher geliebt, der sie verlassen hatte, der war es, den sie in ihm wiedergefunden, den sie in ihm weiter liebte.

Sie durfte nicht still sitzen und träumen; selbstverständlich, sie dachte an die Orgien des Geschlechtes mit dem Andern . . .

Und sie sollte ihm das Glück sein! — Alles hatte er für sie geopfert, alle Schranken niedergetreten; durch einen Wald von menschlichen Leibern hätte er sich mit der Axt den Weg zu ihr gebahnt.

Das Glück all seiner Liebsten hatte er zerstört, die stärksten Bande zerrissen, die ihn an sein Blut, an seine Eltern, an sein Kind, mit unaussprechlicher Liebe ketteten, seine Zukunft hatte er mit Füßen zertreten, nur um das Glück zu finden, die Sonne vom Himmel herunterzureißen und in seinen Schatzkasten zu verbergen, — aber es war kein Glück.

In dem zwölfköpfigen Gehirn konnte es keinen Frieden, keine Ruhe, kein Glück geben: nur Streit, nur Angst, nur Qual und Elend . . .

Und als das Glück ihm endlich aufging, das war ein fürchterliches Glück.

Das Glück, das wie der indische Sensenwagen über ihn gesaust kam und mit scharfen Schneiden seinen Leib zerfleischte, ihn mit seinen schweren Rädern auseinanderriß, daß er sich nicht wiederfinden konnte, zu einer ungefügen Masse, einem Knäuel, in dem der Anfangsfaden nun verloren war.

O, das Glück, das einer tausendfach mit Nadeln und scharfen Nägeln gespickten Keule gleich in seinem Körper wühlte und Fetzen lebendiger Edelteile spritzend herausstrieb.

O, das Glück, das ihn mit verzerrter Teufelsfratze hetzte, ihm die Seele aus dem Leibe hieb, von hinten, mit

Geißeln, daß sich breite blaue Striemen über seinen Rücken zogen.

Das also war das Glück . . .

Ja, das Liebesglück, das schließlich gar in religiöse Raserei umkippte, das asketische Glück im härenen Hemde, ausgestreckt auf harte Dielen mit dem knöchernen Totenkopfe unterm Nacken und überkreuz gelegten Totenbeinen auf der Brust und der schauerlichen, ewig nagenden Mahnung in den Ohren: Memento mori . . .

Nein, es ging nicht.

Zwölf Köpfe konnten nicht das Ei ausbrüten, aus dem das Glück auskriechen sollte; was der eine Kopf ausbrütete, das fraß der andre wieder auf. Es gab nur Qual, nur unerhörte, unaufhörliche Qual mit tausend stechenden Nadeln, tausend ätzenden Säuren, — so konnte es nicht weiter gehen, sie mußten sich trennen.

Und all' die Opfer umsonst.

Umsonst das Glück all' seiner Liebsten zertreten, umsonst die Ruhe seines Kindergewissens hingegeben, umsonst hatte er zum Mörder, zum Weltzerstörer und Tyrannen werden wollen, umsonst gab er sich dem Hohn und der Verachtung seiner Freunde preis, — Alles umsonst.

Er konnte es nicht verstehen. Er hätte doch dasselbe Recht auf Glück gehabt, wie Andere, — ja mehr. Hatte er nicht gern und ohne Laut das schwere Kreuz den Berg der Schädel hinaufgeschleppt? war er nicht gekreuzigt und verlästert und mit Koth beworfen worden?

Und er glaubte, daß es hätte kommen müssen; entschieden, ganz entschieden mußte es ja kommen, das Glück.

Sie war ja der Engel, dessen leuchtende Flügel ihn zum Himmel tragen mußten; zum Himmel, der sich öffnen würde und alle Seligkeiten seiner Sehnsucht über ihn herniederregnen.

O, die heilige Himmelfahrt, die er, sanft umglüht von ihrer Liebe, geheiligt durch sein Golgatha, gereinigt durch

das Feuerbad des heiligen Geistes der Glückseligkeit, mit ihr vollbringen wollte.

Auf dem Regenbogen im Aether wollte er thronen, und die Erde sollte seine Fußbank sein, und die Menschen ihm die strahlende Gnade von den Sohlen küssen.

Ja, es kam anders! Und sie trennten sich.

Aber als der rasselnde Zug, der sie ihm wegtrug, nun aus seinem Gesichtskreis verschwunden war, nun verstand er erst, daß er sie verloren hatte; ver-lo-ren . . .

Er mußte sich das laut wiederholen, ganz laut; um es klar und genau zu wissen, — so dachte er sich.

Das klare, genaue Wissen, das ist die Hauptsache, meinte er.

Wenn man sich erst etwas klar gemacht hat, dann wird es eben klar.

Aber über das Klare konnte er nicht hinaus.

Er stützte seinen Kopf gegen den Pfahl des Gaslichtkandelabers; das kalte Eisen brannte ihn.

Es wurde ihm etwas fürchterlich klar, so klar, wie er den beginnenden Tag zu sehen pflegte, wenn er spät heimkehrte.

Dann trat er auf die Straße — und blieb stehen.

Auf der einen Seite stand ein Cigarrenladen, auf der andern eine Restauration.

Er verspürte Durst und Lust zu rauchen; er konnte sich nur nicht entschließen, was er eigentlich wollte, — und ging weiter . . .

Jetzt plötzlich kam er — ja — zu einem großen Entschluß: er müßte dem Zug nachlaufen, — aufhalten würde er ihn sicher. Auf seinen Händen würd' er sie zurücktragen, zu ihren Füßen würde er kauern wie ein Hund, ein Hund; Herrgott, er mußte, mußte sie wiederhaben, — etwas war von ihm gerissen, er mußte sich's wieder holen.

Etwas schrie höhnend, gell in ihm: Umsonst! —

Er fing an zu rasen . . . wunderbar schön.

Alle seine Gedanken kamen in ein wirres Kreisen. Sie beschrieben weite elliptische Linien. Sie dehnten sich aus. Sie schwirrten und glühten und schossen herum. Manche explodirten und sprangen heraus und warfen sich in parabolischen Curven empor, eine sprühende Rutenschwingung, die die Luft zerriß und irgendwo am Boden erstarb; und in der Mitte tanzten zwei neugeborene, ungestalte Ausgeburten seiner Seele, leise kichernd, wirr um sich herum, wie zwei Kinder in dem Kranz der schwingenden Paare auf dem Tanzparkett. Die ganze Welt tanzte. Die Häuser standen eingeknickt und sehnten sich zu fallen; und seine Gedanken beschrieben immer weitere excentrische Kreise; und jetzt kam ihm vor, daß etwas schrill zerspringen müsse; ein glühender Gedankenbogen müsse zerreißen; in einem Nu müsse sein Gehirn zusammenschrumpfen, auf einen Kernpunkt, der sich starr zu einer glühenden Faust zusammenkrampfte und mit einer unendlichen Wucht irgendwo einschlüge, etwas zertrümmerte, daß Stücke herumflögen, weit ins Weite, prasselnd und zischend, wie die Gischttropfen von siedendem Wasser, wenn man Oel hineingießt.

Er lief keuchend. Er rannte, daß er glaubte, die Beine müßten sich ihm losreißen; durch die Vorstadt; in die Mitternacht, ins dunkle Feld hinein; dann fiel er hin . . .

Ueber dem Dorfe stand die Sonne; in der mittaglichen Majestät. Die Straße lag, als wäre sie vom Licht gewaschen, weißglühend in hochzeitlicher Pracht. Vor den Häusern um die Thüren lehnten Weidenzweige, in den Fenstern waren grüne Schilfblätter aufgestellt. Weißer Sand war auf dem reingefegten Pflaster ausgestreut, und still in sich zusammengesunken, in kauernder Andacht, ruhte heilig das Dorf.

Es war Pfingsten, — der Einzug des heiligen Geistes, der in Gestalt feuriger Zungen auf die Erde niederstieg; er, der als weiße Taube über dem Vater und Sohne thronte; er, das Unsagbare, das nur geahnt werden konnte, wie die

mystische, glühende Sommerstille, die ein Meer von weißem Feuer auf die Landstraße breitete.

Das war das Fest des heiligen Geistes . . .

Er fühlte ihn, wie er sich in ihn ergoß, wie er ihn erfaßte und auseinanderdehnte über die ganze Erde hin, weil in dem lächerlichen Menschenkinde seine Majestät nicht Platz hatte; er fühlte, wie sein Leib sich streckte und den heiligen Boden rings umspannte, wie vom Boden und vom Himmel etwas in ihn übertrat, wie die Hand der Allmutter ihn an die zuckenden Brüste nahm, bis Erdensäfte ihn durchströmten und der heiße, schwingende Himmelssame ihn peitschte. Er war stark, weil er ein Stück der Erde wurde. Wenn er sich aufhübe, müßte die Erde sich mit ihm heben, Himmelskörper müßten ihre Bahnen verschieben, weil sonst nicht Platz da wäre für den erdgeborenen Menschensohn . . .

Er lag und fühlte den heiligen Geist. Der Frühlingsbrodem dampfte ihm durch alle Adern. In wüstem Aufschwung raste er in ihm empor: nach der Vollbringung des heiligen Mysteriums: der heilige Geist des unendlichen Glückes, der heilige Geist der unendlichen Liebe . . . der Liebe . . . der Liebe . . .

Wie sie sich über ihn niederbeugte, die unfaßbare, verschwimmende Frauengestalt mit den sonnendurchglühten, durchsichtigen Händen.

Um ihre Stirne war ein mandelförmiger Lichtschein. Mit einer Chrysam-Atmosphäre keuscher Reinheit floß sie auf ihn nieder, — das heilige Bad der Taufe.

Ueber zwei Meere war sie zu ihm gekommen. Einen Berg und den andern mußte sie mit nackten Füßen überschreiten, um ihn zu erreichen: Aber sie kam.

Hochaufgethürmt schlugen die Meere gegen den Himmelsrand. Mit eisernen Spitzen starrten die Wälder der Berge in die Luft: Aber sie kam.

Geliebter!

Es klang, wie wenn es ungeboren wäre, anfangs- und

endlos; als ob sich eine Schallwelle, die schon vorhanden wäre, wie ein Aeolsharfenton verstärkte, voll emporhob und sich wieder in der end- und anfangslosen, tönenden Welle zur Ruhe legte.

Geliebter!

Es war wie das allmähliche Dämmern einer leisen Wolke, die in weitem Strich sich über den ganzen Himmel zog; sie wuchs, schwoll an, verlor sich wieder.

Geliebter!

Es durchzitterte ihn wie ein perlendes Regenwetter, eine aufgelöste Nebelfläche, einen Augenblick lang, und verschwand. Wie ein kühlender Luftzug an schwülem Sommertage, von dem man nicht begreift, woher er plötzlich kam, — der dumpfe Mittag verschlingt ihn.

Ja, um den Mittag herum; in der Erntezeit. Vor den Häusern hocken die Schnitter und klopfen mit den Dengelsteinen auf die Sensen. Kinderschwärme schleichen halbnackt durch das Dorf aus der Schule, und bei jedem, der vorbeigeht, rufen sie im Chor: Gelobt sei Jesus Christus. An der Schmiede steht ein Pflug, halbgeborsten. Vor einem langen Hause sitzt gähnend eine Scharwerkerschaar, wartend bis die Glocke tönt, die sie wieder zur Arbeit ruft, die Glocke mit dem sonderbaren, heiser krächzenden Ton; sie ist eingekeilt zwischen zwei Birnbaumästen, und wenn der Vogt an der Leine zieht, dann zittert der ganze Baum und die Glocke reibt sich an der grauen Rinde.

Schweres Gewitter, unheildrohend, schwanger von Todessaat, lagert über dem Dorf.

Das fürchterliche Gewitter, das die Mutter tötete. Er sah sie deutlich, wie sie in gebückter Todesahnung das Messingkruzifix hervorholt; er hört sie deutlich, wie sie mitten in der Stube niederkniet und die Litanei herbetet, die monotone Litanei an die heilige Jungfrau von Loreto.

Die Kinder kauern zitternd, weinend in den Ecken. Das Getöse des Donners schlägt in ihre Seelen wie die rächenden



Graf Leopold von Kalckreuth: „Auf dem Heimwege"

Posaunenstöße des jüngsten Gerichts, womit der Lehrer sie bedrohte. Eine rasende Furcht zuckt bei jedem neuen Blitz durch ihre Körper.

— Maria, du Thurm von Elfenbein . . .

Bete für uns! schreit schluchzend die Kinderschaar.

— Maria, Arche des Friedens . . .

Bete für uns!

— Maria, Tröstrin der Sterbenden . . .

Nun barst der Himmel, — langsam, mit schwerem, knatterndem Donner; grünes Licht wuchs aus den Wänden, die Stube dröhnte; ein Todesaufschrei — durch die wimmernden Stimmen der Kinder, durch die grausame Stimme Jehovahs hindurch —

die Mutter war tot . . .

Jetzt: er wollte sich aufheben — auf! Er griff stöhnend und mit beiden Händen auf den Boden und wollte sich auf seine Kniee stellen; er vermochte es nicht.

Ächzend stürzte er langhin aufs harte Erdreich, und keuchend hörte er's aus seinen heißen Lungen kommen:

Wo bist du, Du?

Und da fing es an in ihm zu toben; wie ein blendendes Gewitter fuhr's, wie Blitze rauschte es durch sein Gehirn; über ihm wieherte die Windsbraut; wirbelnde Sandpfeiler rasten auf ihn los wie ein Riesenheer, das ihn tief begraben, tief ins Innere der Erde niederstampfen wollte. Wie ein tierisches Schmerzgeheul, wie furchende Flammenschlangen ächzte es und zischte es in seinem Körper: Geliebter — Geliebter — Geliebter! —

Auf der Mondsichel saß der Teufel — ein Teufel mit langherabhängenden, dünnen Beinen, mit einem grinsenden Bocksgesicht — und spielte die Geige; und angelte nach ihm mit langen, schwingenden Tonschnüren, von denen jede einzelne in einen spitzen Haken auslief.

Der Teufel entwickelte, weiß Gott, eine wunderbare Treffsicherheit. Eine Angel nach der andern hakte an, die

eine in das weiche Gehirn, die andre an der Brustwarze, eine andere am Halse, eine an den . . . oh, er krümmte sich vor Schmerz! aber er konnte nicht auf.

Er schlug die Erde mit den Fäusten, er biß sich in den Sand hinein, er streckte sich im Schmerzenskrampf lang aus und kroch vor Schmerz in sich zurück, hob sich und fiel, — immer wieder, — und in unerhörter Todesangst hörte er sich schreien:

Wo bist du, Du? —

Jetzt kam ihm vor, als ob die Welt zu einer fürchterlichen Orgel wurde; die Töne wurden schwer und dick und engten ihn mit einem Walde von Columnen ein; über ihnen ruhte eine ungeheure schwere Kuppel, und die Säulen zitterten und barsten und krachten. Jetzt würde die Welt auf ihn niederstürzen; die schwere Orgeltonkuppel des Himmels würde ihn begraben; der Boden wankte, die Columnen knickten ein, die Kuppel platzte in der Mitte — noch ein Augenblick . . . mit übermenschlicher Gewalt riß er sich vom Boden.

Auf der Mondsichel saß der Teufel mit den lang herabhängenden, nackten, dünnen Beinen und spielte die Geige. Neben ihm saß ein nacktes Weib: das Weib des Sündenfalls — das Weib, das von der Erkenntnis gegessen hatte, das heilige Weib seiner Liebe, sein Himmelfahrtsengel — und rieb lüstern ihren nackten Leib an dem des Teufels und lachte; aus vollem Halse lachte sie.

Hier, ich, der Preis deines Kreuzigungstodes! Hier, ich, der goldene Eliaswagen, der dich in den Himmel tragen sollte! Hier, ich, die Göttin deiner dionysischen Sehnsucht! ich, das Tabernakel deines heiligen Verbrechertums! . . . Ich . . . ich . . . ich . . .

Alles verschwand. Es war dunkel; nur der Himmelsrand verbrämt mit einem leichten, lichten Streifen . . .

Das war das Glück . . .

Er, der erdgeborene Menschensohn, — Er, der über Leichen geschritten war, — Er, der die rauchenden Opfer

tausender, geborener und nicht geborener Menschenkinder dem Teufelsweibe dargebracht, — Er — ja — Er: wie stark er war! Seine Adern strotzten vom Blute tausend geopferter Menschen; sein Kopf wuchs bis zum Himmelsrand, weil er die fürchterlichen Mengen Blut nicht fassen konnte; seine Muskeln schwollen an zu Riesenbeulen voll wahnsinniger Kraft.

Jetzt mußte er die Kraft entladen; jetzt mußte er die That vollbringen, würdig eines erdgeborenen Menschensohnes . . .

Der Streifen am Himmel unten wurde breiter, das Morgengrauen kam.

Ja: das war es! Das war die That, die er vollbringen mußte:

Er war die Morgenröte! —

Mit der Finsternis hatte er gerungen, seine leuchtenden Finger in die Finsternis hineingebohrt, daß sie wie leuchtende Zacken in das dunkle Räderwerk des Dunkels griffen, und er wälzte die Räder der Finsternis mit den blitzenden Zacken seiner Hände, und sie schwand und schrumpfte zusammen, und über den ganzen Himmel hin erglühten Seine weißglutheißen Fingerzacken — Er siegte: Er, die Morgenröte, Er, der weiße, reine, heilige, leuchtende Tag, der Tag der Himmelfahrt!

Schweiß rann von seiner Stirne, und hoch emporgereckt mit beiden Armen, mit blutunterlaufenen Augen und wildem Blick, mit froh jauchzendem Munde stand er da, der Überwinder, der Sieger, der Strahlende, — er hatte das Glück . . .

## Otto Julius Bierbaum.

(Öd-Beuerberg.)

## Sommerglücksmusik.

O Mond der Ernte des goldenen Korns!
O Sichelrauschen durch reife Frucht!
O Segensang des Sensenschwungs!

* * *

Sonne spielt auf schweren, satten
Farben ein Strahlenlied der Macht.
Goldkorngarbenüberdacht
Sitzt der große Pan im Schatten.

*

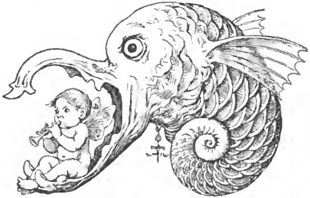
Gelb ist des Liedes Tiefton; breit
Flutet es unterm Klanggewelle.
Fanfaren in Rot; das Blau schalmeit;
Ein lustiges Grün schwillt flötenhelle.

*

Mit dem Haupt, dem hörnerschweren,
Nickt den Takt der große Pan:
„Langsam kommt die Zeit heran,
Da die Götter wiederkehren.“

* * *

O Mond der Ernte des goldenen Korns!
O Sichelrauschen durch reife Frucht!
O Segensang des Sensenschwungs!



# Autoren-Tafel.

(Die Bezeichnung * bedeutet: Mit dem Bildnis des Autors.)

Henckell, Karl (Zürich):
Rosentage.
Hille, Peter (Hamm, Westfalen):
Herodias.
Schlummernde Schwestern.
Hoffmann, Max (Berlin):
Waldidyll.
*Holz, Arno (Berlin):
Du.
Herbst.
Schmerz.
Erinnerung.
Alter Garten.
Marine.
Lied.
Jakobowsky, Ludwig (Berlin):
Das letzte Weib.
Im Kurgarten.
Faules Blatt.
Janitschek, Maria (Leipzig):
Geheimnisse.
Kraemer, Hans (Berlin):
Aphoristisches.
Kröger, Timm (Elmshorn):
Grünes Redder.
*Liliencron, Detlev Frhr. von (Altona):
Das gebliebene Lächeln.
Trennung.
Waldfahrt.
Sicilianen.
Land, Hans (Berlin):
Aphoristisches.
Lothar, Rudolf (Wien):
Hochzeitscarmen.
Mackay, John Henry (Genf):
Der letzte Tag.
Mann, L. H. (Wiesbaden):
Unfreiheit.
Ompteda, Georg Frhr. von (G. Egestorff) (Berlin):
Nicht mehr dabei.
Panizza, Oskar (München):
Heil'ge Drei König.
Rosmer, Ernst (München):
Zu Ende.
*Scharf, Ludwig (München):
Eiland des Todes.
Traumbild.
Todtenvogel.
*Scharf, Ludwig (München):
Schwindsucht.
Liebeserklärung.
Adam = Don Juan.
Schaumberg, Georg (München-Schwabing):
Dies irae.
Nächtlich durch meine Träume.
Schaumberger, Julius (München):
Die Freude (Drama, 1. Act).
Scheerbart, Paul (Berlin):
Die andere Welt.
Schirmacher, Käthe:
Spruch.
*Schlaf, Johannes (Magdeburg):
Die Geburt (Romanfragment).
Papa Opitz (Gedicht).
Seidel, Robert (Zürich):
Tief in der Erde Schooß.
Stern, Maurice von (Zürich):
Der Tod und das Mädchen.
Eiger-Reiter.
Die weiße Blume.
Suttner, Bertha von (Harmannsdorf):
Aphoristisches.
Tovote, Heinz (Berlin):
Schnucks (Novelette).
Vergessen (Gedicht).
Towska, Kory (Berlin):
Sprüche.
Weigand, Wilhelm (München):
Gesicht.
Im alten Pavillon.
Hochsommernacht.
Am See.
Mittagsrast.
Fin de siècle.
An Otto Julius Bierbaum.
Wille, Bruno (Berlin):
Die hohe Föhre.
Wohlmuth, Alois (München):
Epigramme.
Wolzogen, Ernst von (Berlin):
Bekenntnisse.
Ziel, Ernst (Cannstatt):
Den Schulfüchsen.
Der Wiesenpfad.
Sprüche.

**Uebersetzungen:**

Baudelaire, Charles:
Amor und der Schädel (Deutsch von Felix Dörmann).

Giraud, Albert:
Paradie
Aus „Pierrot lunaire“ } (Deutsch von Otto Erich Hartleben).

Li-tai-po:
Chinesisches Trinklied (Deutsch von Richard Dehmel).

Swinburne, Ch. A.:
Bürden (Deutsch von Hedwig Lachmann).

Verlaine, Paul:
Wiedergeburt (Deutsch von Richard Dehmel).

Villon:
Lied der Gehenkten (Deutsch von Richard Dehmel).

# Künstler-Tafel.

Keller, Albert (München): Bildnis, „Act“. — Lampel, Jean (München): „Adam = Don Juan“ (Plastik). — Max, Gabriel (München): Bildnis. „Küssen“. — Müller-Breslau (Breslau): „Abend“. — Schmidt, Huga Ernst (Berlin): „Sammer“. — Stuck, Franz (München): Selbstbildnis. „Pietà“. „Die Vertreibung aus dem Paradies“. „Samsan“. — Thama, Hans (Frankfurt a. M.): Bildnis. „Drei Köpfe“. „Eingang in den Liebesgarten“. „Adam und Eva“. — Trübner, Wilhelm (München): Bildnis. „Auf dem Kanapee“. — Uhde, Fritz van (München): Bildnis. „Der Gang nach Betlehem“. „Es ist nicht mehr weit zur Herberge“.

**Albrecht, Engelbert,** Der Drachenhort. Erscheint auf Weihnachten.

**Bierbaum, O. J.,** Fünfundzwanzig Jahre Münchner Hoftheater-Geschichte. Illustriert.
Mk. 4.—.

**Bierbaum, O. J.,** Studentenbeichten. Mit einer Titelblattzeichnung von Franz Stuck.
Brosch. Mk. 1.50.

**Burenin, V.,** Das Totenbein. Ein absonderlich-mysteriöser Kriminalfall. Nach der 4. Aufl. des russischen Originals übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Wilh. Henckel.
Brosch. Mk. 1.—.

**Conrad, M. G.,** Bergfeuer.
Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

**Conrad Dreher's** Schliersee'r Bauerntheater, siehe unter Schaumberger, Julius.

**Croissant-Rust, Anna,** Feierabend und andere Münchener Geschichten.
Brosch. Mk. 2.—.

**Croissant-Rust, Anna,** Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch.
Brosch. Mk. 2.—.

**Croissant-Rust, Anna,** Gedichte in Prosa.
Brosch. Mk. 2.—.

**Dehmel, Richard,** Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und -Menschenbuch.
Brosch. Mk. 5.—, in Original-Prachtband Mk. 6.—, in Liebhaber-Einband Mk. 12.—.

**Falke, Gustav,** Tanz und Andacht. Gedichte aus „Tag und Traum".
Brosch. Mk. 4.—, in Original-Prachtband Mk. 5.—.

**Finne, Gabriel,** Die Eule. Schauspiel in einem Akt. Einzig autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Uebertragung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter.
Brosch. Mk. 1.—.

**Henckell, Karl,** Aus meinem Liederbuch. gr. 8⁰. Hocheleganter Prachtband. Zweifarbiger Druck.
Preis Mk 7.—.

**Henckel, Wilh.,** Das Totenbein, siehe unter Burenin, V.

**Hoffmann, Max,** Morgenstimmen und anderes.
Brosch. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—.

**Krüger, August,** Erna's Fehltritt.
Brosch. Mk. 3.

**Lahusen, Dr. med.,** Die Lungen-Tuberculose und ihre Verhütung vermittelst rationeller Abhärtung durch Wasserkur im Hause.
Brosch. 75 Pf.

**Lahusen, Dr. med.,** Abhärtungskuren im Hause.
Brosch. 75 Pf.

**Max und Moritz im Glaspalast und in der Secession.** Mit vielen Illustrationen
Preis Mk. 1.—.

**Poschinger, Heriberta von,** Lieder der Waldfrau.
Eleg. geb. Mk. 6.—.

**Reder, Heinrich v.,** Rothes und blaues Blut. Mit einer Illustration.
Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

**Reder, Heinrich v.,** Lyrisches Skizzenbuch.
Brosch. Mk. 4.—, in Original-Prachtband Mk. 5.—.

**Rosmer, Ernst,** Wir Drei. Fünf Akte.
Brosch. Mk. 1.50.

**Rüttenauer, Benno,** Der kleine Bolland, oder: Acta Sanctorum minora.
Brosch. Mk. 1.50.

**Scharf, Ludwig,** Lieder eines Menschen.
Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

**Schaumberg, Georg,** Dies irae und andere Gedichte.
Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

**Schaumberger, Julius,** Künstler-Dramen.
Brosch. Mk. 3.—.

**Schaumberger, Julius,** Ein pietätloser Mensch.
Brosch. 60 Pf.

**Schaumberger, Julius,** Konrad Dreher's Schlierseer Bauerntheater. Ein Zeit- und Zukunftsbild. Mit 20 Illustrationen.
Brosch. Mk. 1.—.

**Seydlitz, R. Freiherr von,** Der Kastl vom Hollerbräu.
Preis Mk. 3.—.

**Stümcke, Heinrich,** Präludien.
Brosch. Mk. 2., eleg. geb. Mk. 3.—.

**Unseld, Wilh.,** Us d'r Hoimath. Gedichte in schwäbischer Mundart. Mit farbigem Umschlag.
Brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

**Unseld Wilh.,** Us'm schwäbischa Volksleaba. Eine Sammlung heiterer und ernster Erzählungen im schwäbischen Dialekt.
Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

**Wallpach, Arthur von,** Im Sommersturm. Gedichte. Erscheint auf Weihnachten.

**Wohlmuth, Alois,** Benedict Broemel.
Brosch. Mk. 3.—